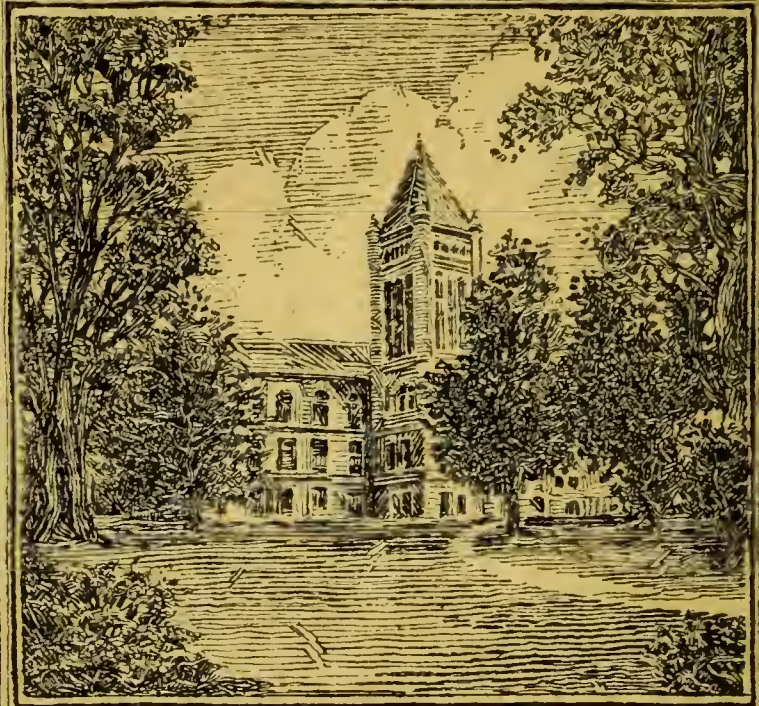
THE LIBRARY OF THE
VNIVERSITY OF ILLINOIS



PVRCHASED FROM
MR. H.A.RATTERMANN
OF CINCINNATI IN 1915

H. Ramberg . del .

A.W. Böhm . sc

Minerva.

Taschenbuch

für

das Jahr 1817.

Neunter Jahrgang.

Mit 10 Kupfern.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng.

Rattermann
830.8
M662
v.9

Uebersicht des Inhalts

des neunten Jahrgangs der Minerva.

Erklärung der Kupfer.

Genua unter seinen Kindern. Zur Erklärung des Titelkupfers . . . . . S. 1

Gallerie zu Schiller's Gedichten. Neunte Schaustellung . . . . . — 21

Die Verschwörung des Fiesco . . . . . — 24

I. Weinet um mich! . . . . . — 36

II. Der Fehlstoß . . . . . — 38

III. Die Thierfabel . . . . . — 41

IV. Der Monolog . . . . . — 45

V. Die Beschämung . . . . . — 47

VI. Deutsche Hiebe . . . . . — 49

VII. Die Haarlocke . . . . . — 53

VIII. Der Sturz . . . . . — 54

367472

I. Rosaura und ihre Verwandten; von Friedrich Baron de la Motte Fouqué . . S. 1

II. Gedichte von Buri . . . . . — 69

Die Gräfin von Andegg, oder: Die drei Worte des Traums . . . . . — 71

Das Königswort . . . . . — 81

Fingal und Agandekka. (Frei nach Ossian) . — 86

Oina-Morul, das Mädchen der Insel. (Frei nach Ossian.) . . . . . — 92

III. Ueber die Größe des Schöpfungsgebietes; vom Professor Dr. Gelpke . . . . . — 99

IV. Roxilia. Eine komische Erzählung von K. G. Prätzel . . . . . — 111

V. Der Husarenoffizier; von Caroline Pichler, geb. v. Greiner . . . . . — 169

VI. Emmoina. Eine Heroide von Johann Carl August Rese . . . . . — 243

VII. Fliegende Blätter von F. H. Jacobi . . — 259

VIII. Das Teufelsweib. Ein Schwank von A. F. E. Langbein . . . . . — 301

IX. Die Ueberraschungen; von August Lafontaine . . . . . — 321

X. Gedichte von Friedrich Haug . . . . S. 395
Mäßigung . . . . . — 397
An Amor . . . . . — 398
Frühlingslied . . . . . — 399
Die beste Welt . . . . . — 401
Wilhelm an den Tod . . . . . — 403
Nanny . . . . . — 404
Zu große väterliche Liebe . . . . . — 406
Piron über Mav Epos . . . . . — 406
Schlüssel und Schwert . . . . . — 407
Der Hochbeleidigte . . . . . — 407
Rath an Pompus . . . . . — 408
Bullo's Apologie . . . . . — 408
Aufmunterung . . . . . — 409
Herz und Magen . . . . . — 409
Homers Geburtsstadt . . . . . — 410

XI. Canova's Denkmal auf die Erzherzogin Christine in der Augustinerkirche in Wien; von C. A. Böttiger. Nebst einem Kupfer . — 411

XII. Geschichte der ersten Wiedererhebung des Hauses Oranien in den vereinigten Niederlanden, 1672. Von Kähler. (Verfasser des Herrmann von Löbeneck.) . . . . . — 435

XIII. Variationen auf das Jahr 1817 . . . . S. 483
1. Doppel-Räthsel . . . . . — 485
2. Homonyme . . . . . — 486
3. Logogriph . . . . . — 487
4. Homonymische Charade . . . . . — 488
5. Charade . . . . . — 488
6. Charade . . . . . — 489
7. Logogriph . . . . . — 490
8. Charade . . . . . — 490
9. Räthsel . . . . . — 491
10. Charade . . . . . — 492
11. Logogriph . . . . . — 492
12. Charade . . . . . — 493
13. Logogriph . . . . . — 494
14. Charade . . . . . — 494
15. Charade . . . . . — 495
16. Charade. An Franziska . . . . . — 496
17. Charade. Dialog . . . . . — 497
18. Räthsel . . . . . — 498

Genua unter seinen Kindern.

Zur

Erklärung des Titelkupfers.

Zu den merkwürdigsten Punkten unsers Welttheils, von Petersburg bis Neapel, von Lissabon bis Constantinopel, gehört — nach einstimmigem Zeugnisse aller Kenner — jene amphitheatralisch thronende Königin am ligurischen Meer, die durch ihre stolze Lage sowohl als ihre vormalige Seeherrschaft stolz die stolze (la superba) genannte Hafenrepublik Genua. Deutungsvoll heißt ihr alter Name in den frühern classischen Zeiten die Pforte (Janua). Durch ihren einst das ganze Mittelmeer umarmenden Hafen schließt sie, wer nur ihre Schlüssel recht zu berühren weiß, die Schätze und mehr Naturgaben der fruchtbarsten Inseln und Küsten einer noch weit umfassendern Riviera di Ponente und Levante auf, als in dem gewöhnlichen geographischen Sinn dadurch bezeichnet wird. Und durch die sie steil umthürmenden, starraufragenden Vorgebirge der Apenninenkette und ihre Pässe, die man die Bocchetta nennt, wird sie das Thor zu den fruchtbarsten Naturgärten der Lombardei und den gesegneten Piemonteserthälern.

Man hat uns mit Panoramen schon bis zum Ueberdruß heimgesucht. Warum zeigt man uns, die wir aus nordischem Himmel so lüstern in jene Hesperidengärten hinüberblicken, nicht vor allen das Panorama von Genua, wie es von der Terrasse des Pallastes Durazzo oder aus einem noch höhern Standpunkt das Entzücken aller Fremden macht? „Die Lage von Genua, so sagte uns Mat-

thissou noch neuerlich in seinen Erinnerungen, entfaltet eins der prachtvollsten und reichsten Gemälde des Erdbodens, keiner Wortschilderung zugänglich, nur höchstens der Magie des Pinsels erreichbar, und für mich, so wie für jeden andern, dem der Anblick des Panoramas noch ungewohnt (oder höchstens nur im Schattenriß von Mellingen's zauberischen Prospekten näher gebracht) blieb, schlechterdings ohne Vergleichungspunkt."

Der Künstler, der uns im Titelkupfer dieses der weisen Götterjungfrau, der Gehülfin des ersten Schiffszimmermanns, Argus, der Pallas Minerva, geweiheten Taschenbuchs Genua, diese alte Schiff- und Seeherrscherin, so schön und jugendlich unter ihrer köstlich geschmückten Fürstenkrone dargestellt hat, mochte dazu, wie wir bald zu bemerken Gelegenheit haben werden, seine guten Gründe haben. Und ewige Schönheit, sagt Pindaros, blüht in den Städten, die Zevs liebt. Allein der Stammbaum ihrer Geschlechter und Thaten geht tief in das thatenvolle Mittelalter hinauf. Sie vernichteten nach zweihundert Jahre lang dauernden Kämpfen, als sie endlich die damals schon famöse Insel Elba erobert hatten, zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts den mit ihnen über den Handel im Westen des Mittelmeers wetteifernden mächtigen Handelsstaat von Pisa. Wer sollte nicht Lust empfinden, die Geschichte dieser zermalmenden Kämpfe, die auf nicht weniger classischem Boden, als jene alt-griechischen über die Hegemonie, gekämpft wurden, in den (viel zu wenig gekannten) Geschichten der italienischen Freistaaten von dem tiefforschenden, tieffühlenden Simonde Sismondi zu lesen? Von nun an war der Genueser der unbestrittene Herr des westlichen Mittelmeers. Der größte Theil der provençalischen Küste, Montferrat, Monaco, Nizza, selbst Marseille, hatte ihr zugehört. Corsica, Sardinien trug ihr Joch. Nun gerieth sie mit den Venetianern in blutige Fehde. Hier galt's die Herrschaft im Osten des Mittelmeers. Denn die westliche Küsten- und Handelsfahrt wurde nur dann erst golden, wenn der Besitz des Levante-

Handels hinzukam. Mit ungleichem Glück stritt Genua gegen den Venediger Seelöwen. Doch ein neuer Stern ging ihnen in der Erneuerung des griechisch-byzantinischen Reichs auf. Bald schrieben die Genueser von ihrer mit Thürmen und Gräben trotzig umgebenen Vorstadt Galata aus den Palälogen und Cantacuzern in Constantinopel, bei aller Vasallenhuldigung, die demüthigendsten Gesetze vor. Der ganze gewinnvolle Handel des schwarzen Meers wurde ihr Monopol. Von Caffa aus, an dessen Ruinen der reisende Chardin noch 400 Seegel mit Korn- und Fischhandel erblickte, erhob Genua seinen Thron über die taurische Halbinsel. Die Fluten des Oxus, des Caspischen Meers, der Wolga und des Don mit seinem unerschöpflichen Störgewimmel, strömte Gold in die Faktoreien der edelsten Geschlechter, die zugleich alle Handel trieben, und der indische Gewürz- und Caravanenhandel, der schon vor 2000 Jahren einmal denselben Weg gegangen war, eröffnete sich zum zweitenmal den Handelsherren des schwarzen Meers. Gewiß ist es, daß, hätte man in Genua sich nicht zu derselben Zeit in wildester Partheiung zerfleischt, und hätte man schon damals das Colonialsystem genug verstanden, um vom Mutterstaat aus alle Pflanzungen und Faktoreien in ein harmonisches Ganzes zu verschmelzen, Ligurien schon im 14ten Jahrhunderte das geworden wäre, was Holland durch Alba und den Sturz der Portugiesen im 16ten wurde. *) Doch auch in Genua rauften sich die Welfen und Gibellinen im endlosen Zorn. Die Fieschi und Grimaldi waren die Häuptlinge der erstern, die Spinola und Doria standen an der Spitze der letztern. Endlich entsprang aus diesem wilden Parteikampf der erste Doge Simon Boccavegia. Doch immer neue Zwiste und Reibungen nöthigten endlich zum Herbeirufen fremder

*) S. Gibbon's History of the Decline of the Roman Empire T. XI. p. 390. ff. ed. Lond. Spittler II, 149.

Heere. Der Fremdling, der keiner Partei angehörte, sollte Oberherr seyn. Seit Constantinopels Eroberung und Zerstörung der genuesischen Handelsetablissements auch in der Krimm wäre Genua damals sehr zur Unbedeutenheit herabgesunken, wenn nicht die 1407 gestiftete Sanct Georgenbank eine metallene, unerschütterliche Basis gegeben hätte. Ueber ein halbes Jahrhundert gehörte die in Anarchie aufgelöste Stadt bis zu dem alles umgestaltenden, glorreichen Jahre ihrer Wiedergeburt im Jahre 1528 dem benachbarten Mailand zu. Damals führte der unsterbliche Andrea Doria, mit großer Schöpferkraft und behutsamer, die eingewurzelten Nationalvorurtheile möglichst schonender, Weisheit die bis zu der neuesten verhängnißvollen Umwandlung der Hauptsache nach festbestehende Staats-Organisation ein. Die Familie der Fregosi und Adorni, von welcher seit langer Zeit alles Unheil der Parteiwuth ausgegangen war, wurde unterdrückt. Mit Hülfe der Fregosi's hatte der unternehmende Doria zuerst unter Lautrec Genua in die Hände der Franzosen gegeben. Doria, der tapferste und erfahrenste Seeheld seiner Zeit, war dem König Franz mit aller Treue ergeben und hatte in dem Seetreffen vor Neapel, wo Moncade fiel, ritterlich für die Sache der Franzosen gekämpft. Als Republikaner und Seesoldat war er stets den Schleichwegen und Schlangenkünsten der Höflinge fremd geblieben, die am französischen Hofe den König und seine Maitressen leiteten. Er gab seinen Rath freimüthig und trat derb auf, wo die Intendanten und Rathgeber des Königs Franz ihn mit ihren Leibgeweben umstricken wollten. Das ihm zum Preis für treugeleistete Dienste versprochene Savona ward ihm vorenthalten. Der Höfling Barbezieux erhielt den Befehl über Doria's Galeeren. Man wollte seiner nur quitt und los seyn. Der Höfling verstand ihr Handwerk schlecht, sagt der Cardinal Rez in seinen Denkwürdigkeiten, der es freilich viel besser wußte *), nach dem ächt-französischen

*) Ils furent fort malhabiles de ne l'avoir pas perdu

Grundsatz, daß kein todter Löwe mehr beißt. Nun warf sich Doria dem Spanier in die Arme. Kaiser Carl behandelte ihn stets mit einer Hochherzigkeit, die es werth war, den ersten Admiral des 16ten Jahrhunderts zu seinem Freund und Diener zu haben. Mit des Kaisers Galeeren kam Doria in den Hafen von Genua. Das Volk, das die Pest und die ihr gleich geachtete französische Herrschaft nicht aufgerieben hatte, jubelte ihm entgegen. Der französische Befehlshaber Trieular mußte die Citadelle übergeben, welche von dem zusammengerotteten Volkshaufen sogleich geschleift und der Erde gleich gemacht wurde. Nun trat Doria als Gesetzgeber auf, indem er zwölf Männer wählen ließ, welche unter seinem Einfluß die neue Staatsverfassung begründeten.

Doch es mag erlaubt seyn, hier aus Johann von Müller's allgemeinen Geschichten das herzusetzen, was ja nie bestimmter, das heißt, besser gesagt werden kann: „Andrea Doria faßt den Entschluß, Genua's Timoleon zu werden. Er fing, wie Thrasybulus, mit einer Amnestie an, und vereinigte die Parteien durch Heirathen und gesellschaftliche Verbindungen. Anstatt unter dem Schein öffentlichen Wohls sich selbst eine verhaßte Macht zuzueignen, gab er allen, auch nur einigermaßen ansehnlichen Bürgern, mit Ausschlusse sowohl der Adorni als der Fregosi, die Regierungsfähigkeit. Nachdem er veranstaltet hatte, daß je zu zwei Jahren ein Doge gewählt werden und unter seinem Vorsitze von acht Governatori und von einem Rathe von vierhunderten der Staat verwaltet werden soll, vermischt Doria sich selbst in die Menge der

---

tout à fait et de l'avoir laissé dans un état ou il était capable de nuire à la France et à eux mêmes. In der Conjuration de Fiesque in den Mémoires T. IV. p. 328. Das wußte auch Richelieu besser, als er den Prinzen Bernhard von Weimar vergiften ließ.

Senatoren. In seinem 87sten Jahre kommandirte er die Flotte, welche den Genuesern den Besitz von Corsica sicherte. Nie wurde Andrea Doria Doge. Dieser große Mann starb in dem vier und neunzigsten Jahre seines Alters."

Indeß beweist die kürzlich ausgezeichnete Constitution allein schon zur Gnüge, wie rastlos der Ehrgeiz der Familien, wie ränkevoll der Demagogengeist des Volks, das doch wieder in den ersten Familien seine Patrone und gewöhnlich auch seine Brotherren hatte, fortwirkte. Zur Ruhe konnte durch diese Constitution eine Bürgerschaft nicht eher kommen, als bis die ganze erste Generation erst ausgestorben war, der eine solche Constitution so kunstreich angepaßt wurde. Vermochte doch selbst ein so genievoller, unter den glücklichsten Verhältnissen zum ersten Bürger aufgewachsene Mann, wie Johann Ludewig von Fieschi Graf von Lavagna war, seinem Vaterlande den kleinen Widerwillen gegen den eiteln jungen Doria aufzuopfern. Doch seine Verschwörung mußte kommen, mußte so enden, damit der zur Rache gereizte Andrea im höchsten Greisenalter den Staat ganz vereinigen und sein Werk vollenden könnte.

Dies Wenige mußte aus der ältern Geschichte der Republik Genua vorausgeschickt werden, damit die sinnreiche Allegorie, womit der erfindungslustige Ramberg in diesem Titelkupfer uns beschenkte, gehörig aufgefaßt und von allen Beschauern im Sinne des Künstlers verstanden werden möchte. Die durch ein Wunderbad der Hebe gleichsam wieder geborne, zu neuem Jugendreiz hold aufblühende Jungfrau, mit dem fürstlichen Hermelintalar über den Schultern, mit der herzoglichen Krone auf dem liebend vorwärts gesenkten Haupte, die Liebe auf dem mit Oelzweigen, dem Sinnbilde des innern, wie des äußern Friedens, gestützt, thront hier auf einem natürlichen Marmorblock; zu den Pallästen und Kirchen der prächtigen Stadt ist ja des einheimischen und cararischen Marmors eine unsägliche Menge verschwendet. — Sie thront unter

ihren Kindern und den Genien der Kunst und Wissenschaft. Zu so blühendem Wohlstand erhob des ehrwürdigen Andrea Doria Fürsorge sein Vaterland! denn diesen Zeitpunkt zu bezeichnen ist des Künstlers Absicht gewesen. Und er verdient es, als der eigentliche Wendepunkt der genuesischen Größe und Herrlichkeit in der neuern Geschichte angesehn zu werden.

Man kennt ja aus jedem italischen Wegweiser oder aus Reisebeschreibungen die Inschrift, die zu den wenigen gehört, welche von der unbestechlichen Muse der Geschichte selbst in Stein eingeschrieben wurden, die Aufschrift auf dem Fußgestell der Bildsäule, welche die Republik dem unsterblichen Doria in der Signoria oder in dem von ihm selbst einst bewohnten, später zum Regierungspallast und zur Wohnung des Dogen bestimmten Sitze der Justiz inwendig an der prächtigen Freitreppe aufstellte, worin er Vater des Vaterlandes und Wiederhersteller der Freiheit genannt wird. Ruhmvolleres Zeugniß hat ältere und neuere Geschichte keinem Bürger ertheilt, der Held und Retter seines Vaterlandes, in Tugenden des Kriegs und Friedens gleich ausgezeichnet, der die Kränze alle errungen hatte, welche der Genius des Ruhms in Annibal Caracci's unsterblichem Gemälde mit dem Sternenkranz vereinigt.

Und blicken wir nur genauer auf die Umgebungen, welche der Künstler in diesem allegorischen Blatt um die Schutzgöttin Genua's herumgestellt hat! Die ihr zur Seite sitzende jugendliche Heldenfigur in voller Rüstung mit dem stolz herüberwinkenden Helmbusch und Panzer, wen kann sie anders bedeuten, als den geliebtesten ihrer Söhne, den hochgefeierten Doria selbst? Ihm hat Genua ihre Waffen, den Dreizack, das unwandelbare Zeichen der Seeherrschaft, und die Fasces, das Symbol der bürgerlichen Regierung, anvertraut. Doch der erhabne Genius, der diese Regierung selbst geordnet und gestaltet hatte, ließ sich nie durch den Glanz eitler Ehre und die Versuchungen des Purpurs blenden, und begnügte sich stets, der erste unter sei-

nen Mitbürgern zu seyn, so daß er, als ihn Carl V. zum Herzog von Genua machen wollte, dies standhaft verweigerte. Darum erscheint er auch hier nur als bewohnender, bewachender, nicht als besitzender Genius. Vor allem mag ihm wohl der Neptunische Dreizack ein geziemender Schmuck seyn. Denn wie Sigoni in der trefflichen Biographie, die er von Andrea Doria schrieb, am Ende, wo er alles zu seinem Ruhm zusammenfaßt, und ihn nach allen seinen Tugenden charakterisirt, gar nachdrücklich erwähnt: sechsmal hatte er unter verschiedenen Kaisern und Königen in wichtigen Unternehmungen die Admiralstelle bekleidet, wobei er zugleich auch zuweilen die Landmacht befehligte. *) Viele Erfindungen im Seewesen stammen von ihm, wie er denn unter andern auch Quadriremen und Quinqueremen, oder Kriegsschiffe im Sinne der Alten, erbaut haben soll. Und ob er gleich von den Seeräubern und Feinden seiner Monarchen oft unermeßliche Beute erwarb, so hat er sich doch selbst damit nie bereichern wollen. Darum ist er auch lebend und nach seinem Tode oft allegorisch als Neptun vorgestellt worden. Man denke nur an das allegorische Gemälde von Francia auf der Dresdner Gallerie, den Admiral Doria als Neptun mit dem Dreizack vorstellend, indem die Religion, mit dem Kreuze in der Hand, ihm zur Seite steht und mit segnender Geberde den Kranz reicht. Darum ist auch auf der seltnen Gedächtnißmünze, welche die Genueser auf ihn prägen ließen, das Brustbild des ehrwürdigen Greises mit einem Dreizack, der nach Art der römischen Denaren auf den Seehelden Vipsanius Agrippa hinter seinem Rücken emporsteht, und mit dem

*) Sexies, diuersis Principibus summis, nauallium expeditionum atque interdum terrestrium simul imperator extitit u. s. w. in Caroli Sigonii vita Andreae Doriae II, 44. in Sigoni Operibus T. III. p. 1229 ff.

unten schwimmenden Delphin geschmückt, wohin auf der Rückseite ein bemanntes Boot, von einer Galeere abgesandt, einem nackenden Menschen auf einer Klippe, der seine Hände nach Hülfe ausstreckt, zu Hülfe kommt (welches das von Doria gerettete Genua bezeichnet). *)

Auch die andern Umgebungen auf unserm Bilde sind sehr charakteristisch. Doch hätte, wenn es dem Künstler mehr um Vervielfältigung der Kennzeichen, als um einfach schöne Gestalten zu thun gewesen wäre, zu noch genauerer Bezeichnung des Heldengenius, ein zu seinen Füßen ruhender Hund angebracht werden können. Denn abgesehn davon, daß dieses treue Thier schon im Alterthum und auf Grabmonumenten stets die unauflösliche Treue und Ergebenheit angedeutet hat, würde es gerade bei unserm Andrea noch ein besonderes Merkmal gegeben haben. Schon Justus Lipsius hat in der bekannten Epistel, worin er den Hundeliebhabern eine historische Lobschrift gemacht hat, des treuen Hundes des Doria Erwähnung gethan. Auch ist es von allen Reisebeschreibern bemerkt worden, daß in dem Garten des Pallastes Doria neben einer Bildsäule des Jupiter sich das Grabmal seines Lieblingshundes Rolayd befand, den er einst vom Kaiser Carl geschenkt erhielt und, der gemeinen Sage nach, einen Jahrgehalt von 500 Scudi aussetzte: „Hier liegt, heißt es in der Inschrift, der große Roland, der es durch seine Treue und Freundlichkeit verdiente, des großen Jupiters Wächter zu seyn." **)

---

*) S. Köhler's Münzbelustigungen Th. III. S. 249 ff.

**) Qui gia il gran Rolando, cane del principe Andrea Doria. Il quale per la sua molta fede e benevolentia fù meritevole di questa memoria, veramente degno della custodia di summo Giove, in den Lettres historiques sur l'Italie d. Ch. de Brosses T. I. p. 88.

Doch werfe man noch einen forschenden Blick auf die übrigen Figuren. Zwei junge Mädchen mit Seidenwurm-Cocons und mit der Seidenhaspel schmiegen sich traulich an die Knie der thronenden Genua. Jedermann weiß, welche Rolle diese Stadt jederzeit in der Geschichte des Seidenbaues und der Seidenmanufakturen gespielt hat, und wie ohne Sammt von Genua kein fürstlicher Baldachin und kein Prunktalar in ganz Europa in den verflossenen Jahrhunderten geschmückt werden konnte. Es sollen ehedem oft an 20,000 Seidenweber in Genua gelebt haben. Im Vordergrunde ist die Malerei und Bildnerei beschäftigt, den Genius der ruhenden Topfarbeit zu malen und zu modelliren und durch die hinterwärts lehnende Lyra wird die Musik angedeutet. Es bedarf dabei kaum eines Fingerzeigs, wie anmuthig und naiv der Künstler diese industriöse Kindergruppe zusammengeordnet, und von der Lyra aufsteigend bis zum modellirten Kopf eine gar angenehm aufsteigende und sich wieder herabsenkende Gruppe ohne alle Verwirrung in einander geschlungen hat. Die üppig emporrankenden Rebengeländer und der Korb mit Oliven, der daran aufgehangen ist, deuten auf die durch Kunstfleiß und wunderbare Terrassirung des Bodens den schroffen und unfruchtbaren Felsenwänden abgerungene Fruchtbarkeit, welche durch die glatten abgeschnittenen Felsenwände, auf deren Zinnen hier ein Theil der Stadt herabblickt, noch bestimmter bezeichnet werden.

Wollten wir indeß für diese Scene ein ganz angemessenes Local aus dem an hängenden Gärten und romantischen Ansichten so reichen Genua annehmen, so würden wir ohne alles Bedenken die Gärten des ehrwürdigen Pallastes Doria selbst dazu vorschlagen, der, wie schon La Lande bemerkt, eine der prächtigsten Lagen in der Welt, und Säulengänge und Platteformen von 150 Länge hat. Alle nordische Reisende sprechen mit Bewunderung davon. „Im Garten des weitläuftigen Pallastes Doria, so erin-

nert schon Matthisson,*) unter welchem die Meereswogen brandend gegen schroffe Felsklippen zerstieben, erhebt sich auf dem Springbrunnen die Kolossalstatüe des großen Andreas Doria (er stellt den Neptun mit seinem Dreizack vor, welcher drei Meerrosse zügelt, der Kopf des Neptuns ist das Porträt des Doria). Noch besitzen wir keine den erhabenen Helden würdig darstellende Biographie. Viel hat Schiller für ihn als dramatischer Dichter gethan!" Und die fleißig beobachtende, das Beobachtete lebendig darstellende Friederike Brun erzählt uns aus ihrem Tagebuche vom 25sten September 1803 folgendes: „Den 25sten Sept. brachten wir den Morgen im uralten Pallast der Familie Doria am Meer zu. Die Familie selbst seit einem Jahrhundert in Rom ansäßig, nur in Erinnerung an Genua's große Vergangenheit lebend. Wie mögen die Blicke des alten Seelöwen von dieser Villa aus oft in das beherrschte Element hinausgeschaut haben, das Feld seines Ruhms!" **)

Sonderbarer Wechsel! Im September des Jahrs 1815 war unter den Festlichkeiten, welche die Genueser als neue Unterthanen der Sardinischen Majestäten nach Anordnung des Ministers, des Grafen Revel, (den man so gern mit dem allgemein geschätzten St. Marsan vertauscht hätte) zum Empfang der Königin von Sardinien veranstalten mußten, als Lustgepränge des dritten Tages in diesem Pallast eine Collation und Feuerwerk vorbereitet. Im Garten desselben war ein Gebäude in chinesischem Geschmack aufgeführt, in welchem die hohen Herrschaften bewirthet werden sollten. Der große marmorne Springbrunnen, worin Neptunus-Doria noch immer die drei Raubstaaten Tunis, Algier und Tripolis als Seerosse bän-

---

*) Vom Jahr 1795. Matthisson's Erinnerungen Th. IV. S. 37.

**) Episoden aus Reisen durch das südliche Deutschland — und Italien. Th. II. S. 377.

digt (wie gern träte Sir Sidney Smith jetzt an seine Stelle!), war mit bunten Lampen und Transparents mit den Namenszügen der sardinischen Herrscher umringt und ausgeschmückt; in den drei Prachtstraßen Balbi, Nuova und Nuovissima waren auf hölzernen Säulen eiserne Gluttöpfe gesetzt und alles mit Blumengehängen verbunden. So sollte die Huldigung begangen werden, als aus unbekannten Ursachen das alles auf unbestimmte Zeit verschoben und der Glaube unter dem gemeinen Mann allgemein verbreitet wurde, Lord Bentink habe es endlich bei der englischen Regierung durchgesetzt, daß Genua, wie es früher den Einwohnern für alle ihre Leiden so feierlich verkündigt worden war, wiederum ein Freistaat werde. *) Daß dies nur ein leeres Gerücht war und der eiserne Spruch des Wiener Congresses auch hier, trotz aller Schaam im englischen Unterhause, in Erfüllung gebracht blieb, weiß jeder. Wohl aber verdienen die Klagen der armen, hingeopferten Genueser, so wie sie uns Kiesewetter in seinen Reisebriefen freimüthig berichtet hat, gerade bei der Betrachtung dieses allegorischen Bildes um des schroffen Gegensatzes willen einiger Erwägung. Was hat das arme, vielfach bedrängte und gequälte und beraubte genuesische Volk seit 1797 alles erfahren! Da wurde Genua zuerst demokratisirt, nachdem sie sich vom Obergeneral Bonaparte mit großen Geldsummen losgekauft hatte, und erhielt, nachdem der von den Franzosen reichlich eingeworfene Gährungsstoff volle Wirkung gethan, und der letzte Doge, der edle Durazzo, die Nachricht erhalten hatte, er habe aufgehört zu seyn, den Namen der Liguriſchen Republik. Trotz ihrer im Lüneviller Frieden anerkannten Unabhängigkeit wurden ihr doch in wenig Monaten nach einander drei Constitutionen aufgedrungen. Furchtbare

---

*) Kiesewetter's Reise durch einen Theil Deutschlands, Italiens und Frankreichs nach Paris in den Jahren 1813—15. Th. I. S. 339 f.

Leiden goſſen ſich über die Stadt aus, als unter Maſſena's hartnäckigem Widerſtand 15,000 Mann bei ihrer Belagerung in ihren Mauern verhungerten. Nun wurden aus der bisherigen Liguriſchen Republik durch Bonaparte drei Departemente des franzöſiſchen Reichs gebildet. Die alte Bank von St. Georg wurde geplündert und aufgehoben. Kurz war nach Bonaparte's Sturz der Hoffnungsſchimmer alter Wiederbelebung. Nach der Vertreibung der Franzoſen hatten die Genueſer ihre Bank wieder eingerichtet und die Einkünfte der Eingangszölle zum Fond beſtimmt. Das alles wurde nachher, als der König von Sardinien Herr von Genua wurde, wenigſtens für's erſte wieder aufgehoben und konnte unmöglich dazu beitragen, der neuen Regierung die Herzen zuzuwenden, die übrigens gewiß von allem Franzoſenthum völlig gereinigt waren. Und welcher Dämon hat nun dem Genueſer dies ganze zwei und zwanzigjährige Unheil zubereitet? Derſelbe corſiſche Dämon, von welchem in einer ächt-ariſtophaniſchen Poſſe durch den auf einem Storche über dem kreiſenden Corſica ſchwebenden Zeitgeiſt verkündet wird: *)

Ich ſeh wie aus des Weltleibs Thoren,
Der derb in Weh und Aengſten murrt,
Losreißen ſich noch ungeboren
Will eine ſchmerzliche Geburt,
Daß zittern werden Meer und Erden!

Fürwahr unſers Schiller's oft gemißbrauchtes und mißverſtandenes Wort: die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht, mag auch hier ſeine volle Anwendung leiden. Welche namenloſe Leiden hatte das ſtolze Genua Jahrhunderte lang bis zum endlichen Verkauf an Frankreich über Corſica

*) S. Napoleon. Politiſche Komödie in drei Stücken von Freimund Reimar. (Stuttgart, Cotta 1816.) Erſtes Stück, Napoleon und der Drache, S. 3.

verbreitet! Die Perle an der Krone, die Genua als Königin von dieser Insel ihrem Wappen, dem rothen Sanct Georgen-Kreuz im silbernen Felde, aufgesetzt, und die auch Ramberg, der so Krone als Scepter getreu nach einem alten, ächten Herold- und Trachtenbuch copirte, *) in der Krone, welche Genua auf unserm Bilde trägt, nicht übersehn hat, sind die zu Perlenessenz geronnenen Thränen, die tausend corsicanische Mütter und Bräute über ihre durch die Genueser gemordeten Söhne und Geliebten auf dem schroffen Felsenriesen des klippenumstarrten Eilands in das Meer hinabgeweint haben. **)

Dies alles wäre jetzt von uns nicht so ausführlich angeführt worden, wenn nicht noch eine Figur unsers allegorischen Titelkupfers in der seltsamsten Wechselwirkung oder Wahlverwandschaft mit diesem verderblichen Alasior oder Unhold aus Corsica zu stehn geschienen hätte. Was will der Jüngling hinter der sitzenden Genua, der mit so listiger, schlau winkender Geberde der holden Gestalt, die sich des Wohlseyns und der ruhmvollen Wirksamkeit der sie umspielenden und umringenden Genien, als ihrer wohlgerathenen Kinder, mit so sichtbarem Wohlgefallen erfreuet, so schelmisch an die Krone greift? Der Künstler gab uns darüber selbst folgenden Aufschluß: „Diese Ruhe und Selbstzufriedenheit sucht ein Bösewicht in unverdächtiger Gestalt, dem aber, was er immer brütet, doch an der Hand geschrieben steht, zu seinen ehrgeizigen Absichten zu benutzen. Im Dunkeln hat er sich herbeigeschlichen und will der Unbesorgten den königlichen Hauptschmuck von der Stirn reißen!" Mit einem Wort, der Künstler dachte

---

*) Trachtenbuch (mit colorirten Holzschnitten) Nürnberg, bei Hans Weigel 1517.

**) Nicht alle Genueser mögen so edel erschienen seyn, als sie uns Fr. Kind in einer seiner gelungensten Erzählungen im neuen Frauentaschenbuche für 1816 geschildert hat.

sich den Giovani Luigi de' Fieschi Grafen von Lavagna in dem Moment, wo er in unsers Schiller's Trauerspiel die Worte spricht: „Diese majestätische Stadt mein! und darüber zu brüten mit Monarchenkraft! gewiß, wenn auch des Betrügers Witz den Betrug nicht adelt, so adelt doch der Preis den Betrüger!"

Schmählig, wie wir alle wissen, war der Ausgang dieser sündhaften Begierde nach Genua's Fürstenhut beim ehrgeizigen Fiesco, als er die Doria's zu stürzen und sich an ihre Stelle zu setzen verschwor. Als er nach schon gelungenem Frevel, da Gianettino im Thor des Hofes mit vielen Stichen ermordet und der alte Doria schon entflohen war, den Freiheitsruf der Galeerensclaven zu mäßigen, auf leichtem Bret in die Galeere springen wollte, schlug das Bret um und Fiesco versank mit seiner schweren Rüstung in den Schlamm, in welchem er, im Tumult vergeblich nach Rettung rufend, jämmerlich ersticken mußte. Alle seine Verwandten und Anhänger bezahlten mit Gut und Blut ihren Frevel. Der Senat verbot den erst nach vier Tagen aufgefundenen Körper aus dem Schlamm zu ziehn. Erst nach zwei Monathen wurde er heimlich herausgenommen und in dieselbe Meerestiefe versenkt, in welche er acht Jahre später den ihm ausgelieferten Ottoboni Fiesco in einen Sack eingenäht zu ersäufen befahl.

Was hindert uns nun, in dieser der Stadt Genua und dem Hause Doria so friedlichen Gestalt, indem wir noch einmal in der Zeiten Spiegel blicken und die neuesten verhängnißvollen Schicksale dieses Staats darin vorübergehn sehn, den corsischen Jüngling zu erblicken, der so schnell zum Verderben Genua's und des ganzen Continents emporwuchs und mit weit kräftigern Armen, als damals Fiesco, den alten Fürstenhut Genua's vom Haupte riß, das freilich schon etwas alt und runzlich geworden, ja auch in mancherlei böse Gerüchte gekommen war? Der corsische Usurpator hatte für die Seelengröße eines Andrea Doria schwerlich einen Maßstab in sich. Wie lächerlich mußte

es dem großen Zwingherrn zum Beispiel vorkommen, daß dieser seltsame Mann nie etwas von einer Citadelle hören wollte, welche die Spanier zur Bändigung der widerspenstigen Genueser dem Andrea Doria erbauen helfen wollten! Aber wie hat auch hier die strenge Nemesis gerichtet! Es verdient, da dies nicht überall bekannt genug ist, hier wenigstens berührt zu werden.

Es ist schon oben der Bildsäule Erwähnung geschehn, welche die dankbaren Genueser dem ehrwürdigen Vater des Vaterlands und Wiederhersteller ihrer Freiheit, dem Andrea und seinem Vetter und Erben, dem Johann Andrea Doria, an der Seite des Haupteingangs des innern Pallastes der Signoria hatten errichten lassen. In jenem Freiheitstaumel, den der Obergeneral Bonaparte bei seinem ersten glänzenden Waffenglück in Italien überall zu verbreiten wußte, waren von dem aufgereizten genuesischen Pöbel, der sich mit den französischen Ohnehosen verbrüdert hatte, diese beiden Statüen ohne alle Schaam und Zucht herabgerissen und zerschlagen worden. *) Dies bewog die Demagogen der neuen Ligurischen Republik zu beschließen, daß in die beiden leeren Nischen dem Bonaparte und dem großen Entdecker Americа's, Columbus, dessen Wiege auch Genua gewesen ist, Bildsäulen gesetzt werden sollten. Allein späterhin kam man zur Ueberzeugung, der Weltentdecker sey nicht würdig, dem einzigen Manne des Jahrhunderts, dem großen Welteroberer, an die Seite gestellt zu werden, und so ward dem Napoleon Bonaparte auf der erst seit vierzig Jahren aus einem Sumpfe hervorge-

---

*) Mare senza pesce, monte senza legno, huomini senza fede, donne senza vergagna. Neuere Reisende haben sich um die Wette der Genueser gegen solche Verläumdung angenommen, die der Jesuit Misson in seiner bekannten Compilation zuerst mit Bitterkeit aussprach.

rufenen und mit Steinen ausgefüllten Terrasse nicht weit vom Thore S. Tomaso, Aqua Verde genannt, dem Lieblingsplatze der Genueser, auf welchem der Muth der hier harmlos lustwandelnden Friederike Brun auf eine so harte Probe gesetzt wurde,*) eine marmorne Statüe mit der Inschrift errichtet: Imperatori Napoleoni Magno Commune Genuensium (am Commun von Genua!). Als nun nach Napoleons Sturz die Morgenröthe der Freiheit an den 16 übereinander gethürmten Häuser- und Baumterrassen des amphitheatralischen Genua's erglänzte; als die Engländer im Jahr 1814 zuerst vor dem Hafen erschienen und die Siegeswimpeln wehten, da rottete sich das von dumpfer Starrsucht aufgerüttelte, wildaufgehende Volk zusammen, warf der Bildsäul einen Strick um den Hals, riß sie nieder, zertrümmerte sie und schleppte den Kopf an einem Seile durch den Koth auf die Gasse, gerade, wo dort Juvenal die Ausbrüche des römischen Pöbels nach dem Sturz des Sejanus schildert. Das alles geschah, da die Franzosen, die ihren Grimm in sich verschließen mußten, sich noch in der Stadt befanden. Jetzt ist selbst der Platz, wo diese Säule prunkte, aus der Mode gekommen und man sieht auf den Brücken und in den nur kümmerlichen Schatten bietenden Baumreihen nur selten wohlgekleidete Menschen lustwandeln. **)

„Immer spukt mir hier Schiller's Verschwörung des Fiesco im Kopf herum," so schrieb Friederike Brun in ihr Tagebuch, als sie zum erstenmal die Strada nuova hinab zwischen dem unaussprechlich paradiesischen Pallast Doria und dem Pallast Durazzo gegangen war. Und dies Stück, das mit allen seinen Mängeln und Uebertreibungen doch immer den Stempel des großen Genies

---

*) Episoden Th. II. S. 362.

**) S. Kiesewetter's Reise (Berlin 1816.) 1 Th. S. 279 und 329.

an der Stirn trägt, dem ein zweiter nach seinem Abtritt nicht nachgefolgt ist, gab auch unserm Ramberg den ersten Anstoß, der Szene, die er diesem Drama nachbildete, das allegorische Bild, dessen Erklärung uns bis jetzt beschäftigt hat, als ein Weihgeschenk, am Portal aufzustellen, vorzusetzen. Genua's Glanz ist vielleicht auf immer untergegangen; selbst der heilige Suppennapf (il sacro catino) im Dom zu Genua, den die Genueser einst aus den Kreuzzügen von Cäsarea mitbrachten, den die Königin von Saba dem Salomo geschenkt hatte, aus welchem Jesus mit seinen Jüngern das Osterlamm aß, zu dem der Doge allein den Schlüssel führte, und zu dem er nur in Procession fremde Fürsten und Könige führte, ist für einen bloßen Glasfluß erkannt und von einem vorwitzigen Franzosen, der ihn aus Turin nach Paris brachte, in einer eigenen Druckschrift um alle Ehre seines uralten Stammbaums gebracht worden. Allein Schiller's fantasiereiche Schöpfung, auf genuesischen Boden verpflanzt, seine Verschwörung des Fiesco, wird bleiben, von unsern Jünglingen gelesen, auf unsern Schaubühnen dargestellt werden, so lange unsere Kernsprache dauert, und in ihr die Genien leben, die ihrer klassischen Fülle Gediegenheit und Geschmeidigkeit verliehen.

Gallerie

in

Schiller's Gedichten.

Neunte Schaustellung.

Nachdem in acht frühern Ausstellungen nicht nur einige der vorzüglichsten Szenen aus Schiller's Gedichten und Romanzen im Jahrgang 1809 der Minerva, sondern auch von 1810 an aus den vorzüglichsten Trauer- und Heldenspielen des Schillerschen Cothurns, aus Don Carlos 1810, aus der Trilogie des Wallenstein's 1811, aus der genialen Blüthe romantischer Dramatik, aus der Jungfrau von Orleans 1812, aus den Schicksalsfabeln, der Maria Stuart und Braut von Messina, für 1813 und 1814 durch Ramberg's Meistergriffel gegeben worden, wendeten wir uns für 1815 zu den romantisch-tragischen Alpen- und Hirtenszenen in Wilhelm Tell, wodurch Schiller eine ganz neue Gattung begründete. Damit war der Cyclus seiner hohen Dramen aus seiner zweiten und dritten Periode geschlossen. Zwei dramatische Versuche dieses früh in Riesenfantomen sich gefallenden Genius, die Räuber und Fiesco's Verschwörung, schienen nicht übergangen werden zu dürfen, weil sie reich an erschütternden Situationen und frappanten Szenen auch dem bildend-darstellenden Künstler einen dankbaren Stoff darboten. Daher wurde im Jahrgang 1816 der ungezügelten, aber gewaltig einherschreitenden Erstgeburt des Dichters, den Räubern, eine Szenenreihe gewidmet. Hier tritt die tief erschütterte Herrscherin am ligurischen Meer, Genua, mit ihren gerathenen und ungerathenen Söhnen auf, Fiesco's kühner Aufschwung und Sturz. Noch bleibt uns Schiller's Schwanengesang, die Huldigung der Künste, übrig,

der in der Gattung der Masken oder plastischen Melodramen als einziges Vorbild dasteht und auch dem Zeichner einen Vermalungsact der Antike nach dem Modernen darbietet. Dann kommen Schiller's drei meisterhafte Uebertragungen, der Turandot, Phädra, und Macbeth aus den drei Hauptrepräsentanten der außerdeutschen Dramatik, aus Gozzi, Racine und Shakspeare. Was den Schluß machen könnte, Darstellungen aus seinen noch unvollendeten und größtentheils bloß skizzirten Dramen, dem Pseudodimetri und Warwick, (neu abgedruckt im 12ten Theil seiner sämmtlichen Werke) mag vielleicht zur Aufreizung unsers hier sündhaft schlafenden Publikums, das diesen herrlichen Torsos kunstgerechte Restauration und Ausführung zu geben, selbst durch ausgesetzte Preise sich bewähren sollte, noch früher in diese Gallerie eintreten.

Die Verschwörung des Fiesco.

Die Geburtsstunde stellt den Horoscop des Kindes und gesellt ihm seinen weißen und schwarzen Genius zu. Auch die geistigen Kinder hängen, mehr als viele glauben, in ihren Schicksalen von den Umgebungen und Einflüssen ab, die auf ihren Erzeuger eben am meisten einwirkten. Und es ist ja ein altes Wort: seinen Genius hat jedes leblustige Buch! *)

Lebt Schiller's Fiesco bloß darum fort, weil sein geistiger Vater noch viel Herrlicheres hervorbrachte, das nun auch den Schwächling und Krüppel mit fortschleppt, oder hat das Stück, trotz aller seiner Gebrechen in Plan

---

*) Victurus genium debet habere liber.

und Ausführung, doch so viel Lebenskraft und einen so schützenden Genius bei seiner Geburtsstunde empfangen, daß es fortleben, sich auf unsern Bühnen erhalten würde, selbst wenn der Unersetzliche nach der Hervorbringung der Räuber, des Fiesco und Cabale und Liebe nicht noch zwei Stufen höherer Weihe zur Meisterschaft erstiegen hätte? Wir glauben unbedenklich versichern zu dürfen, daß Schiller's Fiesco schon nicht nur durch Verrina's meuchelmörderische Hände im Hofe von Genua, sondern auch in den tilgenden Schwammausschwitzungen der Kritik *) in unserm Gedächtniß ohne Rettung längst untergegangen und ja in die Lethe selbst untergetaucht wäre, wenn jenem schaffenden Genius nicht bessere Werke gelungen, wenn dem jungen Aar nicht kräftigere Schwingen gewachsen wären, auf welchen auch wohl ein schwacher Neßling (ein niais) mit emporgetragen werden konnte.

Aber eben darum mag man sich um so mehr versucht fühlen an seine Wiege zu treten und über die Stunde seiner Geburt und unter welchen jovialen oder saturninischen Einflüssen sie stand, genauere Erkundigung einziehn. Schiller erhielt nach seiner ersten Entweichung aus dem Stuttgarter Zwinger zur Aufführung der Räuber in Mannheim vom damaligen Herzog strengen Arrest. Nun wird uns aber in den Nachrichten zu Schiller's Leben ausdrücklich die Nachricht mitgetheilt: Die Verschwörung des Fiesco war ein schon in Stuttgart während seines Arrestes angefangenes Werk. Bedarf es nun eines weitern Winks, um uns klar zu machen, daß dieselbe polemische Tendenz gegen das Herkömmliche, rechtlich Angeordnete, Festbestehende, die ja den durchs Gitter schauenden leicht überhaupt als Kerkerbeschränkungen erscheinen könne, derselbe geheime Widerwille, der Schiller's Räuber eingab, auch noch im Fiesco sich bethätigte, und in sehr

*) In Spongiam incubuit Ajax meus, August bei Sueton Vit. Aug. c. 85.

bemerkbaren Schwingungen fortzitterte? Aber welch ein halsbrechendes Unternehmen, in dieser jugendlichen Unerfahrenheit und gänzlichen Unbekanntschaft mit allem Conventionellen der höhern und herrschenden Menschenklassen eine große Weltszene, die nur in den vornehmsten Verhältnissen sich entwickelt, dramatisch behandeln zu wollen? Man kann solch ein Beginnen nicht besser charakterisiren, als durch den Ausdruck, womit der schon etwas weniger aufbrausende Dichter in der Ankündigung seiner deutschen Thalia im deutschen Museum von 1784 diese Versuche sämmtlich bezeichnet: „ich kannte die große Welt nur eben durch die Fernröhre. So mag man die Anmaßung entschuldigen, Menschen zu schildern, ehe mir noch einer begegnete." Uebrigens hat der Dichter selbst, als er schon den Platz eines Theaterdichters unter dem edlen Dalberg beim Theater in Mannheim eingenommen hatte, in dem der ersten Ausgabe des Fiesco vorgesetzten, auch in der neuesten Ausgabe in den Werken (Th. 2) wieder abgedruckten Vorwort, seine Absicht bei der Verfertigung dieses Drang- und Tumultsstücks so rein ausgesprochen, daß uns über Mittel und Zweck dabei nicht der geringste Zweifel übrig bleiben kann. „Ich habe in meinen Räubern das Opfer einer ausschweifenden Empfindung zum Vorwurf gewählt. Hier erfuhr ich das Gegentheil, das Opfer der Kunst und der Cabale. — Es stand nicht bei mir, meiner Fabel jene lebendige Gluth (in den Räubern) einzuhauchen; aber die kalte, unfruchtbare Staatsaction aus dem Herzen herauszuspinnen und eben dadurch an das menschliche Herz mir anzuknüpfen (?) — den Mann durch den staatsklugen Kopf zu verwickeln und von der erfinderischen Intrigue Situationen von der Menschheit zu entlehnen, das stand bei mir. Mein Verhältniß mit der bürgerlichen Welt macht mich auch mit dem Herzen bekannter, als dem Kabinet, und vielleicht ist eben diese politische Schwäche zu einer poetischen Tugend geworden."

Die letzten Worte enthüllen uns den Plan und den Stolz des Dichters. Schiller hatte, indem er es selbst noch nicht klar begriff, in seinen Räubern die erste Schicksalsfabel gedichtet. Damit hing aufs innigste zusammen, daß er sich als Trauerspieldichter auf den höchsten Standpunct der Menschheit im Allgemeinen stellen mußte, nur eben dadurch trat er auch zugleich den platten prosaischen Natürlichkeitsprinzipien und dem damals allein geltenden bürgerlichen Trauerspiel entgegen. Shakspeare erkennt ihn als seinen jüngern Geistesverwandten. Allein es sollte jetzt eine tragische Handlung aus dem wirklichen Leben, aus dem, was sich factisch zugetragen hatte, hervorgerufen werden. Was hier in der Universalität der menschlichen Ansicht verloren ging, was hier dem einmal Gegebenen aufgeopfert werden mußte, sollte durch Reflexion und freies Ausspinnen einer demagogischen Cabale, in die sich nun gar noch eine stolze Buhlerin mit ihren Circeskünsten einflicht, ersetzt werden. So sollte aus der politischen Schwäche, aus dem flachen Getriebe von Ehrgeiz und Eitelkeit, wie sie Schiller in seinem Vertot auf jeder Seite fand, ein neuer Keim dichterischer Vortrefflichkeit, wie eine poetische Tugend, hervorgelockt und entwickelt werden. Was an einer tragischen verloren ging, sollte an psychologischem Interesse, durch frappante Situationen und eine bunt zusammengereihte Schnur kühner Metaphern und Bilder aufgeputzt, zweimal gewonnen werden. Allein das waren Täuschungen eines selbst erschaffenen Gaukelspiels. Genua war keine deutsche Ritterburg und keine freie Reichsstadt, wie sie im Götz von Berlichingen erscheinen. Es mußten psychologische Puppen und Gliedermänner, nicht in Kraft und Wahrheit sich bewegende politische Figuren zum Vorschein kommen. Die Politik, durch kein inneres Leben bewegt, geht hier in kunstgerechter Lösung psychologischer Probleme unter und die Geschichte selbst wird genothzüchtigt, damit nur diese Lösung richtig von Statten gehe. Wie schön bemerkt daher der treffliche Kunstrichter, dem wir bis jetzt

die befriedigendste Entwicklung von Schiller's tragischem und lyrischem Geiste verdanken: *) „Das psychologische Interesse konnte nur auf Kosten der idealen Größe erhalten werden, ohne welche die tragische Kunst zwar immer noch erschüttern und rühren, aber nicht das höchste poetische Gefühl erwecken kann. So hoch schon in dieser Rücksicht Shakspeare's König Lear über dem Macbeth steht, so weit übertreffen aus demselben Grunde unter Schiller's alten Trauerspielen die Räuber mit aller ihrer Rohheit den wirklich cultivirtern Fiesco." „In diesen, wie eben dieser Kunstrichter etwas früher bemerkt, entfernt sich der Dichter wieder von seinem schon in den Räubern gefaßten Gesichtspunct einer Schicksalsfabel und bequemt sich wieder, zum Geist seines Zeitalters herabzusteigen, dem er in Cabale und Liebe endlich ganz erlag."

Man hat daher von jeher mit einer fast wegwerfenden Strenge über Schiller's Fiesco geurtheilt und seine Verwunderung laut aufgegeben, daß sich der Vater, als von ihm so gesunde und schöne Kinder erzeugt wurden, nicht ganz von dieser Mißgeburt losgesagt habe. Das Stärkste findet sich in den gehaltreichen dramaturgischen Blättern, **) als Cabale und Liebe auf der Berliner Bühne aufgeführt worden waren. Es mag in mancher Rücksicht lehrreich seyn, diesen Dramaturgen hier sprechen zu hören. „Schiller begann seine Laufbahn zu einer Zeit, in welcher die Prosa schon den vollkommensten Sieg davon getragen hatte. Es war kein großer Styl des Lebens mehr vorhanden, darum konnte auch keine

---

*) Ueber Schiller's Genie und Schriften, in der neuen Leipziger Literatur-Zeitung von 1805. No. 92. S. 1466 f.

**) S. Dramaturgische Wochenblätter in nächster Beziehung auf die königl. Schauspiele in Berlin. 1ster Band. 1815. No. 12. S. 95.

Poesie des Lebens vorhanden seyn. Zu einer solchen Zeit kann ein großer Dichter nicht anders auftreten, als polemisch gegen die Zeit. (Ist nicht Göthe's Werther und Götz gleichfalls eine wahre Kriegserklärung gegen die verfluchte, süßlich fade Zeit?) Polemisch trat Schiller in den Räubern auf. Allein nur die Liebe dichtet, nicht der Haß. Als er die Räuber gedichtet hatte, fühlte Schiller, daß nur aus der idealen Liebe Klarheit und Ruhe, also ein vollendetes Kunstwerk hervorgehe. Er sah, daß er die Wirklichkeit sich entweder ganz aus dem Sinne schlagen oder sich derselben mit Liebe nähern müsse. Er versuchte das Erste im Fiesco, das Zweite in Cabale und Liebe. Weil aber der Dichter im ersten Stücke seinem innersten Gefühle, dem Hasse gegen die gemeine Wirklichkeit, Zwang anthun mußte, so konnte aus diesem Selbstzwange wohl nichts anders hervorgehn, als ein Marionettenspiel. Nur wer Schiller'n recht herzlich liebt, darf dies harte Wort gebrauchen. Einzelnen Charakteren, z. B. dem Verrina, einzelnen Momenten und theatralischen Situationen soll dabei ihr volles Recht bleiben."

Daß A. W. Schlegel durch Anlegen seines nach Shakspeare allein geschnitzten Maßstabes Schiller'n das bitterste Unrecht thue, ist von andern und anderswo schon hinlänglich ausgeführt worden. Auch seine drei Jugendwerke leitet Schlegel ganz aus einer verfehlten Nachahmung des Britten ab. Von allen steht ihm Fiesco am niedrigsten. Er nennt es im Entwurf das schlechteste, in der Wirkung das schwächste.*)

Doch so niederschlagend und verwundend auch diese Urtheile seyn mögen, sie sind noch nicht das demüthigendste und unerträglichste. Dies widerfuhr dem Stück erst dadurch, daß ein dramaturgischer Handwerksgesell auch daran seine Hand legte, mit einem Wort, daß gleichsam

*) Ueber dramatische Kunst und Literatur, 2ter Theil 2te Abtheilung S. 407.

unter den Augen des Dichters ein Plümecke sich daran vergreifen und sein sauberes Machwerk auch als ein republikanisches Trauerspiel für die Bühne bearbeitet im Druck erscheinen lassen durfte (Breslau 1792). Der unverschämte Sudler rühmt sich in der Vorrede selbst, diesem Originaltrauerspiel nun erst eine gute Wirkung auf dem Theater gesichert zu haben. Darum hat er, wie er sich selbst berühmt, den Ergießungen des zu fruchtbaren Genies einen Damm entgegengesetzt, das heißt, nach Gutbefinden abgeschnitten, verstümmelt, entmannt, zerfetzt. Darum hat der jämmerliche Stümper am Ende die aus dem Gefängniß entsprungene Julia noch einmal ihre Galle auf Fiesco ausspeien, dann den Andrea urplötzlich wieder zurückkommen lassen, in dessen Gegenwart dann der auf einmal durch Leonorens Tod zum zahmsten aller Schaafsköpfe umgewandelte Fiesco zur unaussprechlichen Freude des Verrina, der nun seinen schon einmal gezückten Dolch ganz gelassen einstecken kann, im Uebermaß großmüthiger Selbstaufopferung sich erdolcht. Ueber diese Großthat wird denn natürlich der nun von aller Schuld in eignem Blut rein gewaschene Fiesco mit Thränen gesalbt (eine salbungsvolle Phrase des Herrn Plümecke) und von Andrea gar noch als Leiche zum Sohn angenommen. Daß sich ein frecher theatralischer Flickschneider so etwas an einem Werke, das Schiller selbst zur Aufführung besonders bearbeitet hatte, erlauben durfte, mag niemand wundern. Denn welchen Unsinn hat man sich nicht schon auf unseren Thespiskarren erlaubt! Das Unbegreiflichste aber bleibt, daß diese Plümeckische Sudelei Jahrelang auf mehrern nahmhaften deutschen Bühnen aufgeführt und so durch das Publikum selbst, das sich dergleichen geduldig bieten ließ, gleichsam gerechtfertigt worden ist.

Es mag nun aber dem Stück noch so viel Böses nachgesagt und angethan worden seyn; es hat doch einzelne unverkennbare Schönheiten und rege Lebenspulse und unvergleichliche Situationen, durch die ihm eine ehrenvolle Fortdauer auf immer gesichert ist und durch die es

gewiß nach aller unbefangenen Leser Urtheil einen Freibrief erhielt, auch zu dieser Schillerschen Gallerie seine Szenen abzugeben. Die moralische und kosmopolitische Tendenz des Dichters, die ihn vor allen andern zum Liebling der deutschen Nation machte, leuchtet schon hier aus allen Motiven der Verschwörung und aus dem ganzen Spiel der Intrigue deutlich hervor. Fiesco selbst kann nur durch die größte Kunst eines vollendeten Schauspielers eine gewisse Charaktereinheit erhalten, aber Verrina und Muley Hassan sind meisterhaft gezeichnete und durchgeführte Figuren, die man wohl nicht zu den Marionettengestalten rechnen wird. Beide haben aber durch mehr oder minder verunglückte Nachahmungen, um nicht Nachäffungen zu sagen, in manchen theatralischen Nachgeburten hinlänglich bewiesen, daß sie durch Effect zur Nachbildung reizten. So mag sich denn auch selbst an diesem jugendlich-aufsteigenden Product schon das Urtheil eines Kenners bestätigen: „Mit vollem Recht heißt Schiller der Herzerhebende. Seine moralischen Reflexionen treffen das Innerste des Herzens und begeistern für das Gute durch das Schöne und Große. Man lebt mit ihm immer in einer höhern Welt, wo selbst das Verbrechen nach Würde strebt, wo das Göttliche im Manne die höchste Würde behauptet und wo die Unschuld im Weibe als die höchste Grazie glänzt."

Man hat mehrmals gefragt, ob es denn durchaus nöthig gewesen sey, daß Verrina, *) der in der Geschichte selbst der thätigste und beharrlichste aller Mitverschwornen ist, der Mörder Fiesco's wurde, und daß die historische Katastrophe des Complots, worin der Graf durch einen nichtswürdigen Zufall am Ziele aller seiner Wünsche zu

*) Man lese die sehr beredte Charakteristik des Verrina in Uberti Folieta Coniuratio Ioannis Ludovici Flisci in Grävius Thesauro Antiquitatum et Historiarum Italiae T. I. c. 867.

Grunde geht, durchaus umgeändert werden mußte? Schiller's Antwort: die Natur des Dramas duldet die Finger des Ohngefährs oder der unmittelbaren Vorsehung nicht, scheint zwar dem ersten Anblick nach den Gott in der Maschine aufzuheben, ist aber, recht beim Licht besehn, nichts als die alte aristotelische Forderung, der Dichter müsse seine Charaktere nicht wie sie sind, sondern wie sie seyn sollten, bilden, welches, wie bekannt, auch auf die Handlung angewandt werden muß und der Grund aller Idealisirung ist. Wahr bleibt es allerdings, was zuletzt noch Frau von Stael so nachdrücklich bei der Gelegenheit erinnert hat, *) wo sie die Vortheile des rein erdichteten Factum gegen die Behandlung eines historischen Gegenstandes abwägt: „Thatsachen bei ihrer Anwendung fürs Theater im Wesentlichen zu verändern, bringt allezeit eine unangenehme Empfindung hervor. Immer findet man sich durch die Willkühr des Dichters, womit er die Geschichte handhabt und verfälscht, auf eine verdrießliche Weise getäuscht. Das ist der Meister, der das Wahre poetisch zu behandeln versteht." Und darum, weil kein anderer Dichter so harte Verunstaltung des Geschichtlichen sich gestattete, war vor Schiller'n niemand seines Wissens auf die Idee gekommen, diese Verschwörung auf die Bühne zu bringen. Schiller selbst äußerte später in Unterredungen, wo von dieser unvollkommenen Nothhülfe und Entstellung der Haupt- und Schlußbegebenheit die Rede war, die Meinung, der Uebelstand habe nur durch eine gänzliche Umformung des Stücks, worin dann Andrea Doria der achtzigjährige Hauptheld (!) und Gianettino und Fiesco die zwei sich bekämpfenden und von Andrea Doria überwundenen Elemente geworden wären, abgeändert werden können; allein dies habe nimmermehr ein Trauerspiel gegeben. Ein neuerer Bearbeiter dieses Gegenstandes, mehr für eine dialogisirte,

*) De l'Allemagne ch. XVI. T. II. p. 145 f.

als für dramatische Darstellung, Carl Schreiber, hat sich dadurch aus aller Verlegenheit zu ziehn gesucht, daß er, eingedenk, daß die edle Leonora, die Gattin des Grafen, aus dem Hause Cibo gewesen,*) den Grafen von Lavagna in ein enges Liebesverständniß mit Bettinen, der Tochter des tiefgekränkten Cibo, dessen zweite Tochter der Lüstling Gianettino verführt hatte, so verwickelt, daß Cibo selbst daran Theil nimmt und seine Tochter dem Fiesco zur Braut bestimmt, daß diese aber, als Fiesco selbst an der Doria Stelle treten will, ihres Schwurs eingedenk, in dem Augenblick, wo sie zusammen über das Bret in die Galeere gehn, ihn mörderisch umklammernd in die Tiefe hinabzieht. **)

Mit wahrem Rechte würde man es beklagen können, daß Schiller nur die von dem achtzehnjährigen Paul de Gondi, nachmaligem Cardinal von Retz, mit allen Anlagen zur machiavelistischen Politik, ***) aber bloß nach des Genuesischen Nobile, Foglieta, lateinischer Denkschrift †) über

---

*) Robertson's History of the Reign of the Emperor Charles V. Vol. III. p. 410. Basil.

**) Man lese: Verschwörung Fiesko's wider die Doria im Jahre 1548. Dramatisch bearbeitet von Karl Schreiber (Zürch, H. Geßner 1804. 138 Seit. in 12.).

***) Voilà un dangereux esprit! rief Richelieu, als er dieses Jugend-Product seines künftigen Nachfolgers gelesen hatte. S. Mémoires de Retz T. I. p. 13. und Robertson's Bemerkung darüber in der History of Charles V. Tom. III. p. 417.

†) Die Originalausgabe ist: La Congiura del Conte de Fieschi descritta di Agostino Mascardi. In Venetia 1637. in 4. Es ist latinisirt und fast in alle Sprachen übersetzt worden, zuletzt auch deutsch in J. H. D. Göbel's Beiträgen zur Staatsgeschichte

diese Begebenheit geschriebene Conjuration de Jean Louis de Fiesque und Vertot's Auszüge daraus kannte, als er sein Trauerspiel dichtete. Hätte er den Mascardi lesen und daraus die rührenden Anreden und Warnungen sich aneignen können, die dort der treue Lehrer und väterliche Freund des ehrsüchtigen Lavagna wenig Tage vor der Ausführung des Plans an ihn hält, Paolo Pansa — so heißt dieser Schutzgeist des Verblendeten — hätte in diesem Drama gewiß eine Rolle erhalten, die manches Harte gemildert und manches Unwahrscheinliche glaubwürdiger gemacht haben würde.

Endlich verdient es auch noch bemerkt zu werden, daß die Muthmaßungen, Schiller sey durch die Bekanntschaft mit dem bekannten Dichter und excentrischen Feuergeist Christian Friedrich David Schubart früh in seinem Tyrannenhaß und in der Wahl solcher Gegenstände, die darauf Bezug haben, zu seinen dramatischen und historischen Arbeiten bestimmt worden und daß eben darum die Verschwörung des Fiesco in diese Periode falle, nicht ohne innere Wahrscheinlichkeit ist. Beider Seelen glühten vom Haß des Despotismus. Wer kennt nicht Schubart's Fürstengruft und so manches im Feuereifer hingegoßne Strafgedicht, dessen Verfasser sich nur in den kalten Kerkergewölben von Hohen-Asperg abkühlen konnte? Schiller dichtete in derselben Zeit die Verschwörung des Fiesco und schrieb später die Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und des Abfalls der vereinigten Niederlande. *) Zwar

---

unter Kaiser Carl V. mit Senkenberg's Vorrede (Lemgo 1767. in 4.). S. 357 — 400.

*) Der unterrichtete Verfasser des Aufsatzes über Schiller in der Allg. Lit. Zeit. 1805. im Intelligenzbl. N. 98. hat diese Vermuthung sehr wahrscheinlich zu machen gesucht. Ludewig Schubart, der Sohn des Dichters, hat schriftlich an den Schreiber dieser Erklärungen dasselbe versichert.

bemerkt der achtungswürdige und durch langen vertrauten Umgang mit dem Dichter für alle Kunde über denselben besonders zu belobende neueste Herausgeber der Werke Schiller's in den Nachrichten zu seinem Leben ausdrücklich und wahrscheinlich mit Beziehung auf die so eben geäußerte Muthmaßung: *) „Mit dem Dichter Schubart war Schiller in keiner weitern Verbindung, als daß er ihn einmal auf der Festung Hohen-Asperg aus Theilnehmung an seinem Schicksale besuchte." Allein, wenn sie sich auch nicht öfter gesprochen hätten, so waren doch damals Schubart's Name und Schicksale, so wie seine Chronik und seine Gedichte, in aller Herzen und Erinnerung, und auch Iffland, damals Zeitgenosse Schiller's beim Zusammenseyn in Manheim, versicherte, daß Schiller früh mit Wärme von Schubart, dem Dichter und Despotenfeind, gesprochen habe.

Durch Schiller's Bearbeitung hat der mit großen Gaben ausgerüstete, nur durch Ehrsucht zur Undankbarkeit gegen das ehrwürdige Haupt der Republik und zu verbrecherischen Entwürfen fortgerissene Ludewig von Fieschi (so sollte er eigentlich genannt werden) in dem Andenken der europäischen Menschheit gleichsam aufs neue zu leben angefangen. Denn dies Trauerspiel ist in mehrere Sprachen, unter andern auch von unserm gelehrten Landsmann Röhden in London ins Englische übersetzt worden. In frühern Zeiten ist Fiesco's grausenvoller Tod immer als usus epanorthoticus, als ein Schreckbild der auf der Stelle strafenden Gerechtigkeit Gottes, angesehn worden. **) So

---

*) Nachrichten zu Schiller's Leben S. VII. zum ersten Theil der vom Staatsrath Körner herausgegebenen Werke.

**) So ruft Mascardi p. 83 nach der Erzählung des schmähligen Schlammerstickens, wodurch Fiesco umkam: Cosi la providenza non errante di Dio si

sagt noch unser ehrlicher Köhler in seinen Münzbelustigungen (Th. III. S. 255): „als Fisco des Nachts ohne Licht auf eine Schalupe steigen wollte, fiel er, aus des gerechten Gottes wunderbarer Schickung, ins Meer und ersoffe.“ Wir erinnern uns dabei am liebsten jener Worte aus Schiller's Gunst des Augenblicks:

Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schooß das Glück,
Und der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick.

womit der Genius in der von Benzel-Sternau entworfenen Schillerschen Todtenfeier *) mit lauter Worten und Stellen aus Schiller's Gedichten den Schatten Fiesco's einführt. Nur das glückliche Verbrechen wird geadelt!

I.

Weinet um mich!

Das Schwärmerische, welches in Schiller's poetischer Individualität liegt, gefällt sich besonders in einem beständigen Commentar zu jenem berühmten Vers, den er seiner Thekla in den Mund legt:

Das ist des Schönen Schicksal auf der Erde!

---

preado ginoco della stotta prudenza degl' infelici immortali u. s. w.

*) Schiller's Feier. Seinen Manen durch Schiller's Geist. (Gotha, Becker. 1806.) S. 21.

H. Ramberg. del. A. W. Böhm

Fiesko. Ir. Act. Ite Scene.
Leonore. — Weinet um mich —

Seine schönsten und holdesten Ideale der Weiblichkeit müssen alle untergehn! So bereitet er uns auch gleich in den ersten Szenen seines Fiesco auf das Schicksal der großherzigen und zärtlichen Leonora vor. Historisch gewiß ist, daß Leonora, Fiesco's Gemahlin aus dem edelen Hause der Cibo *), alles angewendet hat, um ihren Gatten von dem letzten verderbenschwangern Schritt abzuhalten und ihn als warnender Schutzgeist noch in der Nacht, wo die Verschwörung ausbrach, mit Thränen abgemahnt hat. Alles übrige ist dichterische Ausschmückung. **)

---

*) Sie war, wie Mascardi S. 70 bemerkt, aus dem altadlichen Geschlecht der Cibo, Schwester des damaligen Marchese Giulio Cibo von Massa und des Alberico, der 1623 in seinem 99sten Lebensjahre verstarb. Sie wurde nicht in den Untergang des Grafen, ihres Gemahls, verwickelt und verheirathete sich zum zweitenmale mit dem berühmten spanischen General in den Niederlanden, Chiappino Vitelli. Ihr tragisches Ende ist also eine bloße dramatische Nothhülfe.

**) Foglieta hat nichts von dieser Liebe, wohl aber Sigoni in der Vita Andreae Doriae und in den Opp. T. III. p. 1203. Ausführlich malt Mascardi in der Congiura p. 74 f. die ganze Szene aus. Fiesco geht in dem entscheidenden Moment noch einmal zu seiner Leonora, die sich mit dem treuen Pansa unterhält. Schluchzend fällt diese vor ihm nieder, umfaßt seine Knie, beschwört ihn, sein Leben zu schonen. Fiesco unterbricht die Wehklagen: ich gehe, wohin mich das Glück ruft! Componete l'animo ad ogni avenimento o fortunato o sinistro. Woher mag Robertson T. III. p. 411. sein weit feierlicheres farewel genommen haben, von dem auch der Cardinal Retz in seiner Conjuration p. 335 nichts weiß?

Fiesco heuchelt Liebe zur Imperiali, Gianettino's Schwester, um dadurch seine Plane um so sicherer zu verdecken. Fiesco's tugendhafte Gattin, zu rein und harmlos, um dies Gewebe der Finsterniß zu bemerken oder auch nur zu ahnden, glaubt wirklich, er sey in den Netzen der Buhlerin, und hat hier ihrer Kammerfrau mit dem schwärmerischsten Erguß namenloser Liebe, die alles duldet, alles vergiebt, ihr Innerstes aufgeschlossen. Sie ist des Befreiers von Genua würdig. Sie dachte den Gedanken der Befreiung selbst am Altar in der Wonne des Brauttags. Nun diesen Halbgott der Genueser in den Fesseln der Schwester Gianettino's zu sehn! Weinet um mich! ruft sie, in Wehmuth zusammensinkend.

Man muß es Ramberg'en zum Verdienst anrechnen, daß er die so oft (sogar als Vignette zu dem verpfuschten Fiesco) in Kupfer gestochene, neuerlich auch noch in der Gallerie zu Schiller's Trauerspielen von Carl Müller in Weimar in einem großen colorirten Blatte gebildete Schlußszene, wo Fiesco die in Gianettino's Mantel gehüllte und in dieser Verhüllung ermordete Leonora beim Fackelschein erblickt, nicht wiederholen wollte. Aber wie ahnungsvoll ist selbst für jene Schlußszene dies hier so malerisch wiedergegebene: Weinet um mich!

II.

Der Fehlstoß.

Die Sache kommt oft vor im menschlichen Leben. In einem Unterhaltungsblatt, das diesen Namen nicht vergeblich an der Stirn geschrieben trägt, wird alles, was jener große Imperator dort auf dem Sterbebette den Mimus des Lebens nennt, mit den Spielbällen einer Vil-

H. Ramberg del. H. Schmidt Sc.

Fiesko. 1ter Act. 9te Scene.
Fiesko. Sachte Kanaille!

lardtafel sehr treffend verglichen. Da giebt's auch Fehlstöße! Indeß hat dieser hier ein Herz treffen und dem argwöhnischen Gianettino Doria einen verhaßten Nebenbuhler aus dem Wege schaffen sollen. — Es lag in Schiller's Plan, den jungen Johann oder Gianettino Doria noch weit schwärzer zu malen, als ihn die Geschichte uns überliefert hat. Dieser Gianettino war der Urneffe des alten Andrea Doria, der einzige Erbe aller Reichthümer und Besitzungen seines Großoheims und durch dessen Vermittelung vom Kaiser Carl V. zum Admiral der zwanzig kaiserlichen Galeeren ernannt, die zum Theil im innern Hafen von Genua, oder in der Darsena, bemannt lagen. Den jungen Doria berauschte der hohe Glücksstand und führte ihn zum Uebermuth, und der ehrwürdige Andrea Doria duldete an seinem Neffen mit einer Art von verzärtelnder Nachsicht, was er sich selbst nie erlaubt hatte. *) Was insbesondere des Gianettino Verhältniß zum jungen Fiesco anbetrifft, so hatte dieser vom Herzog Farnese in Piacenza eine päbstliche Galeere gekauft, die er nun stolz und triumphirend in den Hafen von Genua brachte, und, um zu ihrer Bemannung Sclaven zu bekommen, mit der einen schon bemannten Galeere einen Kreuzzug gegen die Algierer unternehmen wollte. Darüber war es zwischen dem stolzen Johann von Doria und Fiesco zu heftigem Wortwechsel gekommen. Doch traute Gianettino dem Fiesco weiter nichts Arges zu und gestattete ihm auch den Zug gegen die Seeräuber, wodurch Fiesco die Verschwörung bemäntelte. **) Dies ist, was die alten Geschicht-

---

*) Niemand schildert dies Verhältniß aus gleichzeitigen Quellen richtiger als Robertson, History of the Life of Charles V. Vol. III. p. 402.

**) Anche con Giov. Luigi usò talhora termini contumaci e con fasto, sagt Mascardi in der Congiura p. 28 von Gianettino's Betragen gegen Fiesco.

schreiber einmüthig berichten. Schiller glaubt gleich von vorn herein die Farben greller auftragen und aus dem Gianettino einen Ausbund von Mordsucht und Wollust machen zu müssen. Ein verschmitzter Galeerensclav, der aber nicht zur eigentlichen ciurma oder angeschmiedeten Rotte gehört, sondern frei herumgeht und zu allerlei Diensten und Versendungen gebraucht wird, also ein Sclav der Republik, wird von Gianettino zum Meuchelmord gedungen, schleicht sich an Fiesco, verfehlt aber, von diesem unbemerkt im Spiegel beobachtet, und durch eine blitzschnelle Wendung entwaffnet, seinen Stoß. Fiesco zahlt besser als Gianettino und nimmt den vielfach anstelligen Bösewicht (als ein Reichskleinod, *) wie dort Tacitus die Giftmischerin Locusta im Dienste des Nero nennt) in seine Dienste. Die Gruppe spricht sich übrigens durch sich selbst so vollkommen aus, daß sie alle Erklärung vollkommen unnütz macht. Leichter konnte vielleicht die Feinheit des Künstlers beim Anbringen eines kleinen Nebenzuges übersehn werden. In einem Wandgemälde oben am Eingang in eine Seitengallerie erblicken wir den Adler im siegreichen Kampf mit einem sich unter seinen Klauen windenden Drachen. Das Bild ist alt, ist homerisch, oder als Dichtererbtheil fortgepflanzt, virgilisch. **)

So wie der gelbliche Adler mit Klauen den Drachen umklammert,
Doch die verwundende Schlang' aus kreisenden Windungen drehend
Starrt mit gerichteten Schuppen empor und zischendem Munde,

---

*) So hat einst Gundling das instrumentum regni beim Tacitus Ann. XII, 66. übersetzt.

**) Homer Ilias XII, 200. Virgil Aeneis XI, 750. nach Voß.

H. Ramberg del. A. W. Böhm sc.

Fiesko. IIr Act. 8te Scene.

Fiesko. Denkt auf den Löwen.

Aufwärts bäumend den Hals: nicht weniger drängt er mit krummen
Schnabel die ringende stets und schlägt mit den Schwingen den Aether. —

ber die Deutung dieses Bildes würde Fiesco so wenig Verlegenheit seyn, als später über die Absicht, warum omano den Tod der Virginia malte. Der Adler bin , würde sagen, der erste Sohn der Republik, der rache ist die Tyrannenbrut der Doria. Allein die Deung verdoppelt, vervielfältigt sich. Du magst immerhin r Adler seyn, könnte der bei der Gurgel gar unsanft packte Mohr brüllen; der Drache, der dich umschlingt, n ich!

III.

Die Thierfabel.

Eine meisterhafte Szene, die auf der Bühne selbst nie ihre Wirkung verfehlte und der das Genie des Zeichners und die Kunst des Kupferstechers volle Gerechtigkeit widerfahren ließen. Gianettino hat durch seinen Uebermuth den Pöbel gereizt. Das Stroh der Republik ist in Flammen. Die Obermeister der zwölf Handwerker stürzen in die Vorhalle. Die Thorflügel selbst stürzen, aus ihren Angeln gehoben, vor ihrer Gewalt. Schiller hat dabei wirklich einen historischen Umstand vor Augen gehabt, den nach Maseardi auch der französische Erzähler berührt. Fiesco empfing, nachdem er vorher ihren Consul gesprochen, eine Deputation von der in Genua mäch-

tigen Gilde der Seidenweber und hielt eine ergreifende Rede an sie. *)

Hier im Bilde hat nun Fiesco seine Thierfabel erzählt. Mag ihre Einkleidung immer aus groben Fäden gesponnen, ihre Anwendung auch noch so derb und unverhüllt seyn, sie ist für dies Publikum vollkommen berechtigt. Der König Löwe steht vor ihnen lebendig und im Conterfei. Wer erinnert sich hiebei nicht an eins der geistreichsten satirischen Gedichte neuerer Zeit, an die animali parlanti des Abate Casti? Liebhabern von Vergleichungen empfehlen wir in Beziehung auf das, was hier verhandelt wird, besonders den 24sten Gesang im 3ten Theil, welcher überschrieben ist: Congiura e congresso. Die so oft wiederholte Bemerkung, **) daß die unwissende und träge Menge mehr durch die andringende Einfachheit einer Thierfabel, als durch die kunstreichste Declamation gerührt und aufgeregt wird, hat auch Casti in der Vorrede seiner Thierepopöe, in welcher die Thorheiten der Höfe und der daraus entspringenden Staatsumwälzungen so treffend gemalt sind, nicht unerwähnt gelassen, und sie erprobt sich an unserm Genueser hier in ihrer ganzen Stärke. Fiesco hat seinen Spruch mit versinnlichender Hinweisung auf das große Wandgemälde mit den Worten geendet: „Laßt uns einen Monarchen wählen, riefen die Thiere, und es war der Löwe!" Jubelnd, klatschend, ent-

---

*) Mascardi Congiura p. 54. Venni alla sfilata buon nuncio de' tessitori di seta, de' quali in Genova è un grandissimo numero.

**) L'ignara e indolente moltitudine suole ordinariamente prendere maggiore piacere, e piu facilmente riman persuasa dalla simplicità del' Apologo, che dalla nuda esposizione di rigide ventà e dai filosofici ragionamente. Prefazione p. VII.

zückt, den wahren Sinn so leicht errathen zu haben, werfen diese rüstigen Republikaner ihre Barets in die Höhe und rufen: bravo, das haben sie brav gemacht. Da erhebt sich Fiesco, seines Eindrucks gewiß, triumphirend von seinem Sessel und ruft den fortstürzenden noch nach: Denkt an den Löwen!

Der Zeichner giebt sich uns hier wieder auch in den Nebenwerken als einen einsichtsvollen und denkenden Künstler zu erkennen. Die Szene ist in der großen Halle des Pallastes im zweiten Stockwerk. Die alten genuesischen Palläste haben über dem Erdgeschoß ein Zwischengeschoß (Entresol) und dann die mit Gemälden, Bildsäulen, Teppichen und Marmor reichbekleideten Prunkzimmer und Säle im Hauptgeschoß (bel Etage). Diese alte Pracht und Herrlichkeit hat sich größtentheils auch durch alle Stürme der Zeit noch erhalten, aber die Bewohner sind zusammengeschrumpft. Lassen wir uns dies von dem neuesten Reisenden, unserm wackern Landsmann Kiesewetter, *) erzählen: „Ehemals zur Zeit des Wohlstands herrschte in Genua ein großer Luxus in Gebäuden und deren innerer Einrichtung und Verzierung, wovon man jetzt nur noch die Rudera sieht; prachtvoll sind die Palläste der Doria, Durazzo, Fiesco, Negrotto, Serro u. s. w. Marmor ist weder von Innen noch von Außen gespart. Sie enthalten oft kostbare Vergoldungen, Bronzearbeiten, Statüen, Gemälde, seidene Vorhänge und Meubeln. Alle diese Dinge, auf deren Form die Mode Einfluß hat, beweisen nur zu klar, daß dies Prachtvolle aus ältern, bessern Zeiten herstammt, und daß man gegenwärtig höchstens darauf bedacht ist, das von den Vorfahren Ererbte zu erhalten. Andere Reisende haben schon die richtige Bemerkung gemacht, daß die jetzigen Besitzer dieser Palläste nur in die schlechtesten und hintersten Zimmer ver-

*) Reisen durch Deutschland und Italien Th. I. S. 296.

wiesene Oberaufseher derselben zu seyn scheinen." — An der Wand ist in einem flandrischen Teppich (razzo) die Geschichte vom König Löwen abgebildet, wie er unter den Thieren Hof hält. War doch auch der unsterbliche Dichter des Reineke Fuchs, Heinrich von Alkmaar, ein Niederländer. Wer weiß, hatte der Teppichweber in Arras nicht eine Szene aus Reineke bei Verfertigung dieses Teppichs vor Augen gehabt? Da die zwölf Handwerker durch die empörte Signoria mitten aus ihren Geschäften und Sitzen, zum Theil auf öffentlichen Straßen, losgerissen und zum Tumult aufgereizt wurden, so kann hier nicht gelten, was Reisende vom Costüme derselben, wenn sie im Staate erscheinen, berichten. *) Sie sind in Hauskleidern und Handwerksanzug. Ja sie können sogar Hammer, Scheere und Weberwerkzeuge (in Genua blühte die Sammtmanufactur) in den Händen haben, welches die Szene nur malerischer macht. Im Vorgrund steckt der Mohr sein grinzendes Mitternachtsgesicht zur Seitenthüre herein. Die Halle wird im Vorgrund durch einen Bogen getragen, an dessen mit großen Vorhängen umhangenen Pilastern sehr bedeutend die zwei Schutzpatrone Genua's in zwei Statüen zu sehn sind. Links oben zur Seite des Fensters der heilige Georg mit dem Lindwurm, durch seinen reichen Schützling, die Sanct Georgen-Bank, in ganz Europa hochgeachtet; rechts aus der Draperie nur halb hervorragend Johannes der Täufer. Selbst der Plafond ist nicht ohne lokalisirende Andeutung. Es ist Neptun von Hippokampen und Seepferden gezogen.

---

*) Les artisans de Gênes s'habillent de la couleur qui leur plait et sortent tous avec leur épée. Richard Description de l'Italie T. I. p. 170.

H. Ramberg del. H. Lips sculps.

Fiesko. III.r Act. 2.te Scene.

Fiesko. Diese majestätische Stadt! – Mein!

IV.

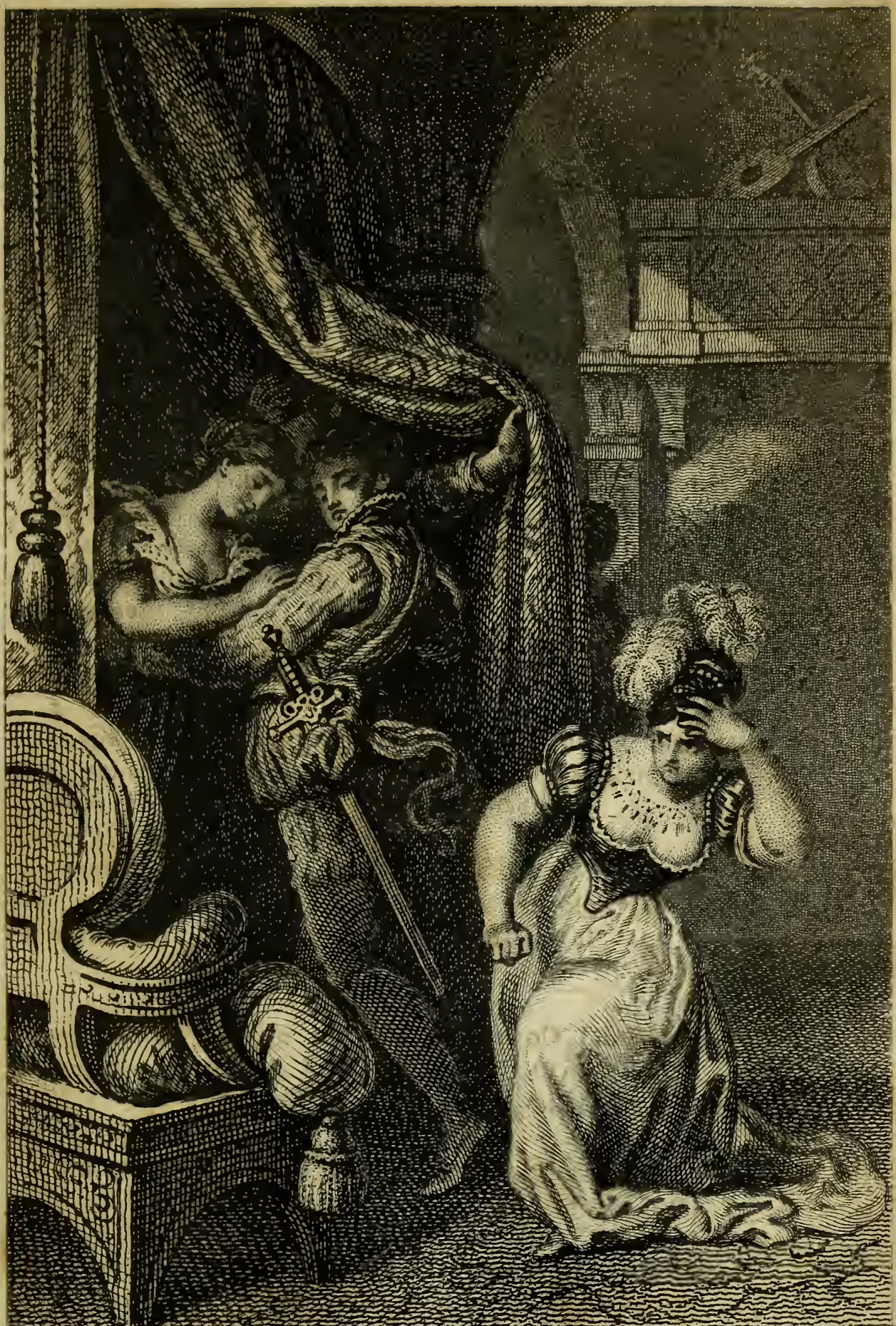
Der Monolog.

Man hat eine sehr lächerliche Parodie auf diesen Monolog des von Träumen aufgescheuchten, am offenen Balkon die Morgensonne und das von der Morgensonne angestrahlte Genua umfassenden Fiesco gemacht. Schiller selbst lächelte in späterer Zeit oft über diese nur an fantastischen Phrasen emporkletternden Steigerungen, die aller psychologischen Wahrheit entbehren. Darum scheitern auch die bessern Schauspieler gewöhnlich an dem falschen Pathos dieses Monologs. — Nach Schiller's eigner Angabe soll die Balkonthüre in der Mitte des Hintergrunds sich aufthun und den ersten Strahl der Morgensonne auffangen. Allein die darstellende Kunst fodert, daß sich die Balkonflügel zur Seite öffnen, damit Fiesco, der seine Arme gegen die Sonne und das vom ersten Sonnenstrahl beleuchtete Genua hab- und sehnsüchtig ausstreckt, wenigstens im Profil gesehn werde. Das Bild kann ein ächt Rembrandische Beleuchtung durch den Zauber des Helldunkels empfangen. Denn im Hintertheile des Saals ist alles noch finster. An der Uhr steht der Zeiger auf 7 Uhr. Denn um diese Tageszeit mag am 3ten Januar etwa Sonnenaufgang gesetzt werden. Sehr sinnreich hat der zeichnende Künstler den ersten Morgenstrahl durch eine Glasscheibe der Balkonthüre auf ein Gemälde an der Wand ein Dämmerlicht werfen lassen, auf welchem Cäsar an der Bildsäule des Pompejus in der Curia Pompeji vom Brutus und den Verschwornen ermordet wird, wodurch der Fall des Ehrgeizes versinnbildet und die immer näher rückende Katastrophe leise angedeutet wird. Fiesco ist im leichten Nachtgewand, ja nicht im Schlafrock, wie wir wohl auf namhaften Theatern die Rolle travestirt gesehn haben.

Dem bildenden Darsteller ist vergönnt, was dem recitirenden nicht zu Theil werden kann, dem Zuschauer auch

wirklich eine sinnliche Andeutung von dem prachtvollen Sonnenaufgang über die terrassenförmig in stolzem Halbkreis emporsteigende Stadt und den See zu geben. Dabei ist zu bemerken, daß nach dem einstimmigen Zeugnisse der italienischen Geschichtschreiber Fiesco's Pallast wirklich auf dem höchsten, die freieste und umfassendste Aussicht auf die stolze Lage Genua's darbietenden Puncte gelegen gewesen. „Fiesco, erzählt uns Mascardi,*) wohnte auf der Anhöhe von Genua, welche Carignano heißt, einer Gegend, die von dem übrigen Theile der Stadt fast ganz abgeschnitten ist. Indem der Hügel an mehrern Puncten an die Stadtmauer stieß, hatte er die Aussicht auf die anmuthigen Landhäuser von Albano und auf das reizende Thal von Bisagno. Gerade vor ihm liegt das Meer und durch die Erhabenheit seiner Lage ist er gewissermaßen ganz von dem untern Theile der Stadt getrennt, über die er gleichsam herrscht (a' quali par quasi che signoreggi). Auf diesem Hügel stand der alte Pallast des Fiesco prächtig erbauet, ganz isolirt; darum konnte man in der Nachbarschaft auch nichts von den Zurüstungen und Waffengetümmel vernehmen." Um nun die über alle Beschreibung entzückende, zauberische Aussicht dieser Puncte auch Lesern näher zu rücken, die wenigstens mit Hülfe ihrer Fantasie sich selbst ein Gemälde zusammensetzen können, siehe hier noch folgende Schilderung unserer in Beschreibungen der Art so wunderbar malerischen Friederike

*) Congiura del Conte de' Fieschi p. 62. An mehrern Stellen nennt Mascardi Fiesco's Pallast Violà! Dies wird deutlich durch die Bezeichnung in Foglieta Conjuratio Ioannis Flisci p. 893. Aedes in edili urbis loco, in hortis Carinianis, ad Divae Inviolatae, sitae, procul a continentibus aedificiis und in Sigoni Vita Andr. Doriae p. 1203. Domus, quae in clivo sita Violatum dicebatur.



H. Hamberg del. H. Schmidt sc.

Fiesko. IIr Act 12te Scene

Fiesko. Hier ist meine Gemahlin, ein göttliches Weib!)

Brun *): „Wir eilten nach dem berühmten Spaziergange del Carignano. Die Brücke, vom Felshügel Sarzano auf den Carignano kühn geworfen, wölbt sich über sieben Stock hohen Häusern. Die Aussicht ist von da blendend groß. Man hat unter sich zur Linken das rauschende, blaue, offene Meer, die Molo's, die Häfen von Genua und die majestätisch auf ihren Felsenstufen emporsteigende Stadt. In Nordwesten verliert sich der Blick in die verklärte Ferne der Riviera di Ponente, bis die steigenden Seealpen über Nizza ihn fesseln. Zur Rechten steigt aus einer tiefen, dunkeln Gruft ein Theil der Stadt, bunte Gärtchen, Alleen, Terrassen, Weingärtchen und Häuschen über einander aufgethürmt empor. Ich zählte an einigen Orten neunzehn Stock, Haus auf Dach über einander geschichtet, bis zu uns herauf. Ueberall duften Orangen und feine Gerüche des Jasmins und Heliotropiums vor Gärtchen und Terrassen." Was Wunder, wenn bei einer solchen Aussicht, vom Morgenroth überflammt, der Versuchende hinzutritt und sagt: dies alles will ich dir geben, bete mich an! kein: hebe dich weg, Satan! sondern ein den Teufelsbund abschließendes! ich bin entschlossen! ertönt.

V.

Die Beschämung.

Man hat die Szene, wo Fiesco die Imperiali so hart züchtigt, unnatürlich und ganz aus dem Ton der großen Welt fallend gescholten. Letzteres kann man zugeben, ohne

---

*) Episoden Th. II. S. 369 f.

ersteres einzuräumen. Denn ist nicht der Ton der großen Welt nur zu oft die vollendetste Unnatur? Fiesco war diese Genugthuung der so tief gekränkten Gemahlin schuldig. Sie verfehlt auch nie ihre Wirkung bei der Vorstellung, wenn rasches Spiel mit vornehmen Anstand sich verbindet. „Den Moment, so schrieb ein geachteter, denkender Schauspieler, der über die effectvollste Szene in diesem Stücke gefragt worden war, *) wo Julia vor Fiesco niederfällt und ausruft: ich bete dich an! wo dann Fiesco die Glocke zieht und seiner hervortretenden Gemahlin in die Arme fällt, indem zugleich die Verschwornen eintreten, würde ich in dieser Gallerie für wesentlich nöthig und für eine vom Zeichner leicht zu lösende Aufgabe halten." Er hat sie wirklich zur Zufriedenheit aller Verständigen gelöst. Die Wuth der so gedemüthigten Buhlerin durch die geballte Faust anzudeuten, mag wenigstens dem Maler, als symbolische Geberde, gestattet seyn. Julia Imperiali muß überhaupt im full dress und sehr reich gekleidet seyn. Jemand könnte dabei leicht Leonorens Schattenriß, den die Uebermüthige als Zeichen ihres Sieges trägt, vermissen. Allein dies konnte bei der verhältnißmäßigen Kleinheit der Figur, die das unerbittliche Format zum Gesetz macht, nicht anders als höchst kleinlich und verkehrt erscheinen. Die Kunst alles zu sagen ist überall die Kunst alles zu verderben!

Man erblickt oben zwei Lauten an einander gelehnt. Welche giebt hier den reinsten Ton an? Zwei sich überkreuzende Fackeln bedeuteten im Alterthum die Feier der Mysterien. Zwei sich überkreuzende stumme Lauten mögen leicht das Geheimniß eines nicht aufgelösten Accords bezeichnen. Hinter dem Vorhange treten die Gäste hervor. Der Fackelschein verkündet ihre Ankunft.

---

*) Hr. Helwig, Regisseur des K. Sächsischen Hoftheaters.

H. Ramberg del. H. Schmidt sc.

Fiesko. V.te Act. 4.te Scene.
Teutsche. Teutsche Hiebe.

VI.

Deutsche Hiebe.

Man kann über die unbegreifliche Aufeinanderfolge in den Erscheinungen des ehrwürdigen Andrea Doria in der 4ten und 14ten Szene des letzten Acts dem Dichter Mangel an Zusammenhang und völlige Planlosigkeit vorwerfen. Er würde sich darüber selbst schwerlich rechtfertigen können. Allein darum bekümmern wir uns hier wenig. Als einzelne Situationen betrachtet eigneten sich beide Auftritte ganz besonders zur malerischen Behandlung in dieser Schaustellung.

Es ließe sich ein eignes Register verfertigen, und es ist auch verfertigt worden, von den Beurtheilungen und schimpflichen Spottnamen, welche der im eigenen Gefühl gegen die transalpinischen Barbaren, besonders jenseits des Rheins, so hoch stehende, früh cultivirte Italiener über die deutsche Roheit und Bärenhäuterei sich von jeher erlaubt hat. Dem bekannten Ehrenspiegel deutscher Nation würde ein Spottspiegel sehr gut gegenüber gestellt werden können, und es würde heut noch interessant seyn zu lesen, wie seit dem oft besprochenen Urtheil des nachmaligen Pabsts Aeneas Sylvius über den Charakter der Deutschen, das immer tiefer herabgestiegen ist. Die deutschen Krieger in den Logen des Vaticans nach der Erstürmung Roms unter Clemens VII und die Husaren beim Wachfeuer im Refectorio zu Mailand geben interessante Belege dazu. Wer hat nicht von den Bestie Tedesche gehört! Bestemmia come un Tedesco war lange Zeit auf jeder Lippe am Arno und an der Tiber. Der Handel mit deutschen Mädchen für venetianische und lombardische Frauenhäuser im Laufe des 15ten Jahrhunderts *) konnte auch

*) S. (Beckmann's) Vorrath kleiner Anmerkungen über mancherlei gelehrte Gegenstände (Leipzig 1795) Th. I. S. 53 ff.

nicht dazu beitragen, die Nation, die solche Handels-Artikel so erwerblustig ablieferte, in große Achtung zu setzen.

Aber zwei Tugenden begehrte der sich weit vornehmer dünkende, auf alten Stammbaum stolze Italiener doch nie der ungeleckten deutschen Bärennatur streitig zu machen, ausharrende Treue und unerschütterliche Tapferkeit. Die erste galt selbst im Sprichwort unter den Italienern und hat nie in ihrer Valuta verloren. Jedermann kennt die Anecdote von der Bewunderung des argliſtigen, den Kaiser Ludewig den Baier zehn Jahre lang mit Bannflüchen und Interdicten bekämpfenden Pabsts Johann XXII, als er Wundergeschichten von Ludewig dem Baier und Friedrich von Oestreich, die Klingemann neuerlich unter diesem Titel auf unsre Bühne brachte, als eine unglaubliche Mähr vernahm. *) Schiller hat ihr in einer Elegie unter der Aufschrift: deutsche Treue, ein unvergeßliches Denkmal gesetzt.

Gegen Friederichs Heer muß Ludewig ziehen. Zum Wächter
Baierns läßt er den Feind, den er bestreitet, zurück.
„Wahrlich! so ists! Es ist wirklich so. Man hat mir's geschrieben,"
Rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.

Aber auch der deutschen Tapferkeit ließ man stets ohne Widerrede volle Gerechtigkeit widerfahren. Hatte doch der Deutsche Jahrhunderte lang seit den Kämpfen der Welfen und Gibellinen sie mit blutiger Schrift leserlich genug dort angeschrieben. Darum ahmten auch die kleinern und größern Fürsten Italiens jene römischen Imperatoren so gern nach, die sich am liebsten mit Prätorianern und Trabanten vom Rhein und von der Donau her umgaben. Aus den Ge-

*) S. in Joannis XXII processus quinque contra Ludovicum Bavarum in Martene und Durand Thes. Anecdot. T. II. p. 655.

schichtschreibern, die uns das Leben des Andrea Doria und seiner Vettern erzählen, ist es hinlänglich bekannt, daß auch in Genua damals deutsche Leibwächter den Pallast der Doria's schirmten und umgaben. *) Darum war Schiller's bekannter und in seinen Dramen oft erprobter Kosmopolitismus ohne alle Verblendungen durch einseitigen Patriotismus nur im strengsten Sinne gerecht, wenn er dieser deutschen Leibwache des Fürsten an dem genuesischen Gesindel ihre Klingen und Partisanen wetzen und deutsche Hiebe unter sie austheilen ließ. Was giebts da? ruft Calcagno, als ein Deutscher im Gefolge des Herzogs gerufen hatte: peitscht diesen welschen Hunden Respect für einen Graukopf ein! und mit zermalmenden Thatbeweisen erfolgt die Antwort: deutsche Hiebe.

Ramberg hat diese Szene mit allem Feuer seiner Fantasie aufgegriffen und komponirt. Man muß annehmen, daß der 80jährige Greis Doria nur durch fremde Hülfe fliehen konnte. Er wurde, sagt Mascardi, von den Seinigen auf die Schultern genommen und auf einen Maulesel gesetzt. **) Ramberg, der diesen Umstand nur um so weniger benutzen konnte, da Schiller, der in den Retzischen Denkwürdigkeiten davon nichts fand, ihn auch nirgends angedeutet hat. Es bleibt also die Art seines

---

*) Das sind die soldati fattisi venire in Genova in des Florentinischen Geschichtschreibers Joh. Battista Adriani Istoria de' suoi tempi (Venedig 1687. in 4.) lib. VI. T. I. p. 375.

**) Tanto fu detto e operato unitamente da tutti, che quel bon vecchio stancó sotto il peso degli anni e travagliato non meno nell' animo per le presenti sciagure, che nel corpo per la podagra, su le spalle de' suoi fu posto sopra una mula e condotto a Masone, castello degli Spinoli. Mascardi Congiura p. 89.

Fortkommens auch auf der hier gegebenen bildlichen Darstellung ganz unentschieden. Desto bestimmter aber sprechen sich die deutschen Hiebe aus, die hier unter dem Thor St. Tomaso, das Calcagno zu besetzen erhalten hatte, ausgetheilt werden. Deutsche Hatschirer und Trabanten, wie sie uns Albrecht Dürer im Triumphzug Maximilians u. s. w. vorführt, machen hier ein gut Stück Arbeit. Wer erinnert sich bei solchen, so kraftvoll geführten Fäusten nicht an unsers Götz von Berlichingen eiserne Hand, die der durch Jahre und Kunstleistungen grau gewordene Christian von Mechel in einer treuen Abbildung und Erläuterungsschrift vor zwei Jahren den zum Congreß in Wien 1814 und 15 versammelten gekrönten Befreiern Europa's ehrerbietigst, aber man mag noch wohl hinzusetzen, mit mannigfaltiger symbolischer Andeutung zueignete? *) Sehr passend ist dabei von jenem Wort Gebrauch gemacht worden, welches der wackere Wiener Dichter Mastalier dem Götz in den Mund legt, als er die eiserne Hand aufhebt:

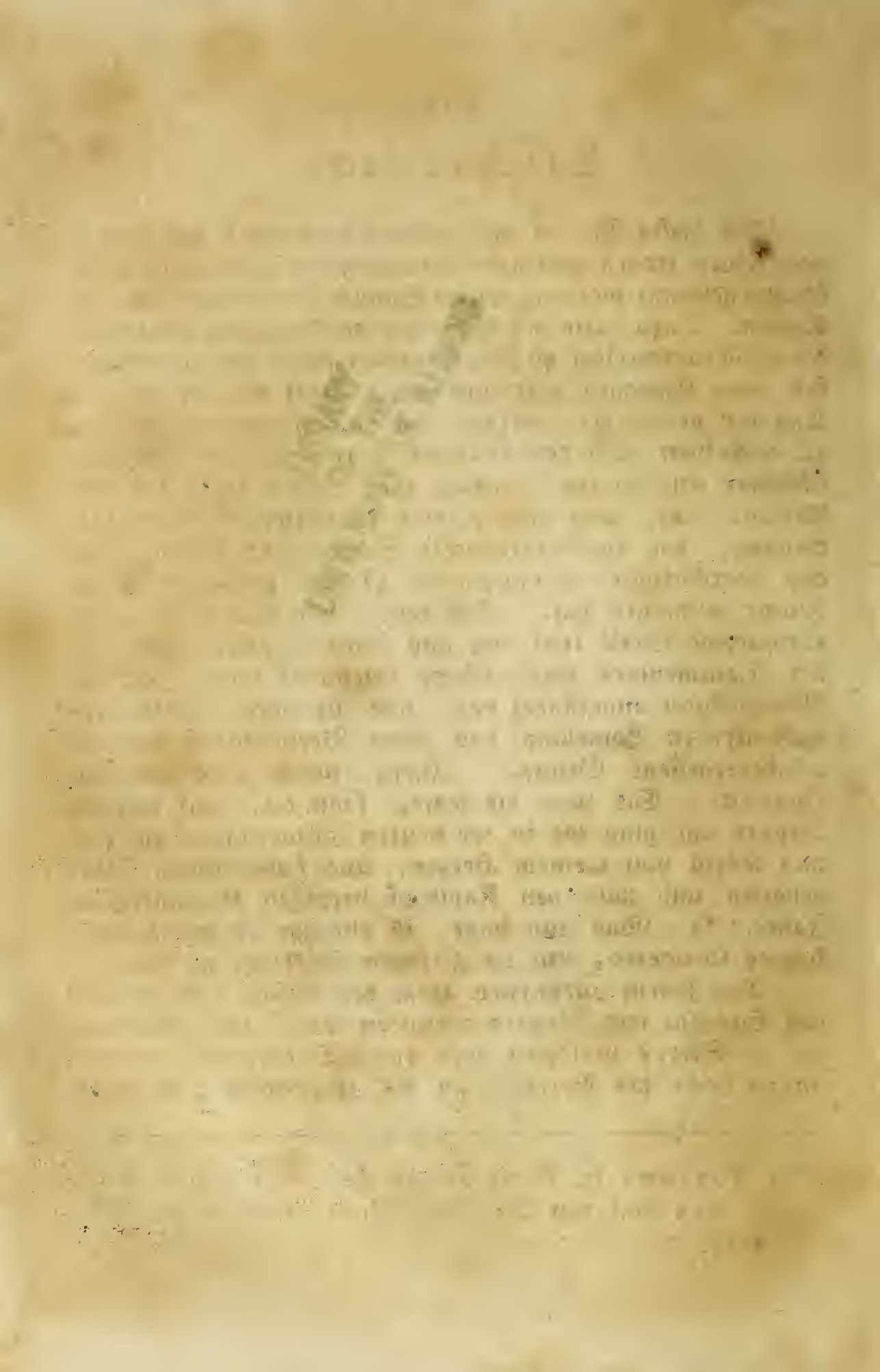
Mit dieser grüß' ich euch, schlagt ein, ihr Deutschen alle,
Seyd tapfer, denkt an mich, denkt an das Vaterland!
Verkündet's mit Posaunen- und mit Pauken-Schalle:
Noch lebt die deutsche Treu und schwingt die Eisen-Hand!

---

*) Die eiserne Hand des tapfern deutschen Ritters Götz von Berlichingen, wie selbige noch in seiner Familie in Franken aufbewahrt wird. Berlin 1815. 6 Kupfertafeln, 3 Bogen Text in Fol.

H. Ramberg del. Fiesko. 1ter Act. 14te Scene. R. Schmidt sc.

A. Doria. Nimm diese eisgraue Haarlocke.
Sie war die letzte auf meinem Haupte.



VII.

Die Haarlocke.

Wo dieser Andrea noch einmal herkommt, nachdem er von seinen treuen deutschen Schutzgeistern schon zum Thor hinaus gebracht worden, würde Schiller selbst kaum angeben können. Dazu hatte der Alte, den einstimmigen Zeugnissen der Geschichtschreiber zu Folge, gerade einen gar argen Einfall vom Chiragra oder Podagra; denn darüber sind die Angaben verschieden, welches ihn auch hinderte, öffentlich zu erscheinen und den frühern Verabredungen der Verschwörer eine andere Richtung gab. Indeß es ist das erste Beispiel nicht, daß eine plötzlich erschütternde Gemüthbewegung, ein außerordentlicher Schreck auf einmal selbst das hartnäckigste Bockzipperlein (Trago podagra) in die Flucht geschlagen hat. Sey dem, wie ihm wolle, der ehrwürdige Greis tritt hier aus seinem Pallast, der von der Flammenlohe einer Kirche beleuchtet wird, die das Mordgesindel angezündet hat, und übergiebt seinem treu aushaltenden Lomellino das letzte Vermächtniß an das pflichtvergessene Genua. „Hier, nimm diese eisgraue Haarlocke! Sie war die letzte, sagst du, auf meinem Haupte und ging los in der dritten Jännernacht, als Genua losriß von meinem Herzen, und habe achtzig Jahre gehalten und habe den Kahlkopf verlassen im achtzigsten Jahre." *) Was nun folgt, ist ein gar zu witzig zugespitztes Concetto, um die geringste Wirkung zu thun.

Von jenem purpurnen Haar des Nisus, an welches das Schicksal von Megara gebunden war, von jener unter die Sterne versetzten und durch Dichterpreis verherrlichten Locke der Berenice an bis zu Pope's Lockenraub,

---

*) Adriani in seiner Storia de' suoi tempi T. I. p. 375 sagt nur im Allgemeinen Andrea — dalle gotte mal concio.

wie viele giebt es nicht besungene und bekämpfte Haarlocken! Wir haben eine eigene Geschichte der Haare, welche, der unglücklichen Königin Maria Antoinette entnommen, noch ehe ihr Haupt unter der Guillotine fiel, lange Zeit die heiligste Reliquie der treuesten Anhänger gemacht haben. Warum sollte nicht Schiller'n auch einen, auf theatralische Wirkung berechneten, Gebrauch davon zu machen gestattet gewesen seyn! Schürzt doch in einigen der berühmtesten Trauerspiele der griechischen Bühne die abgeschnittene Haarlocke der Electra den Hauptknoten des rührenden Heldenspiels. *)

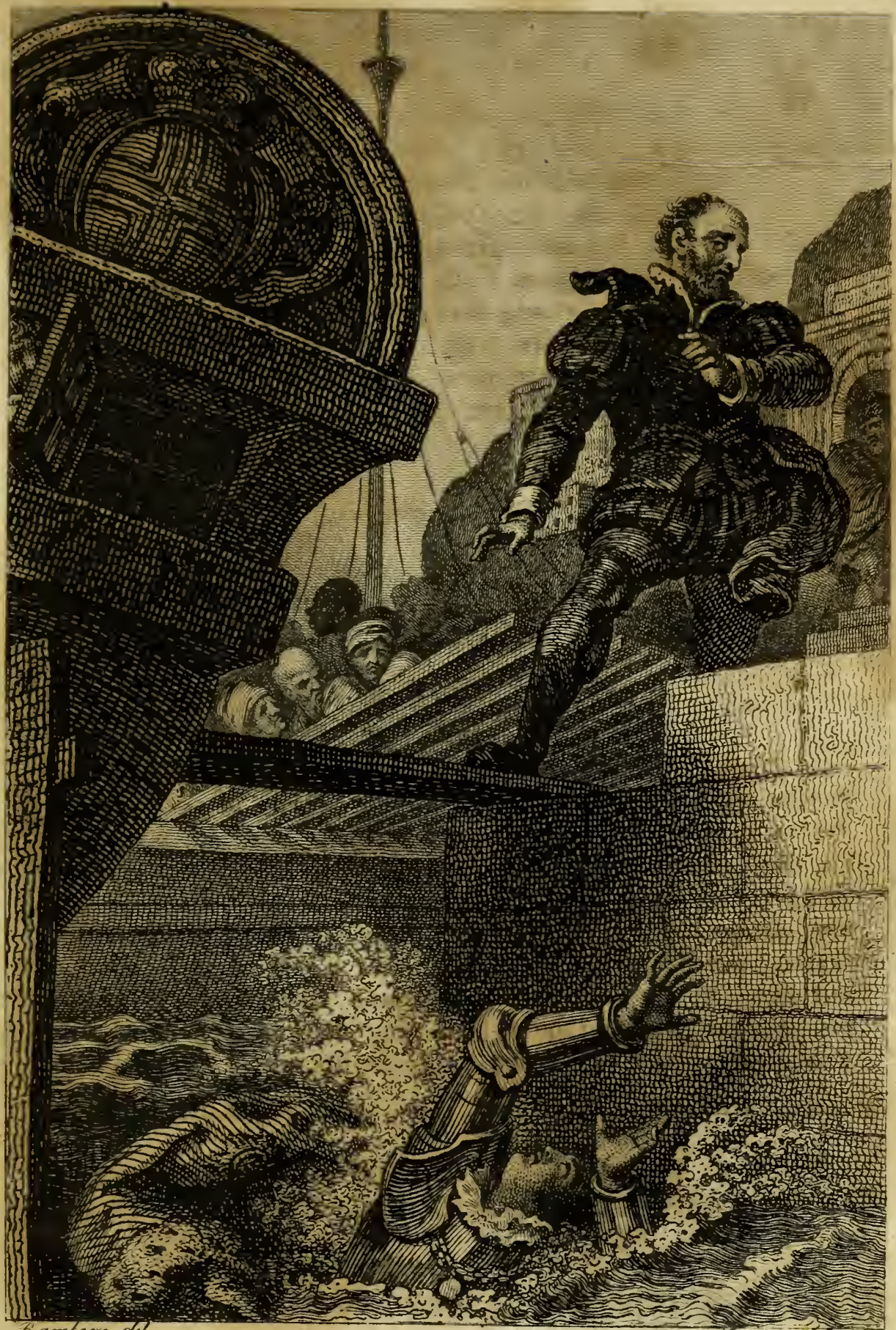
VIII.

Der Sturz.

Diese, der Kritik so oft blosgestellte Schlußszene konnte auch hier nicht fehlen. Die Szene ist am innern Hafen oder in der sogenannten Darsena von Genua, wo die Galeerensclaven lange noch vor der Marseiller rothen Mütze, die auch von der Galeere stammte, während in der ganzen Stadt alles das Kriegsgeschrei des Fiesco: Gatto, gatto! riefen, **) auch schon die Katze todt glaubten und auf ihre Weise Freiheit und Gleichheit proclamiren wollten. Wenigstens diese Entfesselung lag nicht im Plane des neuen Befreiers. Er wollte unter der empör-

*) S. zu Aeschylus Choephoren V. 178. Jacobs zur gr. Anthologie in den Anmerkungen Vol. I. P. II. p. 396.

**) S. Adriani Storia T. I. p. 375.



Ramberg del. H. Schmidt sc.

Fiesko. Vte Act. 16te Scene.

Fiesko. Hilf Genua! Hilf! Hilf deinem Herzog!

ten Rotte auf der Hauptgaleere (la Capitana) die Ordnung wieder herstellen und sprang also auf das Bret, welches vom Ufer aus an die Schiffsleiter des Hintertheils angelehnt war. Da aber das wankende Schiff in diesem Augenblick selbst etwas zurückwich, stürzte das Bret und mit ihm Fiesco in den bodenlosen Sumpf des Hafens und sank, niedergedrückt von der Schwere seines Panzers und von keinem seiner Gefährten begleitet, ohne Rettung unter. *)

Wir wissen alle, wie Schiller dies höchst prosaische Finale in ein dramatisches umzuändern versuchte. Der republikanische Verrina muß dem neuen Gewalträuber oder Reichsdieb (um mit Schubart in seiner Chronik zu reden) hinabstürzen. Muß! Dies hat Ramberg sehr charakteristisch durch die Miene Verrina's ausgedrückt. Es ist keineswegs teuflischer Hohn, sondern das schmerzlichste, nur von der Pflicht überwundene Mitleid, das sich im weggewandten Gesicht so sprechend ausdrückt. Fiesco ruft aus den Wellen: hilf Genua! Der entfallene Purpurmantel schwimmt neben ihm. Von dem aufgemauerten Landungsplatz her stürmt Calcagno mit den Verschwornen. Es war die Rede davon, ob diese Schlußszene nicht eben so gut, als die in der Maria Stuart und in der Braut von Messina, aus der nassen, unbehaglichen Wirklichkeit durch einen allegorischen Zusatz poetischer gemacht werden könne. Wir dachten uns ein leuchtendes Meteor, eine

---

*) Mit classischer Lebendigkeit schildert diesen Sturz Uberti Foglieta in der Coniuratio p. 897. Thes. Graev. T. I. Fliscus ad praetoriam triremem accedens, tabulam, quae puppi superiniecta ac ripam attingens usum pontis triremem adeuntibus praebebat: quae cum per se minus stabilis, nullis retinaculis circumligata, tum triremis iactatione — vacillans, ab altera parte collapsa, in mare decidit, omnesque superstantes ruina sua traxit.

Lufterscheinung, etwa eine vom Genius Genua's in der Luft aufgehangene Schicksalswage, in der sinkenden Schale den Dreizack, in der emporschnellenden eine herausfallende Dogenmütze. Allein die unerläßliche Darstellung des kritischen Augenblicks selbst nach der Handlung im Drama fodert starke Massen, sowohl in der Galeere, als im aufgemauerten Hafenbau. Wie wäre diese in diesem engen Raum zugleich mit der Höhe, welche durch die Lufterscheinung bedingt war, zu vereinigen gewesen! Dafür ruft der Künstler wenigstens eine im vollen Ruderтact herbeieilende Galeere zu Hülfe! —

Dies Eine fühl' ich, und erkenn' es klar:
Das Leben ist der Guten höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

I.

Rosaura und ihre Verwandten

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

I.

Finster und in sich gekehrt, von der seltsamen Laune seiner Geliebten, des schönen Fräuleins Rosaura von Haldenbach beleidigt, stand der junge Garderittmeister, Graf Julius Wildeck, in ein Fenster gelehnt, und hatte den eleganten Theezirkel um sich her so gut als ganz vergessen. Die glorreichen, aber trüben Schicksale seines uralten Hauses stiegen vor seiner trauernden Seele auf. Er fragte sich, wie denn er, der noch einzig lebende Zweig dieses Stammes enden werde, da ein langer Friede ihm nie eine einzige Waffenthat vergönnt hatte, wofür auch die Zukunft wenig oder gar keine Aussicht kund gab, und da die Liebe, in der sein ritterliches Herz entglüht war, statt tröstender Myrthen ihm fast nur Dornenkränze reichte. Wohl durfte er sich gestehn, daß von allen Bewerbern, die Reichthum und Schönheit zu Rosaurens Füßen lockten, er der einzige war, dem bisweilen ein süßer Blick ihrer Huld zum Lohne ward, aber um so herber stach dagegen eine trübe Härte, eine

strenge Verschlossenheit ab, die oft plötzlich, ohne alle erdenkliche Veranlassung ihr Gemüth gegen ihn einnahm. Heute war es wieder so gekommen, und ihm um so schmerzlicher gefallen, da Rosaura Uebermorgen auf einen Monat verreiste, und er sie wahrscheinlich jetzt für lange Wochen zum letzten Male sah. Zwar führte sie ihr Weg nicht weit; sie ging mit ihrer Mutterschwester auf eins ihrer Güter, in dem nur wenig Meilen entlegnen Gebirge, aber man wußte schon, daß sie in solcher Zeit durchaus nicht zu sprechen war. Alle halbe Jahr beobachtete sie diese, jeden Umgang streng ausschließende Abgeschiedenheit auf's genaueste, und man glaubte, ein trübes Gelübde ihrer verstorbnen Aeltern verpflichte sie dazu, um so mehr, da sie immer vor der Reise sehr still zu werden pflegte, und mit bleichen, verweinten Augen zurück kam.

Julius fühlte sich durch dies ernste Geheimniß auf eine seltsame Weise nur noch mehr an seine leidende Geliebde gebunden. Es war ihm, als stehe es bei ihm, dereinst diesen verschwiegnen Kummer von ihrem Haupte zu nehmen, und heute, eben heute hatte er die bleich werdende Engelsgestalt mit unendlicher Liebe und Rührung betrachtet, aber da war ihre feindseligste Laune recht schneidend dazwischen getreten; schmerzhaft in seine frühe verwaistes Daseyn zu-

rückgetrieben, — er hatte die edlen Aeltern nicht mehr gekannt, — flüsterte er in sich hinein:

„Wozu doch nur wir mißverstandne Sprossen der alten Heldengeschlechte fortleben, wenn es keinen Ruhm auf Erden mehr gibt, und nicht einmal rechte Lust!"

„Man muß auf die Jagd gehn; sagte eine tiefe Stimme. Das ist und bleibt noch immer der anständigste Spaß in unsrer Zeit."

Staunend blickte Julius um. Es stand ein großer Mann neben ihm, in altväterischer Uniform, hoch, beinahe schön von Gestalt, mit funkelnden Augen und mit einer Miene, die so viel des Leidens in sich trug, daß man darüber den Hohn, welcher sichtlich durchhin zuckte, nur mit theilnehmender Wehmuth bemerken konnte. Der Unbekannte schien zu einem Kammergerichtsrath gesprochen zu haben, der sich jetzt eben verlegen lächelnd entfernte, während der Alte, gegen Julius gewendet, mit zuversichtlicher Freundlichkeit sagte:

„Sie aber scheinen mir durch und durch meiner Meinung zu seyn, Herr Graf."

„Lieber Gott, ja; erwiederte Julius, halb überrascht, und halb gewonnen. Die Jagd ist ja doch eine Art von Ritterspiel, und ganz unschätzbar besser, als ein Carousseltritt, indem sich einige rühmliche Gefahr

dabei finden läßt; versteht sich, daß man seine Thaten nicht auf Hasen oder andres scheues Gewild beschränkt."

„Brav! Sie gefallen mir ausnehmend gut; sagte der alte Herr, seine Hand fassend. Und wie wär' es, wenn wir mitsammen Jagd hielten die nächsten Wochen hindurch, von meinem alten Schlosse Finsterborn aus? Dies ist ohnedem eine Zeit, die ich nicht gern ohne wackre Gesellschaft verlebe. Ich habe, glaube ich, die Ehre, mit dem Grafen Lobach zu sprechen?"

„Um Verzeihung, entgegnete Julius, der Graf Lobach steht dort;" — und hinüberschauend sah er mit zuckendem Schmerzgefühl, wie dieser, sein Nebenbuhler, jetzt eben Rosauren sehr angelegentlich unterhielt. Doch um so ehr in die wunderliche Einladung, willigend, die ihn von Stadt und Regiment und aller Welt recht wohlthätig zu sondern schien, setzte er gesammelt hinzu: „ich bin der Graf Wildeck, und wenn Ihre Güte nicht dem Namen galt, sondern der Person, werde ich die Ehre haben, Ihnen meine Aufwartung in Ihrem Schlosse zu machen, dafern es nicht allzusehr entlegen ist. Den Namen Finsterborn hörte ich noch nie."

„Mein Schloß liegt nur drei Meilen von hier; sagte der Fremde mit sichtlicher Verlegenheit; freilich

etwas tief und wild im Gebirge. Ich werde Ihnen einen meiner Jäger als Führer in das Bergstädtchen Waldhöh entgegenschicken. Also Graf Wildeck sind Sie? Graf Wildeck! Und grade in diesen Tagen! — Nun, Gott wird mit uns seyn. Was mich betrifft, ich bin der verabschiedete Oberst Haldenbach. Ich rede wohl etwas verwirrt. Halten Sie mir's zu gut. Mir geht gar zu viel durch den Kopf. Auf Uebermorgen erwarte ich Sie. Uebermorgen; nicht wahr?"

Er drückte des Grafen Hand sehr fest, und eilte mit einem seltsam verlegnen, heisern Lachen aus der Thür.

Julius blieb staunend zurück. Also der Oberst Haldenbach war es, mit dem er gesprochen hatte! — Die Kunde von diesem wunderlichen, einsiedlerisch lebenden Oheim Rosaura's war schon früher zu ihm gekommen; einige Leute hielten ihn für einen tiefsinnigen, aber sehr unglücklichen Weisen, andre nannten ihn gradezu verrückt. Und jetzt sein ungleiches, bald innig anziehendes, bald unheimlich abstoßendes Betragen!

„Die schöne Nichte hat wohl etwas darin von ihm ererbt!" murmelte Julius mißmuthig.

Da schwebte Rosaura an ihm vorbei. — „Was hatten Sie mit meinem Oheim, Graf Wildeck?

flüsterte sie in lieblich ängstlicher Eil. Um Gotteswillen, seyn Sie nur diesmal recht sehr aufrichtig gegen mich."

„Ach Gott, das bin ich ja immer! seufzte der erglühende Jüngling. Der Oberst sagte meist lauter Liebes und Gutes zu mir. Ich mußte ihm einen Jagdbesuch für diese Tage versprechen auf seinem Schlosse Finsterborn."

Rosaura ward todtenbleich. Sie neigte sich noch näher zu ihm, und er fühlte ihren Hauch an seiner Wange mit den Worten:

"Morgen im Park des Fürsten an der Einsiedelei. Zur Abendstunde."

Sie verschwand. Wonnetrunken, und doch zugleich wie von furchtbaren Räthseln umschwebt, ging Julius heim.

Ein herbstlich warmer Abend lag golden über dem Park; schlagenden Herzens trabte Julius auf seinem schlanken Araberhengst am Gartengehäge hin, und spähte verlangend durch das tiefgrüne Tannengezweig, ob die geliebte Gestalt schon in der verheißenen Gegend leuchte; da trat sie plötzlich aus einem nahen Gange hervor, aber o Gott! in fünf bis sechs lachender und schwatzender Freundinnen Geleit. Bitterlich

zürnend schnellte Julius mit den Zügeln, und stieß die Sporen in seines Rosses Seiten. Das edle Thier, der schnöden Behandlung ungewohnt, that einige wüthende Sätze in die Luft; die Damen schrieen, Julius grüßte mit ernster Höflichkeit und sprengte vorüber.

„Guter Abdul, — sagte er gleich darauf zu seinem Pferde, begütigend den schlanken Hals klopfend, — guter Abdul, ich war ein Thor, daß ich dir die herzlose Weiberlaune entgelten ließ. Sey nicht böse, mein Abdul; es soll nicht wieder geschehn."

Und als verstehe es seinen Reiter, wieherte das edle Roß fröhlich auf, und gab sich gehorsam in den leichten, ruhigen Trab.

Julius gedachte im ersten Unwillen, gleich wieder nach der Stadt zu eilen, doch erwägend, daß er durch gezeigte Empfindlichkeit den Triumph der schönen Feindin noch erhöhe, bezwang er stolz sein stolzes Herz. Er schwang sich aus dem Sattel, hieß den Reitknecht mit den Pferden warten, und ging mit scheinbarer Heiterkeit der sogenannten Einsiedelei zu, wo er schon von fern die Damen bei'm Theetische versammelt sah.

In einer Wendung des Ganges begegnete er der fröhlichen Prinzessin Alwine, eine seiner Anver-

wandten an ihrem Arm. Nach der ersten Begrüßung sagte sie heimlich und eilig: „Wir haben einen Spaß, wobei Sie uns helfen müssen, Graf Wildeck. Daß die Haldenbachs noch einen ganz wunderlichen Familienzunamen führen, wußten wir lange, aber Rosaura wollte ihn durchaus nicht nennen; ja sie ward sichtbar ärgerlich und verlegen bei jeder Frage darnach, und das erhöhte unsre Neugierde. Nun hat Gestern mein Bruder dem alten wunderlichen Obersten abgelauscht, daß sie mit ihrem ganzen Titel Haldenbach, genannt Mordbrand, heißen. Ich bitte Sie, bringen Sie so viel Mordbrand oder auch wieder getrennt Mord und Brand und Brand und Mord in das Gespräch, als es nur irgend gehn will; wir thun unsrerseits das Gleiche, und Rosaura muß gar nicht wissen, wo ein, wo aus." — Julius verbeugte sich mit einwilligendem Lächeln, und die Damen verschwandten, um von einer andern Seite wieder zur Gesellschaft zu kommen, damit man ihr scherzendes Einverstehn mit dem Grafen nicht zu früh bemerke.

Er fand Rosaura sehr bleich, sehr ernst, und mit unbeschreiblich rührender Anmuth schlug sie grüßend die großen dunkeln Augen unter den langschattenden Wimpern gegen ihn auf; dann senkte sie wieder mit

tiefem Athemzuge den schönen Blick wie ganz in sich hinein.

Julius bereute es von Herzen, in das Spiel der Prinzessin eingegangen zu seyn. Er wußte, wie wenig duldsam Rosaura gegen Scherze dieser Art zu seyn pflegte, und nun verletzte ihn der Gedanke, diese bleiche, trauernde Schönheit zu erzürnen. Doch die Unmöglichkeit, auch nur ein einziges traulicheres Wort an sie gelangen zu lassen oder von ihr zu vernehmen in dieser Umgebung von fremd gleichgültigen, zum Theil kindisch vorwitzigen Gesichtern, reizte seinen Unwillen wieder auf, und er begann das Spiel mit der Frage, ob es nicht an eigner Schönheit ein wahrer Mord sey, dem Brand der Spätsonne so zarte Gestalten auszusetzen. Rosaura fuhr sichtlich bei den zwei absichtlich eingeflochtenen Sylben zusammen, und sahe sich ängstlich um. Da trat Prinzessin Alwine mit ihrer Begleiterin herzu, nahm ihren Platz Rosauren gegenüber, und des Grafen Rede fortspinnend, sagte sie: „am Ende behaupten Sie wohl gar, es sey hier ein Mordbrand unter uns.“ Julius erwiederte in demselben Tone, seine Verwandte stimmte ein, und wie Alwine es begehrt hatte, flogen Mord und Brand alsbald so mannigfach verschlungen durch das lachende Gespräch, daß auch die Nichttheilnehmer

an dem Geheimnisse unwillkührlich zu diesem Sylben immer wieder hingeführt wurden, und Brand und Mord und Mordbrand wie von einem Echo vervielfältigt zwischen den zierlichsten Reden klangen. Alwine konnte ihr Lachen darüber kaum mehr zurückhalten.

Aber bleicher und immer bleicher ward Rosaura. Plötzlich aufstehend sagte sie sehr ernst:

„Graf Wildeck, zwei Worte mit Ihnen!"

Damit schritt sie langsam einen breiten Lindengang hinab; der ganze Kreis verstummte scheu, Julius ging ihr, beinahe zitternd, nach.

Sie blieb eine Weile ganz still. Endlich sagte sie: „wahrhaftig, da haben Sie ein recht feines Stück gemacht, als Sie den fürchterlichen Beinamen unsres Stammes meinem unglücklichen Oheim abschwatzten, um die Neuigkeit hier zu beliebiger Gemüthsergötzung mit der angenehmen Gesellschaft zu vertändeln. Ich danke Ihnen, Herr Graf; wahrhaftig, ich danke Ihnen, denn in gewisser Hinsicht trete ich nun meine morgende Fahrt um Vieles ruhiger an, und dann habe ich durch diesen Beweis Ihrer Aufrichtigkeit meine Menschenkenntniß sehr erweitert gefunden, oder eigentlich bestätigt. Führwahr, Sie hatten Recht

gestern Abend. Sie waren so aufrichtig gegen mich, als Sie es ohne Zweifel immer gewesen sind."

Die Vorwürfe der Geliebten hatten anfänglich des Jünglings Herz geschmolzen, daß er schweigend, mit demüthig gesenktem Haupt neben ihr herging; jetzt aber empörte die Anschuldigung einer falschen Aussage seinen adelichen Sinn.

„Auf meine Ehre, Fräulein Haldenbach, sagte er strenge, was ich Ihnen gestern Abend erwiederte, ist die reine Wahrheit; ich habe von Ihrem Herrn Oheim mit keiner Sylbe vernommen, das Ihr Geschlecht den Beinamen Mordbrand führt. Erst vor einer Viertelstunde ward es mir erzählt."

Ihm selbst kam in diesem Augenblick der wunderliche Beiname sehr furchtbar vor, und er verstummte schaudernd.

Rosaura indeß hatte gleich zu Anfang seiner Erwiederung ihren drohenden Blick vor dem hellen Ritterauge zu Boden gesenkt, und sprach jetzt mit leiser Stimme:

„Es ist mir leid, Ihnen Unrecht gethan zu haben. Es wäre Schade um Sie gewesen, Graf Wildeck, — und eben deshalb — ach Gott, ich spreche wohl sehr verworren? — aber wirklich eben deshalb — falls Sie mir in der That ergeben sind, — reisen Sie

Morgen nicht zu meinen Oheim nach Schloß Finsterborn; oder eigentlich, thun Sie es nimmermehr. Ihre Hand darauf, Julius.

Sie hielt ihm die wunderschöne Rechte hin; zum ersten Male hatte sie ihn Julius genannt; ihre Stimme war so rührend, so himmlisch weich. —

„O lieber Himmel, — sagte der Jüngling, die Hand seines ersehnten Engels leise berührend, — o lieber Himmel, ich thue ja, was Sie wollen. Aber eine einzige Bitte; erlauben Sie mir während Ihrer Abgeschiedenheit einen Besuch bei Ihnen, liebe Rosaura."

„Liebe Rosaura; — wiederholte Fräulein Haldenbach höhnisch, und zog ihre Hand zurück: — liebe Rosaura! O wahrhaftig, es gibt doch nichts vertraulicheres in der Welt, als einen jungen Elegant unsrer Zeit! Und die ganze kleine, kleine Bitte dazu: Reisen Sie, wohin Sie wollen, Herr Graf; nur nicht zu mir."

Und mit zornglühenden Wangen drehte sie sich ab, und eilte nach der Gesellschaft zurück. Julius ging beiher, leise flüsternd:

„Nur ein einziges mildes Wort noch. Soll ich nach Finsterborn?"

„Meintwegen; —" sprach Rosaura in sich hin-

ein, und dem Grafen kam es vor, als habe sie eigentlich gesprochen: „meintwegen in den Tod.“

„Von Herzen gern;“ erwiederte er, auf's tiefste verletzt, und nun ganz fest entschlossen, Alles in der Welt ehr aufzugeben, als die wunderliche Jagdreise zum Obersten Haldenbach, genannt Mordbrand. — Die Gesellschaft ging trübe und verstimmt auseinander, ohne daß Julius von seiner Herrin ein Lebewohl erhielt. Nur als ihr offner Wagen schon weit vor dem langsamen, trübsinnigen Reiter um eine Wendung des Wagens bog, war es, als flattre ihr Taschentuch abschiednehmend nach ihm herüber, und als berge sie gleich darauf ihr Antlitz weinend in die schneeweiße Hülle.

Gegen den Abend des nächsten Tages ritt Julius nachdenklich durch das altväterische Thor des Bergstädtleins Waldhöh. Er hatte Rosaurens Bild vor Augen, wie sie ihn mit dem weißen Tuche zurückwinke, aber dann kam ihr zürnender Hohn in sein Gemüth; er meinte, mit jenem holden Scheidegruße habe er sich selbst ohne Zweifel auf eine höchst lächerliche Weise getäuscht, und richtete sein Haupt in finstrer Kraft empor, nach dem Jäger spähend, den ihm der Oberst hierher entgegen senden wollte.

Aus dem Thorwege des nahen Wirthshauses trat ein alter Mann im abgetragnen grünen Mantel, und führte sich ein kleines kohlschwarzes Pferd nach, mit starkem Halse, häßlichem Kopfe und struppiger Mähne, aber sonst von auffallend schönem Bau. Es hieb wild in den Boden und blies die Nüstern auf, bald nach den fremden Rossen, bald nach seinem eignen Reiter bissig schnappend. Der Alte hob den langen dürren Arm drohend empor; da stand es still.

Einen seltsamen Schauder, der ihn vor diesen Gestalten befiel, niederdrückend, fragte Julius: „seyd Ihr der Bote, guter Freund, den mir der Oberst Haldenbach hierher entgegen zu schicken versprach?"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister;" sagte der Jäger, und nahm ehrerbietig grüßend die tiefe Kappe von seinem schneeweißen Haupte. Die Abendsonne strahlte dabei fast blutroth über sein von Wundennarben zerfetztes Gesicht. Dann schwang er sich leicht, mit Jünglingskraft auf seinen bäumenden und bockenden Gaul, und preschte diesen im rasselnden Lauf über das ungleiche Pflaster voran, daß Wildeck's edler Abdul nur mit angestrengter Kraft folgen konnte, und der Reitknecht weit zurücke blieb. Im Vorüberlaufen war es dem Grafen in seinem aufgeregten Sinne, als sähen ihm die Bewohner des Städtleins kopfschüttelnd nach,

ja als bekreuzten sich Einige, oder streckten die Arme winkend aus, wie um ihn zu halten. Er jagte im Fluge davon, kaum wissend wohin, und nur wenig wissend, warum.

Draußen in der steilen Felsgegend mußte der Jäger zwar langsamer reiten, vorzüglich, da der Weg nach Finsterborn bald von der gebahntern Straße abging, und über schroffe Bergrücken in tiefe, wohl nur selten betretne Thäler führte; aber eben die Schwierigkeiten des Pfades, über welche des Jägers wunderliches Roß mit seltsamer Leichtigkeit hintrabte, vermehrten die Anstrengung für Wildeck und den Reitknecht, ihrem Führer zu folgen. Doch natürlich verschmähte Julius, seines Rufes als einer der kühnsten und schnellsten Reiter im Regiment eingedenk, die Eil und Waghalsigkeit des alten Waidmannes auf irgend eine Weise zu hemmen.

Es dämmerte schon tief, da wurden bei einer plötzlichen Wendung des Pfades die undeutlichen Umrisse einer alten Steinburg dicht vor den Reisenden sichtbar. — „Ho wackrer Führer, rief Julius, ist das da Schloß Finsterborn?"

Der Alte sahe sich ernsthaft um, legte den Finger auf die Lippen, und schüttelte verneinend den Kopf. Zugleich war es, als ob ein innres Grausen seinen

ganzen Körper schüttle. Sehr langsam schlich er jetzt seines Weges fort, der sie dicht unter den Mauern der moosigen Burg an einem tiefen Abgrunde hinführte. Es schien, als fürchte der Greis den Widerhall der Tritte seines eignen Rosses.

Von drinnen her kam leiser Zitherklang, und dazu sang eine Frauenstimme folgende Reime:

„Ihr dunkeln Prüfungsstunden,
Für flammend blut'ge Wunden,
Von alter Rachezeit
So furchtbarlich erfunden,
So wandellos geweiht,
Wollt Ihr mit Euern Lasten
Denn nun und nimmer rasten,
Denn nun und nimmer weichen? —
Ach bringt nicht neue Leichen,
Ach bringt nicht neues Leid! —
Hür' Dich, Wandersmann, hüt' Dich!" —

„Herr meines Lebens, rief Julius, ich glaube, das war Rosaura's Stimme!"

Ein gellender Schrei aus der Burg erklang, eine Laute flog durch ein brechendes Fenster sausend dicht neben Julius Haupt in den Abgrund, wild spornte der Jägergreis sein Pferd, und im erneuten Fluge ging es über Klippen und Trümmergestein durch die wachsende Dunkelheit davon.

Hell funkelten die Lichter im Schloß Finsterborn, daß sich ihr Schein fast blendend in das Thal hinab legte. Man hörte Waldhörner von den Zinnen, die liebliche, sanft einladende Stücke in vollen, lang ausgehaltnen Tönen bliesen. — „Gottlob!" sprach des Grafen wunderlicher Geleitsmann, setzte den Gaul in ruhigen Schritt, und hohlte tief Athem. — „Es ist Euch wohl dennoch schwer geworden mit diesem raschen Ritte, mein alter Herr?" sagte der freundliche Julius. Der Jäger verneinte es höflich, aber bestimmt, so daß man wohl sah, er finde es ein wenig spaßhaft, wie hier nur die Rede seyn könne von Erschöpfung. „Ich bin freilich jetzt sehr zufrieden, daß wir am Ziele sind, setzte er hinzu, aber das hat seine viel andern Ursachen." — „Und die Pferde nicht heiß in den Stall zu bringen, thut Ihr wohl; sprach Julius fürder. Man sieht, Ihr seyd nicht nur ein kecker und gewandter Reiter, Ihr seyd zugleich ein sehr verständiger. So schadet auch das windschnellste Jagen guten Rossen nichts."

Der Greis blickte nach Julius um, auf dessen blühendes Antlitz eben jetzt das volle Licht aus den Schlossesfenstern fiel, und fragte mit einer seltsamen Weichheit der Stimme: „also wirklich der Graf Wildeck sind Sie, Herr Rittmeister? Graf Julius von

Wildeck, der einzige Zweig Ihres Stammes, und vielleicht der letzte?" Und auf die bejahende Antwort fügte er hinzu: „nun, der liebe Gott wird Alles zum Besten lenken!" — Sie ritten bald nachher über die dröhnende Zugbrücke, durch das hallende Thorgewölb, und hielten jetzt auf dem von Fackeln und erleuchteten Fenstern beinahe tageshellen Hofe. Der Oberst Haldenbach stand bereits in der Thür, und kam seinem Gaste freundlich entgegen.

Julius hatte sich auf allerhand Wunderlichkeiten bei'm Empfange in Schloß Finsterborn gefaßt gehalten, aber es ging Alles einen ganz gewöhnlichen Gang. Der Wirth trank heiter und frisch seinem jungen Freunde bei'm reichlich besetzten Abendtisch aus alten Pokalen die edelsten Weine zu, und begab sich alsdann bald zur Ruhe, nachdem man einander versprochen hatte, Morgen mit dem frühesten zur Eberjagd munter und gerüstet zu seyn. Nur bei'm Gutenachtsagen — als solle es doch nicht so ganz und gar ohne etwas Seltsames abgehn — sprach der Oberst mit einer Feierlichkeit, die zwischen Ernst und Scherz mitten inne zu liegen schien, in Julius Ohr:

„Verschließen Sie doch Ihre Thüre von innen, und schieben sie auch die Riegel vor. Man kann denn doch immer nicht wissen. — "

Er ging hinaus.

Ein hohes, mit altväterlichen Tapeten behangnes Zimmer empfing den reisemüden Jüngling. Er dachte der Warnung des Hausherrn kaum, und hielt sie höchstens für einen prüfenden Spaß. Um so weniger that er darnach, und schlief bey offnen Thüren, bis der einfallende Morgenschimmer ihn weckte, und er fröhlich aufsprang, sich zu dem Waidwerk zu rüsten. Nach wenigen Augenblicken stand er jagdfertig im Hofe.

Sehr ernst trat der Hausherr in die Thür, fragend: „sind Sie nicht gestört worden, Graf Wildeck, in dieser Nacht? Und hatten Sie die Thüren wohlverwahrt?" — „Ich habe trefflich geschlafen, entgegnete Julius lachend, und keinen Schlüssel umgedreht, und keinen Riegel vorgeschoben." — Der Oberst schüttelte nachdenklich den Kopf, doch lud er voll sichtlicher Zufriedenheit den Jüngling ein, hereinzutreten, und vor der Jagd erst einen Frühtrunk mit ihm zu halten.

Alles sah etwas feierlich in dem hochgewölbten Zimmer aus, und etwas seltsam, doch übrigens weder unheimlich, noch ungewöhnlicher, als sonst wohl Gemächer in alten Burgen, und wenn es dem Grafen anfänglich vorkam, als glichen zwey lebensgroße Bildnisse von geharnischten Rittern, das eine ihm selbst, das andre dem Hausherrn sehr auffallend, so ver-

warf er doch diesen Eindruck bald, als ein trügendes Spiel der aufgereizten Phantasie. Was ihn zwischen andern Gemälden grade auf diese hingezogen hatte, war wohl nur, daß der Ritter, den er mit sich verglich, jung, aber todtenbleich gemalt war, in Mitten lodernder Flammen, der andre, der ihm wie der Oberst vorkam, sehr greis, aber von milder, dunkelrother Gesichtsfarbe, und ein tief schwarzes Klostergewölbe drum her.

Er wollte nach beiden Bildern fragen, da unterbrach ihn der alte Haldenbach, indem er wohlgefällig lächelnd sagte:

„Ihr gefallt mir gut, junger Kriegsmann, in diesen Jagdkleidern. Und noch besser gefällt es mir, daß Ihr sie erst zum Waidwerk anlegtet, Gestern aber in voller Uniform reistet; nicht wie viele junge Offiziere dieser neuesten Zeit, die kaum die Garnison, oder auch nur die Parade drey Schritte hinter sich lassen können, ohne gleich von Kopf zu Fuß in einen eleganten Bürger verwandelt zu seyn."

„Ich gebe dieser Mode um so weniger nach, erwiederte Julius, weil es mir ganz unausstehlich ist, waffenlos umher zugehn, wie viel Schönes die Gelehrten auch darüber sprechen mögen, daß man weder bei Griechen noch Römern ein Schwert in Friedens-

zeiten gesehn habe. — Jagdkleider sind mir schon recht. Die erinnern mich an die gute altdeutsche Sitte, der zufolge jeder freie Mann seine Klinge nie von der Seite ließ."

„Das ist aus meinen Herzen gesprochen, junger Ritter. Und nicht wahr, Sie pflegen auch Nachts Ihren Degen neben Ihr Bette zu stellen?"

Und auf Julius bejahende Antwort, ermahnte ihn der Alte dringend, ja niemals von dieser Weise zu lassen, auch selbst im Schooße der Gastfreundschaft nicht; — „doch wär es wohl für manch Einen besser, — fuhr er, leise murmelnd, fort — wenn Sie zugleich die innern Riegel an Ihres Schlafzimmers Thüren zuhielten, alle drey Riegel, meine ich. — Nun freilich, vorschreiben kann und will ich Ihnen nichts, braver junger Degen, nun somit frisch auf die Jagd!"

Draußen im Schloßhofe wartete Wildeck's Reitknecht mit dem edlen Abdul auf seinen Herrn, aber neben ihm stand der alte Jäger von Gestern mit einen eben so wunderlichen, nur altvätrisch reich geschmückten Rappen, als den er bei der wilden Reise geritten hatte.

„Sie haben die Wahl; sagte der Oberst. Ihre Pferde sind wohl müde, und der kräftige, weitbekannte Reiter Graf Julius Wildeck wird sich vor den Un-

gezogenheiten der tüchtigen, wenn gleich unschönen Gäule, die ich in diesen Bergen ziehe, gewiß noch viel weniger scheuen, als ich alter Invalide, der ich alle Tage einen andern reite."

Julius schwang sich federleicht in den Sattel des schäumenden Thieres, und bändigte es bald vollkommen, so daß der Oberst, während Beide den Schloßberg hinabsprengten, ihm zurief:

„Alexander hätte Dich Dein Vater nennen sollen, denn wirklich ist dies tolle Thier so ein Stück von Bucephalus. Aber auch Julius ist ja ein Welterobrername, und kommt vielleicht den Frauen noch lieblicher vor. — Nun frisch, mein Julius! Heut müssen die Eber bluten! —

Und die Eber bluteten, und überhaupt eine sehr ritterliche Jagd ward gehalten, von welcher man erst im tief dunkelnden Abend gegen das Schloß heimritt. Unterweges war der Oberst immer stiller und stiller geworden, so froh und zutraulich er sich auch früher dem Jünglinge erzeigt hatte. Als man die Treppen hinaufging, entschuldigte er sich bei seinem Gast, er könne ihm diesmal vor übergroßer Ermüdung nicht bei'm Abendtische Gesellschaft leisten, und es werde auch wohl in den nächsten Tagen nicht viel besser seyn. Damit eilte der Greiß in seine Zimmer, die zu Ju-

lius Erstaunen nicht nur von innen versperrt, sondern auch durch den narbigen alten Jäger von außen mit drey starken Riegeln verschlossen wurden. Der seltsame Diener rüttelte ein paarmal, wie prüfend, an den Vorhängschlössern; dann ging er kopfschüttelnd und seufzend von dannen.

Julius, durch die eigne Vorsichtigkeit des Hausherrn wunderlich gewarnt, dachte wieder an dessen Bitten von heute Morgen; er konnte sich zwar nicht entschließen, die Riegel vorzuschieben, — es sah ihm fast wie ein Stück Furchtsamkeit aus, — aber er drehte doch, nachdem er seinem Bedienten entlassen hatte, daß Thürschloß zu, und legte sich in einer viel andern Stimmung, als Gestern, zu Bette. — „Ich stehe ja nicht auf Vorposten;" sagte er lächelnd zu sich selbst; und bemühte sich, einzuschlafen, welches ihm auch endlich gelang. —

Es mochte um Mitternacht seyn, da fuhr er von einem seltsamen Getöse in die Höh. Beinahe kam es ihm vor, als werde gewaltsam eine festverschlossene Thür erbrochen; — er dachte an Räuber. Aber wie wollten die in das graben- und mauerumringte Schloß herein? Zudem hörte er den Nachtwächter im Hofe ruhig blasen und rufen; die Mondnacht war hell; die

Hunde draußen still. — Er legte sich wieder zum Schlafen zurecht.

Da tappte Jemand, sich im Dunkeln an den Wänden fortfühlend, langsam die steinerne Wendeltreppe herauf. Julius sah nach seinem guten Degen. Nun war es vor der Thür, klirrte mit einem großen Schlüsselbunde, und begann erst an dem Schlosse zu klinken, dann aber mit schwerfälliger Langsamkeit aufzuschließen.

„Wer da!" rief Julius, warf seinen Mantel über, und flog aus dem Bette, die blanke Klinge in der Hand. — Keine Antwort. —

„Wer da!" rief er abermals. — Draußen ein heiseres dumpfes Lachen.

Nun ging die Thüre langsam knarrend auf, und herein trat in den ungewissen Schimmern, welche der Mond durch bemalte Scheiben warf, eine hohe Gestalt mit verwildertem greisen Haar, in einen zerrißnen Mantel gehüllt, in der rechten Hand ein ellenlanges Messer. Der furchtbare Mensch lachte heiser, und schritt gegen Julius heran.

„Was willst du mir? sagte dieser, den Degen vorhaltend. Steh und antworte, wenn du nicht in meine Klinge rennen willst."

„Was Klinge! Was Klinge! murmelte der Alte hohl und tief, wie aus unterirdischen Gewölben her-

auf. Die Klinge mußt du wegthun. Ich muß dich ja schlachten, du junges Blut. Halt still, sag' ich dir, halt still. Dann thut es gar nicht weh, denn mein Instrument ist herrlich geschliffen."

Und damit bückte er sich, scharf mit dem Messer vor sich hinzielend, und schien ganz langsam unter dem Degen durch kriechen zu wollen gegen Julius Brust.

„Schreckliches Geschöpf, rief der Jüngling im wilden Entsetzen, bist du ein Lindwurm, ein verherter Drachenmensch aus dem Grauen der alten Zeit? Fort, in meines Heilands Namen, oder ich spalte dir den wüsten Kopf!"

„Huhu! heulte der Verrückte. Sanct Georg und der Lindwurm! Huhu, der Lindwurm muß fort!"

Und hinaus floh er zur Thür, und schlug sie gellend hinter sich zu, und Julius hörte ihn halb fallend, halb springend die Wendelsteige hinunter rasen.

Still und grauenvoll lag die Mondnacht um den einsamen Jüngling. Jetzt schloß er wirklich die Thür mit dreifachen Riegeln. Aber das entsetzlichste Grausen konnte er nicht aussperren; ihm war, als könne er davor toll werden, wie jene gräßliche Erscheinung. Da kniete er nieder, und betete inbrünstig zum lieben

Gott, und seine Seele ward still, und er legte sich lächelnd, wie ein Kind in Mutterarmen, zum süßen Schlummer auf die Kissen seines Lagers.

Am andern Morgen erwachte er vor dem Rufen und Klopfen seines Reitknechts; die Sonne stand schon hoch; die vorgeschobenen Riegel bewiesen ihm, er habe wirklich nicht geträumt. Er öffnete, und der eintretende Diener sagte:

„Sie sind wohl auch gestört worden, Herr Rittmeister? Einige wollten gar behaupten, er sey in Ihrem Zimmer gewesen."

„Wer denn, Christoph?"

"J, der Tolle. Er heulte ja das ganze Schloß durch. Einmal hat er auch an meiner Kammer gepoltert. Als er sich wieder fort machte, lauschte ich durch das Schlüsselloch. Der lange Gang draußen war mondhell, daß man eine Stecknadel hätte finden können. Da saß der Gräuel eng' zusammengekauert, daß ihm die wirren, schneeweißen Haare weit über das Gesicht fielen. Aber den abgetragnen, grünen Mantel kannte ich dennoch wieder, und ich will Alles darauf wetten: es war Niemand, als der häßliche alte Jäger, der uns, wie auf einer Hexenjagd, hierher sprengte. Im Hause wollen mir die Leute nicht drüber Rede

stehn, aber ich kenne den Mantel, und der Kerl war mir von Anfang fatal. Ach lieber Herr Rittmeister, bleiben wir denn wohl noch sehr lange hier?"

„Ich habe nur, auf drei Wochen Urlaub, sagte Julius langsam und nachdenklich, aber wir könnten auch vielleicht früher abreisen. — Ich hoffe doch, Christoph, setzte er mit erhöhter Stimme hinzu, Du fürchtest Dich nicht?"

Der treue Bursch, in mehrern Dienstjahren von seines Herrn ehrliebendem Wesen erhoben und veredelt, entgegnete mit lächelnden Erröthen: „i Gott sey vor, daß ich mich fürchten sollte!" und Julius ging hinab, nach dem Befinden seines Wirthes zu fragen.

Da fand er die Riegel vor dessen Zimmern gesprengt und zerbrochen an der Erde liegen, die Thüren weit auf.

Während er nachsinnend dies seltsame Ereigniß betrachtete, kam der Oberst hervor, todtenbleich, aber mit sehr mildem Lächeln.

„Nicht wahr, fragte er, Sie sind diese Nacht auch recht unheimlich gestört worden?"

Julius bejahte es.

„Nun, sehn Sie, lieber Graf, ich hatte Sie gewarnt. Es ist grade jetzt ein fürchterlicher, toller

Greis im Schloß, und leider — wie Sie hier sehn — vermögen auch die stärksten Riegel nichts wieder die Gewalt seiner Raserei. Ich glaube, Sie thäten besser, mich kein andres Mal zu besuchen, denn wahrhaftig, Sie sind vor ihm nicht sicher, und leider, entfernen kann ich ihn auf keine Weise. Reiten Sie heim, lieber, lieber Graf; Wildeck; reiten Sie heim!"

„Wenn ich Ihnen überlästig bin; — entgegnete Julius etwas empfindlich; — sonst habe ich's nicht in der Art, Gefahren auszuweichen, und möchte mir grade um dieser Störung willen Ihre gastliche Bewirthung noch auf ein Paar Tage erbitten."

„Du braver, du echter Wildeck! seufzte der Alte. Dir kann und darf ich nichts abschlagen. So bleib."

Er umfaßte ihn voll tiefer Rührung. Da kam der benarbte Jäger die Steige herab, und sagte mit drohender Miene:

„Ach, hier wird wohl erzählt, daß ich es gewesen bin, der diese Nacht die ganze werthe Hausgenossenschaft allarmirt hat! Aber nehmen sich doch der Herr Oberst gefällig ein wenig vor mir in Acht!"

Er ging mir einem fürchterlichen Zucken seiner entstellten Züge vorüber. Der Oberst fuhr zusammen, und blieb still, bis er fort war.

Dann sagte er: „ich muß ihn schonen, sehr schonen; ich bin ihm viel Dank schuldig. Lieber Graf, reden Sie von dieser Geschichte nicht.“

Damit blies er in ein Hifthorn, das er in der Hand trug. Viele Jäger versammelten sich, der alte Benarbte mit, als ob eben nichts weiter vorgefallen sey, und alsbald zog man in zahlreicher Schaar zum erneuten Waidwerke hinaus.

Fernab und einsam hatte die Verfolgung eines Wildes unsern Freund über Berg und Thal geführt. Jetzt ging ihm die Spur verloren; er hing die Büchse an einen Eichenbaum, und senkte sich unter dessen Schatten ermüdet in's hohe Gras.

Die einzelnen Sonnenblitze durch das röthliche Herbstlaub, der ewig grünen Tannenzweige unverstandnes, leises Gespräch mit den Lüften, das Abschiedsrufen ziehender Vögel hoch in dem von farbigen Nebelwolken überwallten Himmelsgezelt, — das Alles senkte eine tiefe Wehmuth in seine Seele, ein Gefühl, das er seit seinen frühesten Jahren kannte, wo es oft mitten in fröhlichen Spielen, aller Welt unverstanden, heiße Thränen über des sonst so muntern Knaben Wangen trieb. Auch jetzt funkelten die Augen ihm feucht.

„Es mögen wohl damals, sagte er zu sich selbst, Vorahnungen gewesen seyn, wie entsetzlich weh die Welt einem getreuen Herzen bisweilen thut.“ Dann legte er das brennende Gesicht in beide Hände, und seufzte leise: „Rosaura!“

Ein nicht allzufernes Zitherklingen kam zu ihm herüber, und er hörte deutlich folgende Worte singen, wenn gleich die Stimme wie von heftigem Weinen unterbrochen war:

„Wildeck, Du muth'ges Hirschelein.
Wildeck, Du freundlich Reh,
Was streifst Du doch waldaus, waldein,
Und ist Dein Herz Dir weh!
Ach laß die großen Ahnen
In ihrem Fall Dich mahnen!
Wildeck, meide, meide die Gluth!
Nicht immer hilft ein tapfrer Muth!“

Alles war wieder still. Julius wußte nicht, ob er wache oder träume. Wohl kannte er die furchtbare Sage, wie einst viele seiner Vorfahren, Männer und Frauen, durch ein unbegreiflich entzündetes Feuer in ihrer eignen Heldenburg verbrannten, und nur sein Ur-Urahnherr als kleines Knäblein auf wunderbare Weise gerettet ward, damit dies edle Reis den edlen Stamm erhalte. Aber wer wußte hier davon? Wer wollte ihn hier damit warnen? Oder war es blos ein

Volkslied, auf zufällige Weise hierher geweht? Aber die Stimme war ja von Schluchzen unterbrochen! Und ach, sie klang so lieb und klang so traut!

Und wieder ließ sie sich näher vernehmen, und sang also:

„Wildeck, der Mörder schleicht herbei,
Du, Wildeck, hüte Dich!
Und fragst Du, wer der Möder sey,
Der Mörder, der bin ich."

Zornig fuhr Julius in die Höhe, und faßte sein Waidmesser. Er dachte an den abscheulichen Jäger. „Aber, Thor, seufzte er in sich selbst hinein, es klingt ja eine Frauenstimme. Nun ist es dennoch gewiß der Klang aus einem Volksliede auf jenes Unglück unsres Stammes. Sänge nur die Stimme nicht so süß, so scheinbar wohlbekannt. Ach, Rosaura!"

Und so sank er in seine vorige Stellung zurück, das glühende Antlitz mit den Händen verdeckend.

Da rauschte, da wehte es neben ihm im Grase, da knisterten die Aeste der Eiche über ihm, als wollten sie ihn warnen; er fuhr empor. Das Gewehr, welches er dem treuen Heldenbaume anvertraut hatte, war fort.

Unwillig schaute er umher; Niemand war zu erblicken. „Trefflicher Waidmann, verhöhnte er sich

selbst, der so um seine Waffe kommt! Und um solch eine Waffe! Des theuern, nie erblickten Vaters Lieblingsgewehr! Aber wart, ich muß es wieder haben. Früher verlaß' ich auf meine Ehre diese wunderlichen Berge nicht."

Und mit scharfen Blicken, ihm so als Kriegsmann, wie als Jäger eigen, spähte er durch das Gezweig, und über den Boden hin, und fand zuletzt die Spur eines leichten, leisen Menschentrittes. — „Herr Gott, sagte er mit heimlichen Schauern, ein Frauenbild ist es, das hier gewandelt hat, und mir meine Waffe geraubt."

Er folgte entschlossen der kaum merklichen Bahn, und war in Kurzem durch das Gebüsch, und stand unfern von einer alten grauen Burg mit schroffen Mauern, und wenn ihn nicht Alles trog, war es dieselbe, an welcher er auf der Herreise mit dem narbigen Boten vorüberritt.

Während er noch darüber sann, fühlte er sich seine Jägermütze vom Haupte gerissen, eine Kugel pfiff gewaltig drein, und schlug in den nächsten Tannenbaum. Er selbst taumelte unwillkürlich zurück, nicht recht wissend, ob er verwundet sey, ob nicht. Und schauerlich sang eine Frauenstimme:

„Und fragst Du, wer der Mörder sey,
Der Mörder, der bin ich."

Julius besann sich; der Schuß hatte nur sein Barett durchbort. Er drückte es wieder auf das Haupt, und hob kampfbereit das blanke Waidmesser.

Da stand ihm gegenüber eine Frauengestalt, und hatte sein eignes, nur eben abgefeuertes Gewehr noch in der Hand. Schneeweiß war ihr Kleid, rabenschwarz ihre wildflatternden Haare, kühnrollend ihr dunkles Auge. — O Himmel, und kein Zweifel blieb übrig: das war Rosaura!

Fürchterlich drohte sie noch einmal nach ihm hinüber, und warf ihm das Gewehr zu, und sang:

„Der Mörder, das war ich.“ —

Einige Frauen brachen eilig aus dem nahen Dickicht hervor, umschlangen Rosauren mit vielen Schleiergewanden, und führten sie davon. Julius hörte seine Herrin bitterlich weinen: „Um Gott, rief er, es thut ihr doch Niemand etwas zu Leide?

„Seyn Sie ruhig, Graf Wildeck;“ sagte Rosaura's Tante, die ihm erst jetzt wieder unter den andern Frauen bekannt erschien. „Fräulein Haldenbach ist in den besten und liebevollsten Händen, und wenn Sie ihr einen recht großen Dienst erzeigen wollen, so entfernen Sie sich möglichst bald von hier, und lassen Sie nichts von dem über ihre Lippen kommen, was Ihnen in diesen Gebirgen wiederfuhr.“

Sie verschwand mit einem eben so gütigen, als ernsten Grüßen. Julius nahm sein Gewehr auf, und trat sehr verstört den ihm ganz unbekannt gewordnen Rückweg nach Schloß Finsterborn an.

Der Abend dunkelte, als der verirrte Waidmann eine hohe Klippe, deren Gipfel noch im letzten Sonnengolde blitzte, mühsam erstieg, um von dort irgend einen Weg oder eine Thurmspitze zu entdecken. Als er hinauf kam, saß schon Jemand oben, mit dem Rücken gegen ihn gekehrt, die Beine nach dem schroffen Abgrunde hinaushängend. Besorgt, den Fremden in seiner gefährlichen Stellung vielleicht durch schnelles Hinzutreten verderblich zu erschrecken, blieb Julius stehn. Jener wandte sein Antlitz, — es war der erschreckliche Jäger.

Blitzschnell stand er auf den Beinen; dann grüßte er sehr ehrerbietig, und kam gelassen auf Julius zu. Dieser wußte nicht recht, was er beginnen solle, mit dem schauerlichen Menschen allein auf der schwindlig hohen Klippe. Der Narbige mochte ihm so etwas ansehn; er lächelte und sprach:

„Seyn Sie ohne Sorge, Herr Graf. Ich bin nicht toll. Aber mein Herr ist toll, denn der heißt Haldenbach, genannt Mordbrand. — Ich merke

wohl; Sie glauben, der Wahnsinn redet aus mir, aber ich will Ihnen Alles nach der Ordnung erzählen. Belieben Sie nur, sich neben mir niederzulassen, denn ich bin todtmüde" — und zugleich nahm er seinen schwindligen Sitz wieder ein, — „oder, wenn sich der gnädige Herr etwa scheuen, so bleiben Sie stehn, und rechnen Sie meinem Alter die Unhöflichkeit nicht strenge zu."

Julius, dem der Gedanke, es könne Jemand eine Furcht in ihm ahnen, furchtbarer war, als alle Gefahren der Welt, saß im Augenblick neben dem Jäger, und dieser hob folgendermaaßen zu sprechen an:

„Vor fünfhundert Jahren hielten die edlen Grafen von Wildeck in ihrem Stammschlosse gar fröhliche Herbstfeier, und tranken Wein und Meth. Sie hatten sämmtlich ihre Frauen und Kinder zu diesem Feste mitgebracht, und warteten nur, um ihre Freude vollständig zu haben, auf einen verbündeten Rittersmann, der hieß der Herr von Haldenbach. Der Ritter Haldenbach aber war schon längst in der Burg; sie wußten es nur nicht. Unten, tief unten in den Grundgewölben der Veste lauerte er; da hatte er sich hineingewühlt durch einen verborgnen Gang, und weil ihm von einer Tochter des Hauses seine Liebesgluth mit strenger Kälte erwiedert ward, meinte er,

ihm könne nicht anders wohl seyn, als bis er das ganze Haus in verderblicher Gluth brennen sehe. Feuer hat er angelegt an allen Thoren und Treppen des unbewachten Baues, und alle Wildecks verbrannten, Weiber und Kinder mit, nur ein einziges Knäblein ausgenommen, welches die Amme, um es schön weiß und roth zu erhalten, mit Thau besprengt und es dann hinausgetragen hatte in die Bleiche des Mondes. Das Knäblein ward Dein Ahnherr, junger Held. Aber unter den verrathenen Wildecks war ein schicksalskundiger Greis, der stand mitten in der Gluth auf dem letzten der zusammenbrechenden Thürme, und sang wilde Worte der Weissagung in die Nacht. Da verfluchte er das Geschlecht der Haldenbachs, daß all ihre Sprossen in jedem Halbjahr wahnsinnig seyn müßten gegen die Stunde der Mitternacht, und das immer drei Wochen lang, — Gott weiß, welche geheime Beziehung bei diesen Zahlen obwalten mochte! — und das müsse dauern, so lange noch ein einziger Wildeck am Leben sey. Es seye denn, — nun, die weitre Prophezeihung ist verweht in Sturm und Rauch und Gluth, oder der verbrecherische Haldenbach, der auf einem nahen Felsstück saß, hat in der Todesangst seines zürnenden Gewissens nicht mehr recht hingehört. Man weiß keine andere Lösung, und zweimal

im Jahre sind seitdem alle Haldenbachs drei Wochen lang um die Mitternachtsstunde, oft auch schon gegen die Abendzeit, rasend. Ach Gott, sogar das schöne Fräulein Rosaura wird regelmäßig von dieser Erbwuth ergriffen; deswegen ritt ich so heimlich mit Euch an ihrem Schlosse vorbei. Denn diesen Engel von Teufelsangst umkrallt zu sehn, das ist gar zu gräßlich!" —

„Aber wenn der letzte Wildeck todt wäre!" flüsterte Julius, und neigte sich gegen den Abgrund vor.

„Herr Graf, Sie sind ein Christ!" sagte der Greis mit feierlicher Stimme, und Julius stand von dem schwindligen Sitze auf.

„Aber woher weißt Du denn das alles? fragte er nach einigem Besinnen. Woher weißt Du denn das Alles, alter Mann?"

„Der Oberst Haldenbach, erwiederte der Jäger, hat mich einstmalen in seiner ihn plötzlich überfallenden Raserei von dieser Klippe hier hinabgestürzt, und eben dadurch ist mein Gesicht so gräßlich vernarbt und verzerrt. Da hat er mir nachher in der Gewissensnoth Alles gebeichtet, und mir auch gestanden, eine dunkle Volkssage habe seinem Geschlecht den Beinamen Mordbrand gegeben, obgleich die Wildecks

selbst nicht wüßten, wie ihr damaliges entsetzliches Unheil über die Stammburg hereingebrochen sey. Und weil nun der Herr Oberst schon einige Mal für gut gefunden hat, den Leuten zu verstehn zu geben, ich sey eigentlich der Tolle, der die Burg verunruhige, — ein teuflischer Instinkt pflegt ihm dann auch wohl in meine Kleider zu jagen, — habe ich meinerseits es für gut gefunden, den Graf Wildeck zu warnen und meine Ehre zu retten."

„Ich gehe dennoch für heute Abend nach Schloß Finsterborn zurück; führe mich dahin;" sagte Julius.

„Jeder nach seinem Belieben;" entgegnete der Narbige, und schritt voran.

Sie trafen auf Bediente und Jäger zu Roß und Fuß, die mit Windlichtern nach dem Obersten suchten. Er war zwar noch vor eingebrochnem Abend zurück gekommen, aber dann plötzlich wieder verschwunden; man wußte nicht, wohin, und fürchtete, er sey in wilder Raserei nach dem Forst hinausgerannt. Julius fühlte sich durch alle Ereignisse dieses Tages zu erschöpft, um suchen zu helfen. Er setzte also mit dem alten Jäger den Rückweg fort, und sie langten bald in dem fast ganz leergewordnen Schlosse an. Als er, eine einzige Kerze brennend, in seinem dunkeln

Schlafzimmer stand, um sich auszukleiden, war es ihm, als sehe er im Spiegel den hinter ihm stehenden Reitknecht blaß werden. — „Christoph, was hast Du?" fragte er, und war wohl selbst blässer, als gewöhnlich. Der treue Bursch zeigte statt aller Antwort in eine finstre Ecke des Zimmers, wo sich die nach uralter Sitte vom Sims herabhangende Tapete zu bewegen schien. Julius faßte seinen Degen, und wendete sich dorthin. — „Um Gotteswillen nicht, lieber Herr; flüsterte Christoph, und hielt ihn am Arm. Ich glaube, der Tolle steckt dahinter." —

Ein heisres Lachen und Flüstern in dem schauerlichen Winkel bestätigte des Burschen Verdacht, und Julius glaubte sogar deutlich die Worte zu hören:

„Ja, ja, hier steckt der alte tolle Mordbrand, und lauert auf den letzten Wildeck. Geh nur erst schlafen, mein Jungchen."

Entsetzt und ganz überwältigt von betäubendem Graus, rannte Julius seinem Diener nach, warf die Thüre hinter sich in's Schloß, und hieß alsbald seine Pferde bringen. Der alte Jäger stand im Hofe, und lobte des Grafen Entschluß. Ihm sagte Julius, wo er den furchtbaren Herrn zu suchen habe, und sprengte wie beflügelt davon.

Ach, als er an' Rosaura's Burg vorübertritt, hörte er ihren klagenden, verwirrten Gesang!

Schon in Waldhöh begegnete er einer Ordonanz, die ihn eiligst nach der Residenz zurückrufen sollte. Ein unversehnes Kriegsfeuer hatte sich zwischen den benachbarten Staaten entzündet, die kräftigste Theilnahme des Landesherrn schien gewiß, alle Regimenter hatten Befehl, sich marschfertig zu halten.

Das war Balsam in Julius Wunden. Weit froher, als er es hatte hoffen dürfen, trabte er durch die Thore der Hauptstadt, und betrachtete mit glühenden blicken das aus dem Zeughause gezogne Geschütz und die aufgefahrnen Rüstwagen, und die mit Feldgeräth aus den Mondirungskammern eilenden Soldaten, die in lustigen Liedern und allerhand lauten Späßen ihrer lang' verhaltnen Kampfesfreudigkeit Zügel ließen. Er selbst lebte alsbald durch die nöthigen Anordnungen für seine Schwadron mitten in dem kräftigen Gewirr, und die Stunden vergingen wie Minuten, aber doch keine so schnell, daß nicht Rosaurens trübes, ach! mit um seinetwillen verhängtes Geschick in mahnender Wehmuth einen Seufzer aus seiner liebenden Seele gelockt hätte. —

Es ward große Cour angesagt, um die bald in's Feld rückenden Offiziere der Garden noch einmal zum Abschiede der Fürstinnen des regierenden Hauses vorzustellen.

Die sonst so heitre Prinzessin Alwine war sehr bleich und still. Julius meinte, die nahenden Tage der ernsten Entscheidung seyen allein daran Schuld. Da sagte sie, an ihm vorübergehend:

„Graf Wildeck, ich habe sehr Wichtiges mit Ihnen zu sprechen. Seyn Sie morgen Vormittag um elf Uhr in meinem Vorzimmer."

Als Julius zur befohlnen Stunde erschien, ward er alsbald eingelassen. Er fand die Fürstin in halb verhaltnen Thränen. Sie gebot ihm, ihr gegen über Platz zu nehmen, und begann folgendermaaßen zu sprechen:

„An jenem Abende bei der Einsiedelei habe ich Sie zu einer gefährlichen, ja überaus furchtbaren Neckerei verleitet. Ich sehe es Ihnen an, Sie wissen schon, von Ihrer schauerlichen Reise nach Schloß Finsterborn her, warum die Haldenbachs den Zunamen Mordbrand führen. Es ist dorten doch gewiß kein neues blutiges Unheil entstanden?"

Auf des Grafen beruhigende Antwort schöpfte sie tief Athem, und sagte: „Gottlob! — Mir war ent-

sezlich bange. Sie müssen wissen, daß die Befremdung über Rosaura's seltsames Betragen mich trieb, meinem Vater davon zu erzählen. Der hat mich und meinen Bruder sehr gescholten über den unzeitigen Scherz, und hat uns die geheimsten Archive des Hauses über diese Geschichte aufgethan, und da haben wir mit Schaudern Alles gelesen, und — Graf Wildeck, es kommt viel, sehr viel darauf an, ob auch Sie Alles recht aus dem Grunde wissen."

„Ew. Durchlaucht, erwiederte Julius, ich glaube von der ganzen trostlosen Schicksalsverflechtung vollkommen unterrichtet zu seyn."

„Trostlos! wiederhohlte die Fürstin. Ach leider, Ja. Und die einzige Möglichkeit der Errettung hat eine Bedingung. —"

„Ich weiß, Ew. Durchlaucht. Vielleicht bringt Sie der bevorstehende Krieg zur Erfüllung, und sehr glücklich werde ich mich schätzen, indem ich mein Blut für Fürst und Vaterland verströme, auch zugleich den mir unendlich theuern Stamm der Haldenbachs von jener fürchterlichen Verwünschung zu erlösen."

„Nun sehe ich deutlich, Graf Wildeck, Sie wissen noch nicht Alles. Lesen Sie. Ich komme wieder, und frage um Ihren Entschluß."

Und ein uraltes Pergamentblatt vor ihn hinlegend, ließ sie ihn allein.

„Das bezeugen hiermit wir Konrad von Thießbach, Ritter, und wir Albertus von Lahnhoff, Junkherr, daß wir das Nachfolgende aus dem Munde des Ritters Herrn Wolfgram von Haldenbach vernommen haben in seinem Sterbestündlein, da er schier mit der Verzweiflung rang. Gott sey seiner armen Seele gnädig!"

„Sintemalen Herr Wolfgram bei'm allzuraschen Waidwerke den tödtlichen Sturz von der Klippe gethan hat, hat er uns, seine Jagdgesellen, zu sich berufen, und mit vielem Jammern und Klagen Alles erzählt, was er gegen die edlen Grafen zu Wildeck verübt, daß sich davor uns Beiden vor Entsetzen die Haare merklich empor gerichtet.—"

Hier folgte nun die ausführliche Erzählung jener fürchterlichen That. Bei der Stelle aber, wo der verbrennende Greis den Fluch über die Haldenbachs aussprach, hieß es fürder:

„Und habe der alte sterbende Weissager oder Propheta noch hinzugefügt, wenn jedoch der Stamm der Wildecks erlösche, ohne daß zuvor deren Einer eine Jungfrau vom Stamme der Haldenbachs

sich ehelich antrauen lasse, solle dennoch die Verwünschung ihr Recht behalten bis zum Tage des jüngsten Gerichts, möge es nun Wildecks auf der Erden geben oder nicht. Darnach zwar habe der Propheta — vermuthlich eingedenk dessen, wie er selbst ganz nahe an seinem Ritter und Gerichte stehe, und wie es heiße: richtet nicht, so werdet Ihr nicht gerichtet! — sichtlich noch etwas Tröstliches hinzufügen wollen für den nur eben erst mit Fluch belegten Stamm, doch seye da sein ganzer Mantel von Flammen wie durchstickt und durchfunkelt worden, und habe das so gräßlich ausgesehn, daß er — Herr Wolfgram — es in seiner Gewissensangst nicht auszuhalten vermocht, und sey in den Wald hinein gelaufen. Als er zurückgekommen, habe der eingestürzte Thurm den Propheta schon längst in die Flammen begraben, und wisse Herr Wolfgram nun zu seinem großen Leidwesen von dessen Trostesworten nichts."

„Urkundlich haben wir dieses durch den ehrwürdigen Vater Lambertus, Abt in dem Kloster, zu Sanct Egidi geheißen, aufzeichnen lassen, ob es vielleicht Jemandem der Grafen zu Wildeck oder derer Herrn und Frauen von Haldenbach in Zukunft zu Nutz und Frommen gereichen möchte. Und

habe ich, Konrad von Thießbach, Ritter, neben mein anhängendes Siegel, zu bessrer Bescheinigung, meines Namens Unterschrift gefügt, und ich, Albertus von Lahnhoff, Junkherr, neben mein gleichalls anhängendes Siegel, in Ermanglung hinreichender Schreibekunst, ein Kreuz gezeichnet."

„So geschehen auf Burg Thießbach, am 25ten Tage des Wintermondes, im Jahre nach der Geburt unsres Herrn, 1293."

„Konrad von Thießbach. †."

Mit tiefer Rührung hatte Julius die wunderlichen, von seltsamen Schriftzeichen durchschnittnen, vor ungewohnter, oft ungleicher Rechtschreibung mühsam zu lesenden Zeilen durchgearbeitet. Jetzt war ihm, als habe eine Stimme gerufen, unmittelbar aus seines weissagenden Ahnen Gruft. Stolz und ernst und stark, die Hände zum stillen Gebet gefaltet, stand er vor dem Pergament.

Die Prinzessin trat herein.

„Ew. Durchlaucht werden am besten wissen, sagte Julius, ob es sich mit der Schicklichkeit und der Genehmigung meines Landesherren verträgt, daß ich Fräulein Haldenbach bitte, sich mir noch vor dem

Ausmarsch antrauen zu lassen, und hinfort den Namen Gräfin Wildeck zu führen."

„Sie sind, wie ich Sie mir dachte;" entgegnete die edle Prinzessin, und ein Strahl des reinsten Wohlgefallens blitzte aus ihrem jungfräulichen Auge auf den Ritter. „Der Fürst ist von Allem unterrichtet, und überläßt nur Ihnen die Entscheidung. Auch an Rosaura's Tante habe ich geschrieben. Die fürchterlichen Krankheitsstunden sind vorbei. Halten Sie sich Morgen früh um neun Uhr reisefertig. Mein Kammerherr soll Sie abhohlen und begleiten, und ich selbst werde Zeugin ihrer Trauung seyn "

Ein gnädiger Wink entließ ihn. Beglückt in seinem reinen Sinn, eilte Julius, Alles für die ernste Feier zu veranstalten.

In den milden Schimmern der Abendstunde hielt Julius am nächsten Tage vor dem Thore von Rosaura's Bergschloß. Der Kammerherr war hineingetreten, um des ernsten Bräutigams Empfang vorzubereiten. Julius stieg langsam aus dem Wagen. Von fern sah er schon die sechs Apfelschimmel der Prinzessin das Thal herantraben; er wußte nicht, ob er Rosauren vor der Ankunft der Herrin sprechen werde; kaum glaubte er, es zu dürfen. Da winkte

ihn der Kammerherr in das Thor, und zeigte schweigend auf die nahe, von Linden umschattete Burgkappelle. Die Mutterschwester der Braut war ganz allein darin. Tiefgerührt faßte die ehrwürdige Frau des Jünglings Hand, sprechend:

„Sie bringen ein erhabenes Opfer, Graf Wildeck, wenn Sie bei Ihrem Entschluß beharren. Ohne Zweifel fühlen Sie, daß Ihnen von den Rechten der Ehe nur das zu Theil werden kann, Ihrer Gemahlin den edlen Namen Wildeck zu geben, und deren Ehre und Ruhe zu schützen."

„Ach ist denn das nicht unermeßlich viel? flüsterte Julius erglühend. Hier gelobe ich in Ihre Hand, zu halten, was Sie mir auflegen, und rein und treu in meiner Sterbestunde nächst Gott meine Rosaura vor Augen zu haben."

Er kniete in süßer Wehmuth nieder. Die fromme Wittwe hauchte einen heiligen Kuß auf seine Stirn, und verschwand.

Bald darauf erschien Rosaura, bleich und schön, wie ein alabasternes Heiligenbild, den Myrthenkranz im Haar, zu einer Seite von der Prinzessin, zu der andern von ihrer ehrwürdigen Pflegerin geleitet.

Der Geistliche segnete das wundersame Paar ganz einfach nur mit den vorgeschriebenen Worten der Weihe

ein, sichtlich bewegt in allen Zügen seines ehrwürdigen Greisenantlitzes, denn er wußte, was hier geschehe.

Kaum hörbar, aber silberrein und bestimmt, war das Ja über Rosaura's Lippen geflogen. Jetzt, als sich Julius bereits ehrerbietig grüßend nach der Thüre gewandt hatte, winkte sie ihn noch einmal zurück. — „Du bist ein Engel, Julius!" flüsterte sie, und sank weinend in seine Arme. Dann verbarg sie sich an dem Busen der Prinzessin, und seliger und schmerzdurchzitterter, als wohl noch je ein Neuvermählter, reiste Julius durch die Nebel der schweigenden Herbstnacht zurück.

Sehr bald darauf erging der begeisternde Ruf in's Feld. Julius focht, wie es sich von einem Liebenden, einem Todtsehnenden und zugleich Einem, der den Thaten seiner Heldenväter nicht nachstehn will, erwarten ließ. Dabei war er im Gefühl der Liebe Rosaura's von einer so himmlischen Freudigkeit durchblitzt, daß alle Kriegerherzen ihm zuflogen in Vertrauen und Kampfeslust. Gott erhielt das junge ehrliebende Leben wundersam, und riß es sieghaft herauf aus mancher dräuenden Gefahr. Von Stufe zu Stufe stieg Graf Wildeck im Heere empor, und

schon mit Einbruch des vollen Winters stand er als Oberst an der Spitze eines leichten Dragonerregimentes. Während nun die übrigen Schaaren in der strengen Jahreszeit rasteten, streifte der junge Held mit seinen kühnen Reitern bald im Rücken des Feindes, Couriere auffangend, und Transporte zerstörend; bald überfiel er die in sichergeglaubten Kantonirungen ruhenden Truppen; bald brach er mit einem kühnen Gewaltstreich mitten durch Vorposten und zwischen besetzte Städte durch, auf irgend ein Hauptquartier los; und immer gelangte er mit Sieg und Beute zu seinem Heere zurück. „Die Dragoner von Wildeck kommen!" das war ein Schreckensruf dem Feinde, und Freund und Feind nannte mit fröhlicher Begeistrung den Namen des Grafen Wildeck selbst, denn Allen erschien er als das Vorbild eines furchtbaren und gütigen, dräuenden und anmuthigen Kriegshelden. Der ächte Soldat hat für würdige Gegner einen unpartheiischen, ja wahrhaft liebenden Blick.

Einstmalen, von einem gelungenen Zuge mit Gefangenen und Siegeszeichen in's Hauptquartier des Fürsten kommend, fand Julius folgenden Brief Rosaura's, den ersten, den er je von ihrer schönen Hand erhielt:

„Mein Held, mein Geliebter, mein Beschützer! Dein Name tönt von den Lippen der Redner und Dichter, wie von den Lippen des Volks. Ich wußte das Alles in meiner ahnenden Seele voraus, lang' ehe ich Dir meine Liebe gestand. Damals seufzte ich einen Krieg für Dich herbei, um Deine angeborne Herrlichkeit leuchten zu sehn. Ach aber nun, — Julius, Graf Julius Wildeck, Du suchst doch nicht etwa, um eines kranken Mädchens willen, Deinen Tod? — Thue das ja nicht. Ich könnte mich sonst — wenn auch nie mit verminderter Liebe — doch wahrlich mit wenigerm Stolz unterzeichnen als

Rosaura, Gräfin zu Wildeck,
geborne von Haldenbach."

Wie sollte ich des entzückten Julius Begeisterung schildern! Wie seine Antwort aufzeichnen! Wer nicht seine Zeilen aus sich selbst hinströmen könnte, mag sie immerhin ungelesen vorübergehn lassen, wie einen verschloßenen Brief. —

Ach, der Frühling brachte ihm eine weit minder erfreuliche Botschaft in den erneut losbrechenden Waffenlärm! Ehrend und schonend zwar schrieb ihm Prinzessin Alwine mit eigner Hand, aber das Grauenvolle

der Nachricht, die Zeit der Verwünschung habe schwerer als je auf Rosauren gelastet, konnte dadurch nicht gehoben werden. Man war genöthigt, den Grafen davon zu unterrichten, weil das Uebel die schöne Unglückliche diesmal überraschend im fürstlichen Schlosse befallen hatte, und obgleich man es allgemein für ein hitziges Fieber hielt, doch die Kunde von einer tödtlichen Krankheit Rosaura's erschreckend und betäubend hätte zu Julius gelangen können. Jetzt war Alles wieder vorüber. Rosaura selbst hatte einige liebevolle und nach Kräften beruhigende Worte mit matten Zügen unter den Brief geschrieben.

Julius Herz war bis dahin nie ganz von leiser Hoffnung leer gewesen, vielleicht seye der Fluch schon durch die priesterliche Einsegnung vernichtet, den Tröstungen zufolge, die der sterbende Weissager unvernommen in die Luft gehaucht haben sollte. Ach, nun blieb es ja aber dennoch nur der Tod ihres Gemahls, der Rosauren erlösen konnte! Er bat Gott inbrünstig um ein nahes, rühmliches Ende, und ritt gesetzten Muthes in die jetzt eben losdonnernde Schlacht.

Es ward eine Siegerschlacht, und noch zwei andre ihres Gleichen folgten im Laufe des Frühlings und Sommers. Julius blieb unverletzt, während es

links und rechts neben ihm fiel, und wohl größtentheils von solchen, die das Leben grade so innig liebten, als er den Tod. Bisweilen trieb es ihn wohl, sich als ein Opfer gradezu in die feindlichen Bajonette zu stürzen, aber eben die, um welche er es thun wollte, hielt ihn mit ihrem begeisternden Briefe, der nie von seinem Busen kam, davon zurück. Und dann ging ihm die Herrlichkeit der Gnade Gottes wieder auf, und er glaubte und hoffte, wo die menschliche Klugheit nichts als Gewitter und Abgründe sehn konnte. —

Gegen den Herbst war das siegreiche Heer sehr zusammengeschmolzen; der Bundesgenosse, für den man sich in den Kampf gewagt hatte, erzeigte sich lau und träge, nun die Gefahr weit genug von seinen Gränzen tobte; um den entscheidenden Schlag auszuführen, bedurfte es einer großen Verstärkung aus dem eignen Lande. Da hoben viele tapfre Edelleute ihre Häupter empor, des Ruhmes ihrer Ahnen eingedenk, und sammelten geübte Schützen des Gebirges zu ganzen Schaaren, die Aermern auf eigne Kosten ausrüstend, und sich selbst für Fürst und Vaterland an die Spitze stellend. Von allen Seiten zogen solche Geschwader im lustigen Hörnerschall jubelnd heran, und mit ihrer Hülfe zweifelte man nicht, die nahende

Schlacht zur letzten und friedebringenden zu gestalten. Wildeck, der als jetzt ernannter General, und — mit dem besondern Zutrauen der Heerführer beehrt — auch schon früher einen Platz im Kriegsrathe auf bedeutende Weise einnahm, stimmte voll jugendlicher Begeistrung für die schleunigste Ausführung des großen Entwurfes, und empfahl die neuen Schützen für die wichtigsten Angriffsstellen. Zwar hatte er, auf einem andern Flügel des Heeres stehend, noch keinen aus dieser Schaar gesehn, aber ein herrlicher Ruf ging ihnen voraus, und schon an und für sich selbst empfand Wildeck's glühende Seele die edle Sieghaftigkeit einer also geleiteten Volkskraft.

Von den andern Generalen hatte eben Niemand sonderliche Lust, sich mit dieser Verstärkung des Heeres einzulassen. Einige erklärten gradezu, sie seyen nun einmal an die alten, hergebrachten Formen des Dienstes gewöhnt, und es falle ihnen unmöglich, sich in neue zu finden; Andre schwiegen mit vornehm lächelndem Munde still, oder flüsterten höchstens, sie seyen gar nicht poetisch, wenigstens nicht poetisch genug für solche poetische Untergebene; noch Andre drangen darauf, den Schützen wenigstens vorher die Hauptprincipien des neusten Reglements beizubringen, indem man ja sonst auf den Fall eines möglichen Parademarsches

um Ehre und Reputation komme mit diesem Volk. Von einigen alten kriegserfahrnen Helden aber hörte man den schönen Wunsch nach eigner wiederkehrenden Jugendkraft, um an der Spitze dieser Jünglinge fechten zu können. Da wandte sich der Fürst mit freundlichem Lächeln zu Julius, und sprach: „bei Ihnen, General Wildeck, scheint das Wollen mit dem Vollbringen im besten Einklange zu seyn. Eilen Sie zu den Schützen, und die gesammte junge Heldenschaar soll nach dem früher angegebnen Entwurf unter Ihrem Befehl abmarschiren. Uebermorgen mit Tagesanbruch greife ich von dieser Seite her an.“

Julius hatte noch nicht Zeit gehabt durch alle Geschwader seines neuen Commando's hinzureiten, als schon die Signalrakete des Fürsten in dem Morgengrauen des bestimmten Tages über die Berge stieg, und ihn zum Angriffe rief. — „Wir werden uns Alle am besten in der Schlacht kennen lernen;“ sagte er freundlich, und mit begeistert funkelndem Auge noch einmal schnell die feindliche Stellung überblitzend, sandte er Adjudanten und Ordonanzen nach allen Schaaren mit dem Befehl zum Aufbruche fort. Jubelnd gehorchten die Schützen. Unter Graf Wildeck zu fechten, hatte sich Jeder von ihnen gesehnt, und ein be-

geisternder Aufruf, den er gleich nach seiner Ankunft erließ, hatte die schöne Kriegsgluth in den jungen Herzen noch heller entflammt.

Der Kampf begann. An seiner Heldenjünglinge Spitze stürmte der Heldenjüngling gegen die Berge hinauf. Aber auch der Feind, die Wichtigkeit dieses Punktes seiner Schlachtordnung wohl kennend, hatte seine kühnsten Schaaren unter einem seiner feurigsten und besonnensten Feldherrn dorthingestellt, und so wurden die Höhen nicht nur durch festes Behaupten und einen furchtbaren Kugelregen, sondern auch durch manch einen dreisten Ausfall beinah unzugänglich gemacht. Viele der braven Schützen fielen in ihr Blut. Bisweilen standen die jungen Krieger wie verwundert still; sie mochten es sich doch wohl so arg nicht vorgestellt haben. Aber nur eines ermunternden Wortes, nur eines Winkes ihrer ritterlichen Führer bedurfte es und wieder stürmte die jubelnde Fluth bergan. Wildeck war allerwärts, wo die Gefahr sich am drohendsten zeigte, und jedesmal bewillkommte ihn ein lautes „Vivat hoch!" und Hurrah!" und fröhlicher noch ging der Siegesflug nach den Gipfeln empor. Bisweilen war es ihm, als sehe er im Vorübersprengen den greisen Obersten Haldenbach von Schloß Finsterborn vor einer Jünglingsschaar, und diese Ver-

muthung ward bald zur Gewißheit, indem die ersten Höhen jetzt eben genommen waren, und Julius, auf dem beherrschendsten Punkte um sich schauend, plötzlich den narbigen Jäger auf einem der wunderlichen Rappen, wie er sich deren nur allzuwohl erinnerte, gegen sich heraufsprengen sah.

„Herr General, sagte der Jäger, der Oberst Haldenbach, welcher die Schaar Nummer drei dort auf dem rechten Flügel führt, läßt melden, daß der Feind ihm gegenüber im vollen Laufen sey, und fragt an, ob er nicht suchen solle die ganze Stellung zu überflügeln, und deshalb aus der Linie herausbrechen dürfe."

Julius sann einige Augenblicke nach, scharf hinüberschauend zu der bezeichneten Gegend. Dann sprach er:

„Der Oberst mag thun, was ihm auf seinem Posten vortheilhaft erscheint. Vielleicht ist so der Sieg auf einen Schlag zu erringen, und für die Deckung des rechten Flügels werde ich schon auf andre Weise sorgen. Nur möge der Oberst bedenken, daß wir gar keine Reiterei bei uns haben, daß der Feind uns einige Schwadronen Husaren schon gezeigt hat, und daß die Gegend dort hinaus flacher und offner wird. Reiten Sie mit Gott, Ordonanz, und grüßen Sie mir Ihren braven Obersten."

Kriegerisch dankend sprengte der narbige Jäger davon, und so bald Julius die nöthigen Veranstaltungen wegen der beschloßnen Aenderung in seiner Schlachtordnung getroffen hatte, jagte er selbst dem entscheidenden Punkte zu, nachdem er vorher von Höhe zu Höhe Ordonanzen gestellt hatte, um die etwannigen Meldungen von anderwärtsher sich nachzuleiten.

Der alte furchtbare Haldenbach zeigte sich auch den Feinden furchtbar, wie ein Bote des Todes. Schon war deren linker Flügel in völliger Flucht, während Julius Adjudanten zu den Schützengeschwadern aus der Mitte flogen, und eins nach dem andern auf ihres Generals besonnene Befehle so heranführten, daß der Feind in dieser buschreichen Gebirgsgegend in Zweifel blieb, welches der eigentliche, entscheidend gemeinte Angriff sey.

„Jetzt ist es Zeit!" rief Julius plötzlich. „Die ganze Linie vorwärts! Die Colonne hinter uns im Strumschritt drauf!"

Und die Signale der Hörner tönten wiederhallend durch die Thäler, wiederhallend das freudige „Hurrah!" der Schützen, und das ängstliche, übereilte Geknacker aus dem feindlichen Gewehren. Denn die Schützen thaten keinen Schuß mehr. Sie hatten auf ihre Büchsen ihre langen Waidmesser, absonderlich zu diesem

Gebrauch gefertigt, als Bajonette geschroben, und stürmten nun jubelnd zum Kampf in der Nähe hinan. Auf wenigen Stellen hielt der Feind diesen überraschenden Angriff aus; wo es irgend geschah, wurden die ringfertigen Jünlinge leicht Meister. Der Sieg war von dieser Seite entschieden, meist alle Kanonen der feindlichen Stellung genommen. Schon sah man befreundete Kavallerie fern auf der frei gewordnen, nicht mehr von feindlichen Geschütz bestrichnen Ebne heran traben, und sich zum Angriff in den Rücken des Feindes formiren.

Julius hielt frohen, siegklopfenden Herzens auf der letzten errungenen Höhe. Haldenbach trieb noch immer überflügelnd die Trümmer des geschlagnen Heerhaufens vor sich hin, und nahte sich bereits der offnen Gegend, wo die feindlichen Husaren hielten, die eben jetzt auf Julius Befehl aus den eroberten Stücken beschossen wurden, und sich davor hin und her zogen aber ihren Standpunkt im Ganzen behaupteten, entschlossen, ihre fliehende Infanterie nach Möglichkeit zu decken; die Kavallerie ihrer Gegner war fern, und hatte viel Andres und Wichtigeres zu thun, so daß sie sich davor nicht fürchteten.

„Reiten Sie, sagte Julius einem seiner Adjudanten, reiten Sie, was Sie können, und warnen

Sie den Oberst Haldenbach vor den feindlichen Husaren. Er wagt sich viel zu weit auf lichte Stellen vor."

Aber kaum war der Adjudant fortgesprengt, so drang bereits Haldenbach voll wilder Kampflust ganz auf die Waldebne heraus, und blitzesschnell hieben die feindlichen Husaren ein. Julius glühte vor Zorn, daß ein Reis aus dem heutigen Siegerkranze gerissen werden sollte. Umschauend nach seinen Adjudanten und Ordonanzen, rief er: „wir gelten ja doch auch für zwei Schwadronen, nicht wahr? Die Zahl allein thut es nicht. Gewehr auf! Gallop, Marsch!" Und so sprengte er mit gezückter Klinge voran, und jubelnd folgte ihm die kleine, erlesne Schaar. Mit lautem „Hurrah!" fuhr man in den Feind, der theils von dem unversehnen Reiterangriff bestürzt, theils überritten und wundgehauen von den rüstigen Fechtern, in wilde Flucht gerieth.

Die Schützen Haldenbach's waren gerettet. Aber den alten Obersten selbst rissen auf seinem halb entstangten Pferde zwei Husaren blutend und entwaffnet mit sich fort. Da sprengte Julius noch einmal seinen getreuen Abdul an; in Windesschnelle hatte er die Dreie eingeholt. Einen der Husaren traf sein gutes Schwert zum Tode, der andere wollte in wilder

Verzweiflung sein Pistol auf den Gefangnen abdrücken; da schlug es ihm Julius aus der Hand, aber zugleich auch brannte der Schuß los, und traf in veränderter Richtung den tapfern Retter. Mit blutender Brust sank Julius auf seines edlen Rosses Hals, und bald darauf ohnmächtig in das Gras.

Erwachend fand er sich auf einem weichen Lager, in den prachtvollen Zimmern eines fürstlichen Jagdschlosses, das mitten in den ersiegten Waldbergen lag. Dem fragenden Blick des Helden begegneten seine Adjudanten mit dieser Nachricht, und mit der Meldung, die Schlacht sey von allen Seiten auf das entscheidendste gewonnen, auch habe man den Obersten vollends errettet, und diesen, der nur aus einer leichten Kopfwunde blute, mit hierhergebracht. Julius faßte mit dankendem Lächeln die Hände der tapfern Männer. Da stiegen heiße Thränen in ihre Augen; der Wundarzt wandte sich. Julius wußte, was er gesagt hatte.

Doch wollte er noch einiges fragen, aber die zerschoßne Brust ließ die Stimme nicht heraus. Er winkte den Wundarzt näher, und stammelte endlich mühsam: „wie lange noch? Bei Ehre und Pflicht!" — „Acht Tage, höchstens vierzehn;" erwiederte dieser voll ern-

ster Wehmuth, den Helden- und Christensinn seines Generals kennend, und einsehend, wie thorenhaft, ja sündlich hier alles Läugnen und Verkleiden sey.

Julius hob heiter dankend die Hände gen Himmel. Starb er ja nun für Fürst und Vaterland und Rosauren, und ging aus einer entscheidenden Siegesschlacht zu den Helden seines Stammes heim. Etwas Aehnliches hatte er oft als Knabe in kindischer Sehnsucht gespielt, als Jüngling im Wachen und Schlafen geträumt. —

Die Zeit, wo die Verwünschung alle Haldenbachs halbjährig ergriff, mußte nahe seyn. Er wünschte heiß, noch vorher zu sterben, damit Rosaura die finstern, ach so unverschuldeten Schrecken auch nicht ein einziges Mal mehr schauen dürfe. Da kam es ihm in den Sinn wie fürchterlich vielleicht der Anfall noch den alten Obersten bei seiner Kopfwunde zerrütten könne. Er ließ sich Pergament und Bleistift reichen, und schrieb mit vor Mattigkeit zitternder Hand:

„Tag und Nacht zwei Chirurgen und drei Ordonanzen beim Oberst von Haldenbach. Alle drei Stunden des Tages Rapport bei mir.“

Der Wundarzt neigte sich ehrerbietig, und eilte hinaus, das Befohlne anzuordnen. Julius sank beinahe schmerzlos in einen süßen Schlaf.

Tage gingen und Nächte kamen, und immer waren die Meldungen von des Obersten Zustand beruhigend. Der Wundarzt schien nicht begreifen zu können, was seinen General zu dieser ängstlichen Sorgfalt vermöge, und versicherte oftmals, die Wunde des Herrn von Haldenbach sey ganz unbedeutend, und eigentlich so gut, als schon geheilt.

Zugleich auch besserte sich wider alles Erwarten Julius so ausnehmend, daß die freudigen Gesichter der Adjudanten, ja bisweilen selbst ein heitres Lächeln des Wundarztes mehr und mehr von Genesung zu sprechen schienen. Julius seufzte schwer bei diesem Gedanken. Ach, sollte sich denn Rosaura's Prüfungszeit noch verlängern!

Da verlangte einstmalen — es waren nun schon mehr als drei Wochen seit jenem schönen, blutigen Tage vergangen, und der Wundarzt sahe immer zuversichtlicher aus — da verlangte einstmalen der nun ganz genesene Oberst Haldenbach den General zu sprechen, und, wenn es seyn könne, ohne Zeugen.

Ein leises Grauen fuhr durch Julius Gebein. Er dachte an die Möglichkeit der plötzlich ausbrechenden Erbwuth, an seine eigne Wundenmattigkeit und an die Reizbarkeit seiner kranken Phantasie; — doch ermannte er sich natürlich bald, und bewilligte das Gesuch.

Ernst und feierlich, aber von einer Milde, die Julius nie an ihm geschaut hatte, wie überglänzt, trat der Alte ein.

„Scheue Dich nicht mehr vor mir, Du junger Held, sagte er leise und sanft, denn mit meinem und meines Stammes Wahnsinn ist es vorbei. Die ganze Zeit ist nun schon um zwölf Stunden verflossen, und auch nicht der leiseste Anfall hat sich gezeigt. Du hast uns errettet, mein herrlicher Wildeck, aber ach, — was auch übrigens die Aerzte hoffen mögen, — um so gewisser muß ja nun meine schöne Nichte Rosaura bereits so gut als eine Wittwe seyn."

Er weinte bitterlich, aber sanft. Dann sagte er:

„Mit jenem Siegestage schien alle Erinnerung an die wüste Schreckenszeit untersinken zu sollen. Auch mein braver, narbiger Jäger fiel in meiner Vertheidigung, und ward auf dem Schlachtfelde begraben. Aber wenn ich nun daran denke, daß auch Du bald begraben werden sollst, —"

Seine Stimme brach abermals in Thränen, und er verhüllte sein greises Haupt.

Julius aber, dem die Kunde von der Erlösung Rosaura's wie Lebensbalsam heilend durch die Brust gezogen war und durch all' sein Leben, richtetete sich fröhlich empor, und sagte mit ungewöhnlicher Kraft:

„Sey ruhig, Du greiser Held von Haldenbach, sey ruhig. Dennoch werde ich genesen, dennoch werde ich mit Rosauren noch lange, lange Jahre glücklich seyn, denn was mein prophetischer Ahnherr zum Trost unsrer Männer hinzufügen wollte; — es ist eingetroffen, glaube mir, es ist eingetroffen."

Staunend, in Freude und Zweifel schwankend, blickte der Oberst den begeisterten Jüngling an. Aber alle fernern Erörterungen unterblieben für jetzt, denn eilig kam ein Adjudant des Generals und meldete, der Fürst komme, ihn zu besuchen. Und gleich darauf trat der freundliche Landesvater selbst herein.

„Ich habe ihnen auch allerley mit gebracht, Graf Wildeck; sagte er nach den ersten Begrüßungen. Mit dem, was Ihrem treuen, vielbewährten Ritterherzen das Liebste ist, fange ich an: unser Land hat Frieden, den glorreichsten, dauerhaftesten Frieden, den wir nur irgend erfechten konnten. Dann kömmt hier eine Kleinigkeit," — und er zog Ordensstern und Or-

densband der ersten Klasse im Reich hervor, und legte sie auf des verwundeten Bett, hinzufügend: „aber ich weiß doch, auch darüber freuen sich Ew, Excellenz ein wenig; und daß der Sieger in diesen Waldbergen fortan mein Generallieutenant ist, versteht sich von selbst. Endlich aber hat mir der letzte Courier noch etwas außerordentlich Schönes gebracht. Meine Tochter Alwine schreibt mir, daß Gräfin Rosaura gänzlich von jenen frühern Anfällen befreit ist, und hier ein Brief der Gräfin für Sie, der Ihnen sagen wird, warum ich nicht mehr für das Leben meines braven Wildeck zittre."

Mit Augen, die von Entzücken funkelten, schaute Julius das liebe Blatt an, öffnete es, und las folgende Zeilen:

„Die Zeit der furchtbaren Heimsuchung kam; ich hatte mich in Demuth und Gebet dazu vorbereitet. Aber spurlos gingen die sonst so entsetzlichen Tage vorüber. Ach, Julius, lebst Du denn? Oder hat Dein Tod meine Ruhe versiegelt? — Das wäre eine furchtbare Ruhe!"

„Aber nein, Julius, Du lebst, und der Fluch ist dennoch gehoben. Das hat mir Gestern ein Traum gesagt. Vernimm ihn."

„Ueber meinem Bergschlosse that sich der Himmel auf, und ich sah in das Sonnengold des Paradieses hinein. Da stand Dein prophetischer Ahnherr

im purpurblitzenden Mantel, mit schönen Sternbildern durchstickt, und hob meinen armen, so lange verirrten Anherrn Wolfgram zu sich empor, und Beide sangen, nun sey es mit dem Fluche ab und vorbei, denn nun habe ein Wildeck für einen Haldenbach errettend sein theures Blut gegeben. Und da umarmten sich die Zwei, und wurden zwei von himmelblauen Flügeln tönend umwallte Engel."

„Julius, mein Held, mein sühnender Erretter, Julius, Du erhabener Wildeck, nein es war sicherlich kein nichtiger Traum. Du lebst, und findest voll inniger Liebe daheim

Dein treues Eheweib,
Rosaura Gräfin zu Wildeck,
geborne v. Haldenbach."

Und der liebe Gott vollendete die schöne Verheißung. In Freude, Ruhm und Herrlichkeit zog bald darauf der tapfre Graf Julius vollkommen genesen heim, und aus seinem und Rosaura's frohem Ehebunde sproßten Söhne und Töchter auf, die dem edlen Stamme der Wildecks ein neues Aufblühen in mannigfacher Kraft und Anmuth als eben so viele gesegnete Himmelsboten verkündeten.

II.

Gedichte

von

Buri.

Die Gräfin von Andegg,

oder:

Die drei Worte des Traums.

Ein uralt Chronikbuch erzählt
Von Horst, dem tapfern Manne.
Es hatte Wahl ihm anvermählt
Die treue Marianne,
Als Krone aller Rittersfrau'n
Gerühmt in nahen, fernen Gau'n,
Ein Muster jeder Tugend;

Schön, wie des Tages Heroldin,
Schlank, wie des Haines Erle.
Sanft leuchtete ihr hoher Sinn
Aus ihres Auges Perle.
Seit Monden war sie angetraut
Dem Heldenmann, die Ehrenbraut;
Schuf ihm die Welt zum Himmel.

Einst schlummernd unterm Blüthenbaum,
Der duftend sie umneigte,
Erschreckte sie ein schwerer Traum,
Der einen Geist ihr zeigte.
„Ich bin (raunt er) aus jenem Land,
Dir zu weissagen, hergesandt.
„Vernimm der Zukunft Kunde:

„Du wirst in dreier Jahre Zeit
„Dreimal den Gatten retten,
„Zuerst aus Wassers Fährlichkeit,
„Das zweitemal aus Ketten;
„Zuletzt wird er durch deinen Mund,
„Du engelreines Weib, gesund —
„Doch kostet es dein Leben.“

In Luft zerflattert das Gesicht,
Doch nicht sein Prophezeihen.
Sie pflegt mit jedem Morgenlicht.
Bei sich es zu erneuen.
Doch stellt sie heiter stets sich an,
Zart sorgend, daß der theure Mann
Des Kummers nicht gewahre.

Und schier ein volles Jahr verstrich,
Von Unfall ungestöret.
„Vielleicht hat die Erscheinung dich
„Mit eitler Furcht bethöret,"
So spricht die leise Hoffnung schon,
Und flüstert mit dem Schmeichelton'
Ihr Herz gemach in Ruhe.

Einsmals war über Land Graf Horst
Auf Freundsbesuch geritten.
Ein Wetter zog, Gewölke borst,
Die Wasser überschritten
Der Flüsse Bett. Weithin das Feld
Ist hoch mit Fluten überschwellt.
Wer malt der Gattin Aengste?

„Er kömmt noch nicht— Der Abend graut —"
Hoch an des Söllers Brüstung
Steht Mariann', und überschaut
Die wachsende Verwüstung.
Mit Knechten rasch steigt sie in Kahn.
„Wer reitet dort? — der Herzensmann!
„Auf! rudert ihm entgegen!"

Die Fluth durchschneidend, stürzt das Roß;
Herab springt flugs der Reiter,
Und watet durch der Wasser Schoos
Mit Todsgefährde weiter.
Sein Auge Dank gen Himmel blickt
Für Rettung, die ihm Gott geschickt;
Er sinkt in Liebesarme.

„Des Geistes erstes Wort erfüllt!"
Denkt staunend Marianne;
Doch, tief in stummer Brust verhüllt,
Birgt sie's dem theuren Manne.
Das zweite Jahr — „Gott ewig Preis!" —
Vollendet mählich seinen Kreis.
„Oh! Träume sind doch Schäume!"

Flugs überfällt ein Raubgraf wild
Mit Fehdetrutz die Feste.
Ein Herold die Verkündung brüllt:
„Tod dir im Felsenneste!"
Jach mit den Reisigen heraus
Stürzt Horst, verbreitet Tod und Graus
In der Belagrer Reihen.

Doch ach! zu weit führt Löwenmuth
Des Siegers Heldenschritte.
Indeß sein Schlachtschwert Wunder thut
Rings in der Feinde Mitte:
Hat List den Rückzug ihm verrennt,
Ihn weit von seiner Schaar getrennt;
Verwundet sinkt er nieder.

Zwar kämpfet Horsts ergrimmte Schaar
Gleich aufgereizten Leuen,
Den Grafen aus der Todsgefahr
Mit Schwertschlag zu befreien,
Zwar fliehn die Feind' im Hasenschritt:
Doch schleppen sie gebunden mit
Den blutenden Furchtbaren.

Wer treu liebt, weiß für vieles Rath.
Die edle Marianne
Beut eilend, was sie kostbar's hat,
Dem räuberischen Manne
Zum Lösegeld. Kaum ist gezollt
Ihr Schmuck von Edelstein und Gold:
Kehrt Horst zurück, gesundend.

„Des Geistes zweites Wort erfüllt!"
Denkt sie mit stillen Sorgen.
Doch, tief in stummer Brust verhüllt,
Bleibts dem Gemahl verborgen.
Das dritte Jahr beginnt. „O Gott!
„Was dräut in ihm für neue Noth?
„Erbarm, erbarm dich unser!"

Sie schaut empor. Kriegdrohend steht
Ein Blutkomet am Himmel;
Der Heerruf schallt, die Fahne weht,
Ein ungezählt Gewimmel
Von Christen sammelt sich zu Hauf,
Und jeder Ritter rafft sich auf,
Des Glaubens Schmach zu rächen.

Manch' edle teutsche Burgfrau weint,
Versenkt in trübem Jammer;
Denn ihrer Seele einz'ger Freund
Ließ krank sie in der Kammer,
Befahl sie Gott und stieß zum Heer,
Vergoß als Held kein Thränchen mehr,
Schwur hoch zur Kreuzesfahne.

Tief fühlet unser Heldenmann
Der Gattin Seelenwunde.
Zwölf Tage, bang und trüb — und dann
Des Scheidens bittre Stunde.
Schon harrt und stampft am Thor das Roß;
Ermannten Muths, reißt Horst sich los,
Und fliegt im Sturm von dannen.

Wer malt des Weibes starren Gram!
Nichts lindert ihren Kummer.
Nie vor der Morgenröthe kam
In's Thränenaug' der Schlummer.
Einst weckte sie der Hahnensang
Vom Traumgesichte, schwer und bang;
Ihr bebten die Gebeine.

Man schleppet Horst vom Blutgefild;
Es dämmern zwei Altäre,
Auf jenem liegt ein Christusbild,
Auf diesem Machmed's Lehre.
„Hund, schwöre deinen Glauben ab!"
Erschallt's. Man stößt das Bild herab. —
Die Träumerin erwachet

O Schrecken! Seit der Stunde fand
Die Arme nirgend Frieden.
„Will hin, muß hin in's heil'ge Land,
„Drohn, weinen, nicht ermüden,
„Erretten mit Gewalt und List,
„Und, Gott! wenn alles fruchtlos ist,
„Mit dem Geliebten sterben!"

Stracks hüllt sie ihren schlanken Leib
In Priesterrockes Falten,
Beginnet so, halb Mann, halb Weib,
Getrost auf Gottes Walten,
Den Pilgerlauf. Durch Krieg und Mord
Trägt sie der Liebe Flügel fort
Bis hin zum Christenlager.

Verlarvt als „Pater Daniel,"
Späht sie, wo eingemauert
In welchem feindlichen Kastell
Graf Horst von Andegg trauert?
Umsonst ist jegliches Bemühn,
Ersehnte Kundschaft einzuziehn;
Der Gram nagt ihr am Leben.

Bald, als nach einer blut'gen Schlacht
Die Heiden sich verstecken,
Dringt tief in's Land der Christen Macht.
Flugs unterwirft im Schrecken
Sich Palästina weit und breit
Dem Kreuzpanier der Christenheit,
Und selbst der Syrer Grenze.

Und in Damaskus find't man krank
Viel' hartgefangne Christen,
Die hier für die Galeerenbank
Ihr Jammerdaseyn fristen.
Mit andern Priestern wurde schnell
Befehligt Pater Daniel,
Die Sterbenden zu segnen.

Auf Stroh, bei düstrem Lampenschein,
Liegt krank ein Mann im Kerker,
Lautstöhnend ob der grimmen Pein.
Sie naht — ihr Herz pocht stärker.
Er dreht sich um, schaut starr sie an.
„O Gott er ist's, es ist mein Mann!"
Ohnmächtig auf ihn nieder. — —

Als wiederkehrt Sinn und Gefühl,
Folgt Fragen und Erzählen.
„Jüngst aus berennter Veste fiel
„Das Häuflein Christenseelen.
„Ich kämpfe tapfer — weh! da trifft
„Den Fuß ein Pfeil, getränkt mit Gift,
Dran muß ich schmerzlich sterben."

„„Laß, Lieber, mich das Uebel schaun.
„„Vielleicht daß ich es heile.""
Sie löst die Binden ohne Graun,
Schließt mit behender Eile
Auf's matte Bein den heißen Mund,
Saugt hastig aus der tiefen Wund'
Ein kochend gift'ges Eiter.

Wer kann für eine That, wie die,
Des Preises Worte finden?
Der Herzensmann genaß; doch Sie
Begann, welk hinzuschwinden.
„Des Geistes drittes Wort erfüllt!"
Denkt sie erstaunt; doch stets verhüllt
Bleibt's dem geliebten Helden.

Zu Gottfrieds Ohr gelangt die Kund'
Er herrscht, die Treu' zu lohnen:
„Graf Andegg soll, wird er gesund,
„Dem Krieg nicht mehr beiwohnen!" —
Der Held, die Heldin reisen ab.
Doch ach! daheim harrt frühes Grab
Der Krone treuer Frauen.

Das Königswort.

Ein Normann, klug und vielgewandt,
War Erich, aus dem Stamm der Helden;
Ein Mann, von dem im Dänenland
Noch heut die Sagen Wunder melden.
Auch manchen Sängers Harfenspiel
Wählt ihn zum Preisgesanges-Ziel.

Der König Frotho schätzt' ihn sehr,
Liebt' ihn fast, wie sein eigen Leben:
Doch gab dem Flehn er kein Gehör,
Die Hand der Schwester ihm zu geben.
Ach! Menschenherz ein Abgrund ist;
Kein Bleiloth seine Tief' ermißt.

Der Stolz verbeut, was Neigung räth,
Und droht und zürnt dem theuren Paare.
Drob Erich, Schatten gleich, vergeht,
Hinwelkt die roſichte Godware.
„Der Räthe Treuſten opferſt du,
Der Schweſter Leben ſelbſt dazu?“

Des Königs innre Stimme ſpricht
Wohl alſo, wenn die Schweſter weinet;
Doch ihn bewegen kann ſie nicht,
Sein Herz bleibt wie es iſt: verſteinet.
Auch Erichs warmer treuer Fleiß
Zerſchmelzet nicht des Stolzes Eis.

„Noch eine Hoffnung ſeh' ich blühn;“
Sprach ſinnend Erich zu Godware:
„Den Stolz für uns in's Spiel zu ziehn,
„Der uns verdrängt vom Traualtare,
„Vielleicht daß ſich Gelegenheit
„Am nahen Siegesfeſte beut.“

Und Heroldsruf erdröhnt durch's Reich:
„Zum Feſt! zum Feſt der großen Siege,
„Die Frotho, den Einherien gleich,
„Errang im blutigſten der Kriege!
„Zum Feſt! bis Suna's Flammenblick
„Aus Mani's Antlitz ſtrahlt zurück.“

Und Suna aus dem Rosenthor
Tritt festlich mit dem goldnen Haare.
Vom Lager bräutlich fliegt empor,
Berauscht von Hoffnungen, Godware.
Der Götter Tempel fliegen auf,
Bestürmt von froher Danker Hauf.

Am Abend Frotho, wohlgemuth,
Sitzt zu Bankett mit seinen Treuen.
Die Königsschwester, schön und gut,
Hört kalt der Ritter Schmeicheleien.
Das Trinkhorn kreist; die Sternennacht
Wird mit Gesang und Schmaus verbracht.

Nur Erich, trüben Blickes, sitzt,
Verschmähend Trinkhorn, Lust und Lieder,
Und die verstohlne Thräne blitzt
Im Kerzenglanz vom Wimper nieder.
Der König läßt sich's nahe gehn,
Den Liebling kummerkrank zu sehn.

„Auf, Träumer! (scherzt er) aufgewacht!
„Läßt sich mein Fest mit Seufzern ehren?
„Paßt auch zum Licht des Kummers Nacht,
„Und Schweigen zu der Freude Chören?
„Ueb' du das Schenkenamt, Godwar',
„Und bring ihm vollen Becher dar!"

Und die Prinzessin, schamhaft hold,
Naht sich dem Mann der Liebe, reichet
Im Goldgefäß das flüß'ge Gold;
Jungfräulich ihr Wang' erbleichet.
Aufspringend nimmt es Erich ab,
Und küßt die zarte Hand, die's gab.

Zum Könige sich wendend, schwenkt
Er in der Linken hoch den Becher,
Und mancher glatte Höfling lenkt
Die neid'schen Blicke auf den Zecher.
„Ist, großer König, mein, was itzt
„Kostbares meine Hand besitzt?" —

„Dein sey es!" ruft der König laut.
Und Erich schnell die Rechte hebet,
In ihr die Hand der süßen Braut,
Die in der seinigen gebebet,
Seit er, von hoher Lust entzückt,
Den heißen Kuß darauf gedrückt.

„Dein sey es" großer König, sprach
„Dein Mund, der nie sein Wort gebrochen.
„Odin geheiligt ist der Tag,
„An dem dies Wort du ausgesprochen.
„Gib mir Godwaren zum Gemahl,
„Und ende meine lange Qual!" —

Zwar Stolz in Königsbrust sich regt:
Dem Diener Fürstenblut vermählen?
Doch neuer Stolz den alten schlägt:
Ein Königswort darf nimmer fehlen.
„Was ich gesprochen, stehet vest:
„Das Siegsmahl werd' ein Wara-Fest!"

Heißdankend eilt und senkt das Knie
Der hochbelohnte Mann der Treue;
Und Frotho segnet ihn und Sie
Mit Sprüchen brüderlicher Weihe. —
Bald fügte zu der Liebe Kron'
Allvater einen Königsthron.

Anmerkungen.

Odin, die oberste Gottheit der alten nordischen Völker.

Suna, die Sonne.

Mani, der Mond.

Einherien, die Heldenseelen in Walhalla.

Wara, Göttin der Hochzeitfeste.

Der Schluß der Erzählung bezieht sich auf den geschichtlichen Umstand, daß Erich wegen seiner Weisheit sowohl, als wegen der Verschwägerung mit dem Dänenkönige, auf den Swedischen Thron erhoben worden.

Allvater (Alfodur), das höchste Wesen, das die Welt regiert, und welchem selbst Odin untergeordnet war.

Fingal und Agandekka.

(Frei nach Ossian.)

„Eil' zu Arven's seeumflossnem Felsen,
(Sprach zum Barden Starno's falscher Mund)
„Melde Morven's Herrscher mein Verlangen,
„Ihm zu weihn der Tochter Liebreizpraugen.
„Mache meiner Freundschaft Plan ihm kund!

„Er, der schönste seiner tausend Starken,
„Wähle sich der Jungfraun Lieblichste.
„Ihre Arme sind wie Schaum der Wellen,
„Und ihr Busen glänzt im Jugendschwellen,
„Aehnlich Lochlin's neugefallnem Schnee.

„Sanft, an Großmuth reich, ist ihre Seele.
„Fingal — seine Tapfersten um sich —
„Komme zu der Perle meiner Hallen,
„Sicher, ihrem Herzen zu gefallen,
„Er, deß Schönheit keinem Manne wich." —

Snivan überbringt des Königs Rede.
Fingal, stattlich in der Locken Flug,
Hört die Kunde mit geheimer Wonne;
Und im Strahl der nächsten Morgensonne
Theilt die Wogen schon des Schiffes Pflug.

Flammend flog sein liebender Gedanke
Weit voraus zur Herzenskönigin.
„Hoch willkommen, (schallen an der Pforte
Ihm entgegen Starno's Heuchelworte)
„König du, und welche mit dir ziehn!

„Helden, theilt mit mir des Mahles Freuden,
„Theilt der Eber Jagd, drei Tage lang;
„Daß zum Mädchen der Verborgnen Halle
„Eurer Sitt' und Thaten Ruhm erschalle,
„Ausgebreitet durch der Barden Sang." —

Und gefeiert wird das Mahl der Muscheln.
Starno's falsche Seele brütet Mord.
Fingals Großmuth, die ihm einst das Leben,
Freiheit, Frieden, Thron zurückgegeben,
Riß ihn — statt zum Dank — zum Todhaß fort.

Fröhlichkeit hebt tausend Stimmen; Harfen
Tönen in der Barden Tischgesang,
Meldend bald der Vorzeit Heldenschlachten,
Bald wie Helden-Jungfraun züchtig lachten,
Und ihr Busen schwoll von Liebesdrang

Cona's Sänger Ullin, Fingals Barde,
Rühmet Agandekka's Schönheit, rühmt
Morven's König in vereinten Liedern,
Die sich sanft verschlingen, sanft erwiedern,
Wechselnd, wie's dem Gegenstande ziemt.

Starno's Tochter lauscht in ihrer Halle.
Leisen Tritts naht sie dem Gästesaal —
Schwebt hinein, mit Liebreiz ausgeschmücket
Gleich dem Vollmond, der aus Osten blicket.
Auf dem Fremden weilt geheim ihr Strahl.

Fingal war der Brust verstohlner Seufzer —
Fingal ihrer Seele mildes Licht.
Wie ihr Blick dem seinigen begegnet,
Wie ihr pochend Herz den Helden segnet,
Sängen tausend Barden Zungen nicht! —

Jetzt am dunklen Rand des Walds der Eber
Glänzt des dritten Tages Morgensonn'.
Starno, neben ihm der Fürst der Schilde,
Ziehn mit Jägerspeeren durch's Gefilde;
Zwanzig Eber fället Comhal's Sohn.

Da begegnet ihm in Waldes Dunkel
Lochlin's Fürstin, thränumflort den Blick.
„Agandekka, warum zährentrübe?" —
„Ach! (beginnt sie mit dem Laut der Liebe)
„Fingal, beb' aus diesem Wald zurück!

„Meines Vaters rauhem Stolz mißtraue!
„Meuchelmörder, von ihm aufgestellt,
„Lauern in des Dickichts finstrer Höhle.
„Jüngling mit der argwohnlosen Seele,
„Fleuch den Wald des Todes, hoher Held!

„Aber, Morven's König! dann verlasse
„Agandekka nicht! Errette sie
„Vor des Vaterzornes grimm'gen Blitzen,
„Und vergiß es nicht, sie zu beschützen,
„Die dir der Gefahren Kunde lieh!" —

Schnell verschwand sie, scheu vor Späherblicken.
Fingal, seine Helden um ihn her,
Schreitet furchtlos durch der Waldung Engen,
Wo ihn plötzlich Möderrotten drängen;
Doch sie bluten unter seinem Speer.

Ruhig kehrt' er dann zu Starno's Hallen,
Fand sie durch die Kunde schon empört.
Eilend sammeln sich der Jagd Genossen.
Starno's Auge, dräuend, nachtumflossen,
Schaut umher; wie Blitz aus Wolken fährt.

„Bringet Agandekka! (herrscht er) Gebet
„Ihrem lieben trauten Freund sie hin,
„Morven's König, daß er sie belohne,
„Daß sie trage Selma's stolze Krone!
„Wahrheit spähte ja die Laurerin!"—

Sie erscheint, im blauen Auge Zähren;
Seufzen schwellt den Schnee des Busens an.
Plötzlich, von des Vaters Stahl durchzücket,
Sinkt sie, ihr erlöschend Auge blicket
Zärtlich nach dem vielgeliebten Mann.

Fingal und die Helden zücken Schwerter,
Laut erbrüllt die düstre Racheschlacht.
Starno weicht, der finstere Verbrecher;
Seine Schaar erliegt dem Arm der Rächer,
Flieht wie Nebel, wann der Sturm erwacht.

Fingal's süße trauervolle Beute,
Mädchen sanfter Seele! ruhst im Schiff.
Mit dem Morgen wird die Fahrt begonnen;
Und dein Grabmal hebt sich, thränumronnen,
Dort an Arven's meerumbrülltem Riff.

Dina-Morul, das Mädchen der Insel.

(Frei nach Ossian.)

Wenn die Sonne sank, die Barden schieden,
Wenn der Mond die goldnen Funken streut:
Flüstert eine Stimm' in meiner Höhle,
Sie erweckt zu Liedern meine Seele,
Ernsten Liedern der Vergangenheit.

Lutha's Mädchen mit den weißen Händen,
Nimm die Harfe von dem Felsenhang!
Süßes Licht der finsteren Gedanken,
Die gleich Nebeln meinen Geist umwanken,
Horch, Malvina, der Erinnrung Sang! — —

Vater Fingal sandte zu Mal-Orchol
Mich, gen Färfed's Eyland. Hart bekämpft
War sein Jugendfreund von Thormod's Heere,
Des Gebieters ungezählter Speere,
Den noch keines Siegers Arm gedämpft.

Meine Segel am Gestad zusammen
Rollt' ich, sandt' dem Könige mein Schwert,
Albions Zeichen. Traurig mir entgegen
Schritt er, bot die Rechte mir: „Weswegen
Nahn die Helden meinem Unglücksherd?

Thormod sah und liebte meine Tochter
Oina-Morul, meines Alters Zier.
Aber unsre Väter waren Feinde;
„Oina-Morul geb' ich nur dem Freunde,"
Sprach ich, und den Krieg erklärt' er mir.

Weggerollt sind meiner Krieger Schaaren;
Ein gefallner König spricht mit dir.
Warum nahn die Helden meinen Hallen?" —
„Nicht wie Knaben, die nur gaffen, lallen;
„Dir zu helfen, König, kommen wir."

„Fingal denkt der gastlichfrohen Stunden,
„Als ein Sturm ihn an dein Eyland trug.
„Meer und Berge trennen unsre Lande,
„Doch der Freundschaft heiligtreue Bande
„Knüpfen uns an dich mit mächt'gem Zug." —

„Enkel Treunor's! deine Worte tönen,
Wie aus Wolkennacht der Luftgeist spricht.
Ueberschaut hab' ich des Meeres Rücken;
Ach, kein Freundessegel ließ sich blicken!
Da erschienst du mir, wie Morgenlicht.

Komm zu meiner Wohnung, Zweig der Helden!
Nah' ist schon die dunkelbraune Nacht.
Färfed's Mädchen soll den Tapfern schauen,
Soll mit ihren Liedern ihn erbauen,
Bis der Mitternacht Gestirn erwacht."

Und wir gingen. Dina-Morul's Hände
Flogen über's goldne Saitenspiel.
Jeder Saite rührendes Erbeben
Sprach von ihrem eignen trüben Leben,
Und ich war ganz Ohr und ganz Gefühl.

Schimmernd in dem Dunkel ihrer Locken,
Saß die schöne Liederschöpferin.
Ihre Augen strahlten, wie durch Regen
Zwei Gestirn' in trüben Nächten pflegen,
Und auf sich des Schiffers Blicke ziehn.

Mit dem Morgen flogen wir zum Kampfe.
Thormod traf auf mich. Zersplittert sprang
Seine Lanz'. Er gibt sich mir gefangen,
Und Mal-Orchol's Kerkerwänd' umfangen
Ihn. Man hebt des Gastmahls Siegsgesang.

„Fingals Sohn!" begann der König dankend:
„Sollst von mir nicht scheiden unbelohnt.
„Oina-Morul mit den Taubenblicken
„Zünd' in deiner Heldenseel' Entzücken;
„Selma's Thürme sey'n von ihr bewohnt!" —

Nacht kam, überschattete mein Lager.
Horch! da nahte sich dem Ohr' ein Lied,
Gleich dem Lüftchen, das durch Disteln flüstert,
Dann des Hörers Stimme bang verdüstert,
Und sie mit in seine Trauer zieht.

Färfed's holdes Mädchen singt zur Harfe,
Wissend, daß bei ihrem Sang zerfloß
Meine Seele: „Wer schaut dort vom Felsen,
„Wo sich Nebel aus der Meerfluth wälzen?
„Ha! er ist des wilden Grams Genoß.

„Rabenlocken flattern in dem Winde,
„Zähren stürzen von des Jünglings Wang',
„Edel sind des Helden Schritt' im Jammer
„Längs der matt erhellten Kerkerkammer;
„Männlich wallt sein Busen, wie sein Gang.

Weich', o Tapfrer! dir bin ich verloren!
„Mich vergab des Vaters dankend Wort.
„Zwar ein Heldenstamm wird mich umgeben;
„Doch, verfinstert, trauern Sinn und Leben.
„Fleuch, o Thormod, mein vergessend, fort!

„Weh, daß unsre Väter Feinde waren!" —
„Warum weinst du (dacht' ich) durch die Nacht?
Mädchen mit dem blauen Aug' der Taube,
Sey dem finstern Kummer nicht zum Raube!
Aus des Irrthums Traum bin ich erwacht.

Sollst zum unbekannten Strom nicht wandern!
Eine Stimme spricht im Busen mir;
Adel wohnt in Trenmor's Kraftgeschlechte.
Freu dich, sanfte Sängerin der Nächte,
Deine Lieb' ist nicht verloren dir." —

Mit des Morgens erstem Purpur löste
Ich des Tapfern Bande: „Nimm sie hin,
Sie, die deiner Seele wohlgefallen!“ — —
In Mal-Orchol's gastlichfreien Hallen
Richtet' ich die freie Red' an ihn:

„Färfed's König! Ist es recht, daß Thorwo
Büßen soll der Väter alten Zwist?
Sproß ist er von ächtem Heldenstamme,
Ist im Schlachtgetümmel eine Flamme.
Gib ihm, die in Gram um ihn zerfließt!

Eure Väter, die sich weiland haßten,
Lieben sich, vereint durch Loda's Geist,
Im Entzücken seines Heiligthumes;
Ihre Nebelhand reicht gern des Ruhmes
Muschel, die am Göttermahle kreist!“

Und der König ehrt des Gastes Bitte;
Und der Herzen Sorgenrinde brach.
Die zuvor getrennten dunklen Flammen
Loderten in Eine Gluth zusammen,
Hell wie Morgenroth am Maientag. —

Dies, Malvina, dies der Thaten aus
Ossians in seiner Jugendglanz;
Ungeachtet schön, wie Frühlingssonne,
Oina-Morul war, der Menschen Wonne,
Und liebreizend, wie der Rose Kranz.

III.

Ueber

die Größe des Schöpfungsgebietes

vom

Professor Dr. Gelpke.

Unter allen Wissenschafften, welche der Geist des denkenden Menschen ausgespähet und auf Regeln zurückgeführt hat, ist unstreitig die Himmelskunde die erhabenste, indem keine andere sein Herz mit heiligerer Ehrfurcht und seinen Geist mit tieferem Staunen und stiller Bewunderung über die Größe seines Gottes anfüllt, als diese. Wer vermag hieran zu zweifeln, wenn er seine Blicke zu dem Sternenheere hinanwirft, womit des Abends das dunkelblaue Gewölbe des Himmels so prachtvoll geschmückt ist, und dabei bedenkt, daß alle diese über uns funkelnden Sterne nichts weiter, als ungeheure Welten unsers großen Weltenbaumeisters sind? Was ist aber diese uns noch so groß, und noch so unzählbar scheinende Menge von

Welten gegen die Menge, welche noch in dem tiefen Schöpfungsraume von der Hand des großen Weltenschöpfers ausgestreuet, und für unsere unbewaffneten und auch noch für unsere bewaffneten Blicke verborgen liegen, wo keine Zahl zureicht, um sie zu umfassen?

Um dieses besser überblicken zu können, so sey es mir vergönnt, zu bemerken, daß allein zu unserm Sonnengebiete 11 Planeten oder Erdkörper, 20 Nebenplaneten oder Monde und an 20000 Kometen oder Schweifsterne gehören, die alle von unserm glanzvollen Sonnenkörper nicht allein erleuchtet und erwärmt, sondern auch von ihm schwebend in dem großen Weltenraume gehalten und dabei gezwungen werden, in fast kreisförmigen Bahnen ihren Umlauf um ihn zu beginnen. Solcher Sonnengebiete und vielleicht noch größere, als das unsrige, erblicken wir aber mit unbewaffneten Augen an 6000 an der dunkelblauen Himmelsdecke prangen, wovon wir aber nur ihre Sonnenkörper als Fixsterne hervorleuchten sehen. Wird aber unser Auge mit den furchtbaren Riesenteleskopen eines Herschel's und Schröter's bewaffnet, so öffnet sich gleichsam uns der tiefe Weltenraum, und stellt uns an 75 Millionen solcher Sonnenwelten zur prachtvollen Schau dar, die alle höchstewahrscheinlich um die größte von ihnen in kreisförmigen Reihen geordnet

stehen, und eine ungeheure Weltenkugel von 1000 Weltenregionen oder Weltenschichten bilden, und welche zusammengenommen ein Weltengebiet ausmachen. Solcher Weltengebiete aber, wie dieses, zählt der Sterbliche nun schon an 4000. Und wie viele wird die spätе Nachwelt nicht noch zählen, wenn sie, mit noch größern Fernröhren bewaffnet, in den tiefen Weltenraume schauen wird, wo kein Aufhören der Welten und kein Aufhören der Weltenheere Statt findet, indem ihre Anzahl eben so unendlich ist, als der Weltenraum und das Wesen, welches ihn schuf und aus dem Nichts entstehen hieß! Kann aber nun wohl irgend etwas uns erhabenere Gedanken über die Größe unsers Gottes geben? Und kann irgend etwas uns wohl mit höherem Staunen und tieferer Ehrfurcht gegen unsern Allvater anfüllen?

Doch nicht allein die Menge der Welten, gegen welche nicht allein unsere Erde, nicht allein unser ganzes Sonnengebiet, sondern sogar unser ganzes Weltengebiet, wie ein Wassertropfen gegen das große Weltmeer verschwindet, füllt uns mit solchem tiefen Staunen und mit solcher heiligen Ehrfurcht an, sondern auch die Weiten, in welchen sie in der Schöpfung von einander gereihet stehen, wo nicht Meilen an Meilen — nicht einmal Erddurchmesser an Erddurchmesser

gereihet, zureichen, um sie zu bestimmen, indem sogar die Weite der ganzen Erdbahn, die 42 Millionen Meilen beträgt, nur ein Punkt gegen die Weite des nächsten Fixsterns oder des nächsten Sonnenkörpers von uns ist, indem dieser eine Weite von uns hat, worauf der schnelle Lauf einer Kanonenkugel, die in einer Sekunde 600 Fuß zurücklegt, 10 Millionen Jahre verweilen muß, um von hier dorthin zu gelangen. Daher ist der noch so schnelle Lauf einer Kanonenkugel nur ein Schneckengang gegen die Weite der Welten von uns, und deswegen hat man den Alles an Geschwindigkeit übertreffenden Lauf des Lichtstrahls zur Bestimmung oder zum Maaßstabe dieser Weiten gewählt.

Indessen, ob dieser gleich in einer Sekunde 41000 Meilen zurücklegt, und den ungeheuren Weg von der Sonne zu uns, der 21 Millionen Meilen ausmacht, in einer Zeit von 8 Minuten $7\frac{1}{2}$ Sekunde durchläuft, muß er dennoch 6 Jahre gebrauchen, um von uns zu den nächsten Fixstern hinanzueilen — und über 9000 Jahre, um durch unser ganzes Weltengebiet zu wandern, und an 2 Millionen Jahre, um von den entferntesten Weltengebiete, welches 300 tausend Mal weiter, als ein Sirius von uns entfernt stehet, zu uns zu kommen.

So weit und über alle menschlichen Begriffe ausgedehnt ist demnach das unermeßliche Schöpfungsgebiet unsers großen Baumeisters der Welten. Wer bebt zwar vor einem solchen nicht schon zurück! Und wer wagt es, noch tiefer in dasselbe hineinzublicken, und dort die schöpferische Allmacht auszuspähen! Aber dennoch ist hier noch nicht die Grenze dieses großen und unermeßlichen Gebietes, sondern es liegen bis in die unendliche, uns schwindelmachende Tiefe Weltenheere hinter Weltenheeren, Weltenregionen hinter Weltenregionen ausgestreuet, indem der Schöpfungsraum eben so unendlich ist, wie das Wesen, welches ihn schuf und werden hieß.

Schauen wir nun von dieser uns schwindelmachenden Weite auf die Größe dieser Welten hin: so werden wir auch dadurch in ein nicht minderes Staunen und in eine nicht geringere Bewunderung über die Größe unsers Allvaters versetzt. Denn wer staunt wohl nicht schon über die Größe unsers Wohnortes, der 2656 Mill. Kubik-Meilen in sich faßt, und über 4 Quadrill. Pfunde zu seinem Gewichte besitzt! Was ist aber dieser uns noch so groß scheinende Wohnort gegen die Größe unsers Sonnenkörpers, dessen Durchmesser allein 113 Mal den Erddurchmesser in sich faßt — und der die Mondweite von 50000 Meilen, 4 Mal

an einander gereihet, in sich einschließt — und aus dessen Körpermasse 1½ Million Erdkugeln gebildet werden können — der daher so groß ist, das alle 11 Planeten mit ihren 20 Nebenplaneten und den 20000 Kometen ihn nicht auszufüllen vermögen, wenn sie in eine Masse zusammengeworfen werden könnten, sondern alsdann nur den 300sten Theil von ihm ausfüllen würden? Und dennoch ist dieser unser Sonnenkörper noch nicht der größte Weltkörper unsers Weltengebiets, sondern stehet über 10 Millionen Mal dem prachtvollen Sirius, dessen Durchmesser die ganze Erdbahn von 42 Mill. Meilen in sich faßt, an Größe nach. Und wie groß mögen nun nicht die übrigen Welten unsers Weltengebietes, welche noch tiefer in dem Weltenraume gereihet stehen, und dennoch mit einem nicht geringern Glanze, als dieser, aus der dunkeln Tiefe hervorleuchten, seyn?

Groß sind demnach die Wunderwerke unsers Gottes! Und Fülle der Wonne gewähren sie dem, der sich mit ihnen beschäftiget!

Schauen wir nun von dieser ungeheuren Größe der Welten auf die wundervolle Einrichtung ihrer Oberflächen hin, so müssen wir auch da nicht allein über die große Mannichfaltigkeit dieser wundervollen Einrichtungen, sondern auch über den wundervollen Bau

derselben staunen, indem der eine mit kolossalischen Bergen geschmückt ist, die auf dem einen 6 bis 7 Mal und auf einem andern über 600 Mal die Höhe unsers höchsten Erdgebirges — den Chimborasso, wie solches auf der Venus und dem Sonnenkörper der Fall ist, übertreffen. — Ein anderer ist mit einem schwebenden Gewölbe von Weltenmassen, wie mit einem Ringe geschmückt, und wandert dabei, mit einem stolzen Gefolge von 7 Trabanten umgeben, prachtvoll am Himmelsgewölbe dahin. — Ein dritter, der an seinen Polen große Eisfelder darbietet, ist in seiner Mitte mit röthlscheinenden Wolken umgeben, die ihm das röthliche Licht vergönnen, mit welchem er sich auf das prachtvollste jetzt am östlichen Himmelsgewölbe unsern Blicken zur Schau darbietet, wie der Mars. Und ein vierter erscheint ganz kraterähnlich und wasserlos, und mit einem so dünnen Luftgewande umgeben, so daß ein Erdamphibion nicht einmal darin zu leben vermag, wie solches mit unserm Monde der Fall ist.

Und würde der Bau eines jeden über uns funkelnden Weltkörpers schon eben so von uns ausgespähet worden seyn, wie der Bau eines Mondes von uns ausgespähet worden ist: so würden wir noch mehr über die große, in's Unendliche gehende Mannichfaltigkeit dieser Weltenbaue in Staunen versetzt wer-

den, indem jeder am Himmelsgewölbe prangende Weltkörper anders gebauet ist, als der, welcher ihm zur Seite in der Schöpfung gereihet stehet. Und da nun, wie ich vorhin angeführt habe, die Anzahl der Welten unzählbar ist, so muß auch der Weltenbau unzählbar verschieden seyn. Und da ferner von dem Bau der Welten auch der Bau der auf ihm lebenden Geschöpfe abhängt: so müssen diese sowohl in Ansehung ihres innern, als auch äußern Baues sehr verschieden auf jedem Weltkörper eingerichtet seyn. Blicken wir nun hierbei auf die große Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit der Geschöpfe unsers Erdballes hin, wo nicht einmal ein Laubblatt dem andern gleicht, — und nehmen wir alsdann eine eben so große Mannichfaltigkeit der Geschöpfe auf jedem Weltkörper an, wie ungeheuer groß erscheint uns dann die Mannichfaltigkeit der Geschöpfe in dem großen unermeßlichen Gottesreiche!

Was für eine Fülle vom Seligkeitsgenusse wird es daher dermaleinst für uns seyn, wenn wir in immer vollkommner werdenden Hüllen immer tiefer in die großen Wunderwerke der Schöpfung schauen, und daselbst kein Aufhören der Welten und Weltenheere und keine Grenzen in dem Schöpfungsraum finden werden! Wie viel anbetungswürdiger noch wird uns

alsdann unser Gott erscheinen, der dies Alles aus dem Nichts hervorrief! Wie grenzenlos dessen Güte, die dies Alles nur zum frohen Genusse lebender Wesen schuf! Und wie tief dessen Weisheit, die dies Alles so wundervoll eingerichtet hat! Gehört aber, um eine solche Fülle von Freuden nach und nach aus der Enthüllung der großen Schöpfung zu schöpfen, nicht eine Ewigkeit dazu? Vermag unser jetziger Wohnort und unsere jetzige Hülle uns wohl einen solchen Freudengenuß zu gewähren? Bedürfen wir dazu nicht einen ganz andern Wohnplatz, welcher uns weiter in dem Schöpfungsgebiete umherführt, und eine Hülle, die weit feiner und vollkommner ist, welche also unsern Geist in dem Fortschreiten an Vervollkommnung nicht mehr hemmt, und wodurch er tiefer ohne Werkzeuge, als hier mit denselben, in das Weltall zu schauen im Stande ist? Sollte uns aber wohl der große Weltenschöpfer nach mehreren Stufenfolgen eine Hülle vergönnen, welche, gleich dem Lichtstrahle, von Weltengebieten zu Weltengebieten sich zu erheben vermag, und wodurch er uns vermögend macht, Alles näher anzuschauen und mit unserer Denkkraft besser zu umfassen? Wer vermag daran zu zweifeln, wenn er den Schmuck des Schmetterlinges in der Raupengestalt betrachtet, und den Baum in seiner Blüthenpracht aus

dem Kerne entstehen siehet! Wenn nun Gott die Raupe nach und nach so wundervoll entwickelt, und sie so verherrlichet uns darstellt, und wenn er den Keim nach und nach so enthüllt, wie wird er uns Menschen, die Götter der Erde, dann nicht einstens enthüllen, und verherrlichet in seiner Schöpfung auftreten lassen!

IV.

Norilia.

Eine komische Erzählung

von

K. G. Prätzel.

Daß einer, dem die Frau davon gelaufen,
Erst Miene macht, in seinem Jammer sich
Die Haare schmählich auszuraufen;
Dann mit verstörtem Blick, als hab' er einen Strich
Und Sporn zu viel, sich spät im Mondenscheine
Gespenstisch zwischen Gräbern zeigt;
Daß einen Esel er zuletzt sogar besteigt,
Um, jagend über Stöck' und Steine,
Der Ungetreuen nachzuspähn,
Sie zu bedrohn und zu beschwören,
Und ihr sein Herzeleid so lange vorzukrähn,
Bis sie geneigt sich fühlt, ihr Unrecht zu gestehn,
Und mit dem Esel umzukehren:
Das Alles bringt, wie auch, in Form und Ton
Glaubwürdig zu erscheinen, ich mich quäle;
Euch sicherlich auf die Vermuthung schon,
Daß ich ein Mährchen Euch erzähle.

Auf einem Meierhof, nicht weit vom Meeresstrand,
Lebt' einst ein Mann, Hans Hirsebrei genannt;
Ein ehrlich guter Schlag, der in der Mittagshitze
Die rothgestreifte Troddelmütze
Tief über beide Ohren schob,
Und dann vom kühlen Polstersitze
Um jeden Preis der Welt nur ungern sich erhob.
Auch wäre dieser Platz, den er sich auserlesen,
Kraft seines Schmeerbauchs ihm von Herzen gern
vergönnt
Und dieser Trieb nach Ruh, die längst sein Element
Geworden war, ihm zu verzeihn gewesen;
Hätt' er nicht selbst, aus purem Unbedacht,
Zuletzt sein Glück zerstört, und einen Streich gemacht,
Der — um gelind uns auszudrücken! —
Mit seiner Art, im Leben fortzurücken,
So gradezu im Widerspruche stand.

Schon hatte vierzigmal mit seiner Zauberhand
Der Lenz die alte Mutter Erde
Mit grünem Mantel überspannt,
Und unserm Hirsebrei, den er im Lehnstuhl fand,
Den Seufzer abgelockt, daß es nun wärmer werde;
Als letzterer in seines Herzens Schrein
Einst nach der Mittagsruh sein Schicksal überdachte;

Ein Umstand, der, weil Denken insgemein
Nicht seine Sache war, ihm viel zu schaffen machte,
Der ihn jedoch zuletzt zur Ueberzeugung brachte:
Es sey nicht gut, allein zu seyn!

Wer jenen Dämon, der mit Pfeil und Bogen
Schon manchen Sterblichen um seine Ruh betrogen,
Und seine Launen je gekannt,
Wird es dem armen Kauz vergeben,
Daß er in seinem Pflanzenleben
Jetzt plötzlich eine Lücke fand;
Daß er auf seinem Stuhl bald wie auf Kohlen,
Bald wie auf Dornen saß; und daß zuletzt sogar,
Um von der geist'gen Gluth sich physisch zu erholen,
Sein Rettungszweck ein Gang in's Freie war.

Er zog demnach, gleich einer Riesenschnecke,
Durch eine fette Wiese hin,
Erwog im Geist, indeß er durch die grüne Strecke
Die Augen schweifen ließ, den künftigen Gewinn,
Der ihm entgegen wuchs, und kam so gut vom Flecke,
Daß er, noch eh die Sonn' am Abendhimmel schwand,
Mit Schweiß bedeckt, vor einem Garten stand,
Den eine niedre Schlehdornhecke
Von seinem Grund und Boden schied.

Kein bloßer Zufall war's, wir wollen es gestehen,
Es war Gott Amor selbst, der insgeheim ihm rieth,
Den Wiesensteig entlang zu gehen;
Doch daß Rosine dort, bei einem muntern Lied,
Auf grünem Rasenplatz just ihre Wäsche bleichte,
Als Hirsebrei sein Ziel erreichte,
Das war ein bloßes Ungefähr.

Vom Herzen fiel's ihm zentnerschwer;
Ihm ward so wohl, so leicht; er hätte fliegen mögen!
Er stand und guckte sich fast blind. —
Was, dacht' er endlich, steht denn meinem Glück
entgegen?
Dort liegt mein Meierhof; arm ist das holde Kind;
Ihr frommt kein Sprödethun, kein langes Ueberlegen!
Sind etwa nicht mein Stand, mein Ansehn, mein
Vermögen
Brautwerber von Gewicht? — Geschwind
Begeb' ich mich von hier, um Hand an's Werk zu
legen! —

Es hätt' ein andrer sich, wie man begreifen kann,
Von diesem Platz so leicht nicht los gerungen;
Er hätte jeden Ton, den sie ihm vorgesungen,
Er hätte jeden Reiz, den er sich liebgewann,

Erst still geprüft, zergliedert und verschlungen,
Und dann mit kühnem Satz die Hecke übersprungen.
Allein Hans Hirsebrei war andrer Sinnesart;
Und wie behaglich auch bei dem Syrenenliede
Ihm — im Vertraun gesagt — um Lung' und Leber ward,
So war er doch des Stehens herzlich müde;
Und statt durch's Dorngestripp dahin
Den wilden Sprung zu thun, dacht' er in seinem Sinn:
Am besten ist's, man geht gleich vor die rechte Schmiede! —

Rosinens Mutter war, als Nachbar Hirsebrei
Ihr kund gethan, daß er gekommen sey,
Um einen Bund für Tisch und Bette
Mit Röschen einzugehn, zu inniglich erfreut,
Als daß sie nicht sogleich mit frommer Herzlichkeit
Ihr Jawort ihm gegeben hätte.
Rosine selbst fand Hirsebrei's Bemühn
Um ihre Hand und um der Mutter Segen
Nichts weniger als thörigt und verwegen.
Mit flücht'gem Blicke maß sie ihn
Vom Kopf zum Fuß; bei seinem Antrag schien
Sich just ihr Puls nicht merklicher zu regen;

Und als die Muttter sie der Ordnung wegen frug:
Ob sie Herrn Hirsebrei zum Ehgemahl verlange,
Rief sie mit einem Ton, der wie von Flötenklange
Der süße Wiederhall am Nachbars Ohren schlug:
„Je, Mutter, warum, fragt Ihr lange?“ —

Indeß nun das verlobte Paar
Das tägliche Gespräch der ganzen Gegend war,
Verstrich die Aerndtezeit; und als der Herbst erschienen,
Verfügte Hirsebrei sich mit Rosinen
Stillkeuchend nach dem Traualtar.

Rosine war bei ländlich schlichter Sitte,
Ein holdes Kind der Unschuld und Natur,
In abgeschiedner Halmenhütte
Verborgen aufgeblüht. Die Wiesenflur
War ihre Welt; bei Spindeldrehn und Bleichen
Sah sie den Winter fliehn, sah sie den Lenz entweichen.
Es war der Mutter Wort ihr einziges Gesetz,
Und ihre Lust das trauliche Geschwätz
Von Drachen, Riesen, Zauberinnen,
Womit zur Abendzeit beim Spinnen
Die Alte, die, gequält vom Zipperlein,
Sich selten nur von ihrem Platz bewegte,
Sie mannigfach zu unterhalten pflegte. —

Allein die kluge Frau vermied geschickt und fein,
Von Liebesrittern und verwünschten Prinzen,
Wie sie im Mährchen und Roman,
Geformt aus Wachs und Marzipan,
Nach vogelfreien Reizen blinzen;
Von ihrem Götterwuchs und ihrem Schmachteblick,
Vom Zauber ihres Gangs, vom Zunder ihrer Nerven
Ein lockendes Gemälde zu entwerfen.
Der Held, der durch sein widriges Geschick
In ihre Hand gerieth, ward kläglich durchgehechelt;
Bald zeigt' er sich als Glatzkopf ohne Zahn,
Ein spindelbeinigter Galan,
Der spitze Tön' aus heiserer Lunge röchelt;
Bald wußte sie ein Fell ihm anzuziehn,
So schwarz und rauch, daß gegen ihn
Der ausgestopfte Warzenschuster,
Der einst dem Leipziger Paulino sich — verschrieb,
Ein rosigter Adonis und ein Muster
Von Lieblichkeit und Anmuth blieb!
Bald ward er ein Gigant, gestählt für Stich und Hieb,
Ein kolossaler Mädchenschrecker,
Um den es weit und breit nach Menschenfleische roch;
Und hatt' er von Natur nur einen einz'gen Höcker,
Versah sie ihn gewiß auch mit dem zweiten noch! —

Kein Wunder also, daß Rosine,
Als Hirsebrei in seinem Sonntagsstaat,
Mit wohlgenährtem Bauch, mit leidlich glatter Miene
Und graden Knochen vor sie trat;
Nur flücht'gen Blickes von der feisten Wange
Zur feisten Wade niederlief,
Und ungesäumt in ihrer Unschuld rief:
„Je, Mutter, warum fragt Ihr lange?"

Hans Hirsebrei zerschmolz in Wonne fast,
So lang die Flitterzeit der Hymenäen währte;
Von süßern Trieben schien der Hang nach Ruh und Rast
Verdrängt zu seyn; allein allmählig kehrte
Sein vormals unzertrennlicher Gefährte:
Sein Phlegma und die Lust am Polstersitz, zurück.
Und wenn er dann mit halbgeschloßnem Blick
Gemächlich hingestreckt, vor Hitze stöhnt' und keuchte,
Macht' es ihm königlichen Spaß,
Daß seine junge Frau ihm stets zur Seite saß,
Den kühlen Labetrunk ihm reichte,
Und ihm, gutmüthig wie sie war,
Von Wang' und Stirn die Fliegen scheuchte. —
Rosine muckste nicht und fühlte sich sogar
Nach ihrer Art mit diesem Loos zufrieden.
„Vollkommen," dachte sie, „ist ja kein Glück hienieden!"

Ein Trost, der ihrem Groll das halbe Gift benahm,
Wenn dann und wann bei diesem far niente
Des Eheherrn sie auf den Einfall kam,
Daß er im Wirthschaftsfach sich rüst'ger zeigen könnte.

So flohen Jahre hin; der Frühling kam und schwand.
Rosine, gut und hold, wie man sie stets gekannt,
Verpflegte sorgsam ihren Retter
Aus Mutterzucht und Jungfernstand;
Blieb vor wie nach an seinen Sitz gebannt,
Und Hirsebrei ward immer fetter! —
Schon wechselten zum viertenmal die Blätter,
Seit unser Paar am Traualtare stand;
Als einst im späten Herbst, da schon mit schärfern Hauche
Der Wind durch Moor und Stoppel blies,
Ein fremder Harfenist, nach Virtuosenbrauche,
Vor Hirsebrei sich hören ließ.
Man fand Geschmack an seinem Spiel und Sange;
Und weil bereits zum Niedergange
Die Sonne sich geneigt, und überdies der Ring
Des Horizonts voll schwarzer Wolken hing,
Die jeden Augenblick sich zu ergießen drohten;
Ward nach genoßnem Ohrenschmaus
Dem Pilgersmann im Hinterhaus
Nebst Speis' und Trank ein Obdach angeboten.

Er nahm es dankbar an und als er sich entfernt,
Rief Hirsebrei mit heitrer Miene:
„Ich wollte, weißt du was? — ich wollte wohl,
Rosine,
Du hättest auch das Harfenspiel gelernt!
Wie öfters mich, zu meinem innern Grimme,
Die Langeweile quält, das weißt du längst;
Dann wär's recht angebracht, wenn du die schöne Stimme
Zum Saitenschall erhöbst und in den Schlaf mich sängst,
Denn die Musik, die lieb' ich wie mein Leben? —
Was meinst du, Kind, er wird von seiner Streu
Sich ohnehin so zeitig nicht erheben —
Wenn ich ihn morgen früg', ob er gewilligt sey,
In seiner Kunst dir Unterricht zu geben?
Ich wette drauf, er stimmt mit Freuden bei,
Und dankt es dem gewognen Sterne,
Der ihn auf seiner Pilgerfahrt
Hierher geleuchtet hat; denn Leute seiner Art
Sind hungriger Natur und überwintern gerne!"—

Wo hattest du, bethörter Hirsebrei,
Doch dein Gesicht! um, statt von Argwohn frei,
Solch einen Unglücksplan zu schmieden;
Es klar zu sehn, wie ängstlich und wie scheu
Bei diesem Antrag dich Rosinens Blicke mieden!

Wie peinlich sie ihr Köpfchen seitwärts schob,
So oft zu ihr dein Auge sich erhob;
Um ein verstohlenes Verlangen
Dir zu verheimlichen, das auf den Purpurwangen
Mit Flammenschrift zu lesen stand? —

„Da hatt' ich ja die Augen schon voll Sand!
Es war fast schlafenszeit!" — erwiederst du mit Gähnen.

Recht wohl, mein Freund! der Keim der Besserung
Erstickt in deinem Fett! nur mußt du ja nicht wähnen,
Mit ähnlicher Entschuldigung
Auch für den Morgen auszureichen;
Als sich der Pilgersmann, an Wuchs und an Gestalt
Dem Musenführer zu vergleichen,
Mit seidnem Lockenhaar, das, zwanglos hingewallt,
Sich um die blühnde Schulter neigte,
Die Lippen von Carmin, die Stirn von Elfenbein,
Die Haut von Jungfernwachs, dir und — Rosinen zeigte!
Als du, gerührt durch neues Dudeldein,
Dein Bravo! dergestalt aus voller Lunge stießest,
Daß dir der Brustlatz sprang; und als du hinterdrein
Dem Reisefertigen es deutlich merken ließest

Um welchen Gegendienst er bis zum Nächsten Mal
Dein werther Gast und Hausgenosse sey. —
Vertheidige dich nicht und sprich mir nichts dagegen!
Zur Gnüge zeigt dein Beispiel an,
Wie man, auch ohne sich vom Platze zu bewegen,
In sein Verderben rennen kann! —

Gerührter ward noch nie des Glückes Gunst gepriesen,
Seitdem ein Künstlerfuß, unstät und dürftiglich,
In unbesohlten Schuhn die weite Welt durchstrich;
Wohlthätiger hat nie des Zufalls Laune sich
An einem Musensohn erwiesen,
Als es, trotz seinem Wuchs und seinem Lockenhaar,
Der Fall mit unserm Harfner war!
Der braune Lockenkopf — Blandino nannt' er sich —
Gedachte seines Amts und eh der Tag verstrich,
Erfuhr Hans Hirsebrei, auf's Polster hingegossen,
Zu seiner Freude schon: die holde Schülerin
Verbinde Kunstgeschmack mit kritischfeinem Sinn,
Und werde binnen wenig Tagen
Bereits im Stande seyn, mit richtigem Accent
Und seltner Leichtigkeit auf ihrem Instrument
Den Vetter Michel vorzutragen.

In Wahrheit machte sie, wenn auch Blandino's Lob
Zu redneriſch vielleicht ihr Kunſttalent erhob,
Von Tag zu Tag entſchiedene Progreſſen.
Allein man darf dabei den Umſtand nicht vergeſſen,
Daß, während ſie die Lehrlingsſtunden gern
Zu Tagen ausgedehnt, und vor dem Notenblatte
Wie feſtgewurzelt ſaß, der Wunſch des Eheherrn
Nur deshalb Theil an ihrem Eifer hatte,
Weil er, wie Ihr ſchon wißt, als in ſein Schlafgemach
Der Harfner ſich entfernt und er von freien Stücken
Auf jenen Einfall kam; ihr nebenbei verſprach,
Bei ihrem Spiel und Sang gefälligſt — einzu-
nicken! —

Ich merk' es wohl, Ihr hättet große Luſt,
Der Sünderin, die ſo durch Rechnen und Erwägen
Bei ihrem Sturm und Drang zu helfen ſich gewußt,
Die ſchwerſte Büßung aufzulegen!
Allein eh Ihr mit einem Kieſelregen
Roſinens Haupt bedroht, greift in die eigne Bruſt,
Und fragt gebührend an, ob Ihr in gleichem Falle
Euch ſämmtlich probefeſt bewährt?
Schütz Amor zielt mit keinem Federballe,

Dem jeder Fliegenschwamm die Spur des Eindrucks
wehrt;
Es ist sein Pfeil der Stelle zugekehrt,
Wo er am tiefsten dringt, und — schußrecht stehn
wir alle! —
Denkt, wie gesagt, Euch an Rosinens Platz.
Die täglich ihren Eheschatz
Bei Essen, Trinken, Schlafen, Gähnen,
Sich auf dem Polstersitze dehnen
Und recken sieht; erwäget nebenbei,
Daß sie mit etwa siebzehn Jahren
In's Frauenjoch gerieth und noch so unerfahren
In manchem Punkte war, als kröche frank und frei
Sie eben erst aus Leda's Ei.

Auch hoff' ich hier — und zwar zu Eurer eignen
Ehre!
Daß Ihr den Mund zum Lächeln nicht verzieht,
Als ob, wenn siebzehnmal der Frühling Euch geblüht,
Für jene neue Pflichtensphäre
Nicht gar viel Neues mehr zu lernen übrig wäre,
Was, kraft der mütterlichen Lehre,
Nicht schon vorher mit voller Deutlichkeit
Zu Lust und Schmerz, zu Lieb' und Hasse
Sich in Betrachtung ziehn und überlegen lasse! —

Kurz, weiter hatte nichts, als die Gelegenheit,
So wie es meist in solchen Fällen
Zu gehen pflegt, der jungen Frau gefehlt,
Um — Ruh und Glück sich zu vergällen.
Und wollte ja, nachdem das Herz bereits gewählt,
Aus ihrem Rausch erwacht, sich die Besinnung regen;
Geschah es nur, den Abstand zu erwägen,
Der zwischen ihm, dem Jawort und Altar
Das Herz verpflichteten zum Opferdienst der Liebe,
Und zwischen ihm, dem es aus freiem Triebe
Entgegen schlug, so grell bemerklich war! —
Wir haben schon Blandino's Qualitäten
In nuce angeführt; drum denket Euch in ihm
Nicht etwa einen nervigten Athleten,
Dem Kraft die Muskeln schwellt und wildes Ungestüm
Aus beiden Augen blizt! nein, was Euch die Poeten
Von Ganymed, Narziß, Endymion
Und Andern dieses Schlags treuherzig vorgelogen,
Wird, nah beim Licht besehn, und kritisch abgewogen,
Vollkomm'ne Gnüge thun, sich unsern Seladon,
So wie er leibt und lebt, im Bilde vorzustellen.
Doch was Euch wundern wird: es schien
Sich das Gesicht des blühenden Gesellen
Mit Schamerröthen stets zu überziehn,
So oft die junge Frau ihm lächelnd zu erkennen,

Mit leisem Händedruck ihm zu erkennen gab:
Sie wünsche so bis an ihr kühles Grab
Sich seine Schülerin zu nennen!
Auch war es wohl, wofern wir's nicht zu weit
Mit der Versicherung von ihrer Unschuld treiben;
Nur ihrem Mangel an Erfahrenheit
Und Männerkenntniß zuzuschreiben,
Daß sie, wenn ihn ein Blick voll Huld und Zärtlichkeit
Zur peinlichsten Verwirrung brachte,
Bei seiner Seelenangst sich gar nichts Arges dachte.
Vielmehr zog sein bescheidner Sinn,
(Denn um sein schüchternes Betragen zu erklären,
War solch ein Quidproquo nicht füglich zu entbehren!)
Nur um so inniger ihr Wesen nach ihm hin.
Und wenn sie ja, indeß auf weichem Lotterbette
Sich Hirsebrei in seiner Mittagsrast
Was Süßes träumen ließ, dem holden Wintergast
Geringern Sinn für Etiquette,
Und etwas mehr entschloßnen Muth
Nicht übel ausgedeutet hätte;
Wer möchte wohl, auch selbst bei kälterm Blut,
Als in Rosinens Adern rollte,
Ihr an die Hand mit Rath und Lehre gehn,
Wie sie der Sinnenfehde widerstehn
Und vor sich selbst sich retten sollte? —

Einst mußte, wie es leicht sich zu ereignen pflegt,
Wenn sich ein holdes Bild in unsre Seele prägt;
Rosine sich Blandino's Körpergaben
Recht lebhaft just verdeutlicht haben,
Als mit dem Notenbuch sie in sein Zimmer trat.
Ob nun die Phantasie den Zügel übersprungen;
Ob Zeit, ob Ort dabei das Beste that;
Ob noch mit süßen Rückerinnerungen
Ein Traum ihr nah; ob endlich gar
Asmodi selbst dabei im Spiele war;
Genug ein heimliches Verlangen,
Ein leidenschaftlich ungestümer Trieb
Schien in der höhern Gluth der Wangen
Sich zu verkündigen. Mit süßem Schmachten blieb
Ihr Engelsblick am holden Freunde hangen;
Auch mischte, gleich geschickt zum Zoll der Lust und Pein,
Mitunter sich ein krampfhaft Lächeln ein,
Blandino faßte sich und legte unbefangen
Ihr einen Zweigesang zur Wechselübung vor;
Doch jeder Ton aus ihrer Lunge
Glich einem Seufzer, der mit immer kürzerm Schwunge
Im decrescendo sich verlor!

Und als nun gar die Worte kamen:
„Es fragt in ihrer reinen Gluth
Die Liebe nicht nach Rang und Namen,
Und wäget nicht nach Gold und Gut!"
Da schien im wilden Kampf ihr Busen sich zu dehnen;
Ihr Innerstes zerschmolz in Schmerz und Lust!
Und ihrer selbst sich länger nicht bewußt,
Sank sie mit einem Strom von Thränen
Und glühendem Gesicht an des Geliebten Brust! —

Doch wie vermöcht' ich jetzt, Erstaunen und Entsetzen
Getreu zu schildern! — Nein, so trieb der Liebesgott,
So weit trieb er noch nie sein hämisches Ergötzen!
So weit noch nie den schadenfrohen Spott! —
Der Harfner wand, als ihn Rosinens Arm umstrickte,
Sich zitternd los — warf sich zur Erde hin —
Entblößte seine Brust und ach! was sie erblickte,
War — Fleisch von ihrem Fleisch — und zwar im engsten Sinn! —
Vor Scham und Schrecken blieb Rosine
Mit halbgeschloßnem Blick wie festgewurzelt stehn;
Indeß der braune Schalk mit einer Märtyrmiene
Sich rüstete, ihr Mitleid anzuflehn.

„Verzeihung!“ rief er aus und hielt ihr Knie umschlungen:
„Verzeihung für den sträflichen Betrug!
Lang' hab' ich fruchtlos mit mir selbst gerungen;
Nicht freie Wahl ersann die Maske, die ich trug;
Ein widriges Geschick hat mir sie aufgedrungen!
In weiter Ferne liegt mein väterliches Haus;
Hartherzige Geschwister und Verwandte,
Die zu verhaßtem Ehebande
Mich zwingen wollten, scheuchten mich hinaus.
Und heimathlos, voll Gram und Unbehagen
Durchirr' ich nun seit mehr als hundert Tagen
Mit diesem Harfenspiel die Welt;
In einem Aufzug, der, ich möchte sagen,
Nur in der einen Rücksicht mir gefällt,
Weil er vor manchem, was auf ein' und andre Weise
Ein schwaches Weib, zumal auf einer Reise,
Bald da, bald dort bedroht, mich ziemlich sicher stellt!“

Dies, und noch mehr, woraus wir Reime zu verfassen
Nicht Willens sind, und was wir Euch mithin,
Wie Vater Wieland sagt, erlassen;
Trug Hildegard mit redelust'gem Sinn,
So flüchtig und verworren eben,

Und schlechter noch, wo möglich, stylisirt,
Als wir die Probe Euch gegeben,
Rosinen vor aus ihrem Wanderleben,
Die halb erbittert, halb gerührt,
Sich bei dem schrecklichen Verluste,
Den sie erlitt, mit aller Mühe kaum
Zu trösten und zu fassen wußte.

Allein wie jeder schöne Traum,
Der Frühlingsgrün und Aerndtegarben
Auf winterliche Flächen malt,
Und dessen Wiederschein uns immer noch umstrahlt,
Wenn er bereits entflohn, mit immer schwächern Farben
Den Nebelflor der Gegenwart umsäumt;
Bis uns zuletzt von seinem Feenwesen
Kaum die Erinn'rung bleibt, daß wir — geträumt;
So fing auch sie, vom Rausch der Liebe zu genesen,
Allmählig an und fand es ungeräumt,
An einem Schattenbild jetzt länger noch zu hangen,
Das für das stillverzehrende Verlangen,
Und wenn ihr auch das Herz darüber brach;
So wenigen Ersatz versprach!

Zwar blieb, da ziemlich weit das Uebel schon gediehen,
Ein scharfer Dorn in ihrer Brust zurück;

Und bei so wenigem Geschick,
Als Hirsebrei besaß, um ihn herauszuziehen,
Hätt' eine ähnliche Gelegenheit
Leicht ernst're Folgen haben können! —
Bekanntlich sind, sobald die Noth gebeut,
Die reine Wahrheit zu bekennen,
Nicht alles Weiber, die sich Männer nennen!
Auch findet, um mit wilder Liebespein
Ein unverwahrtes Herz zu quälen,
Asmodi sich nicht stets auf Künstlersocken ein.
Doch es besaß — wiewohl den leichtgereizten Seelen
Phosphorischer Natur im Grunde beizuzählen —
Rosine von dem feinen Ton der Zeit
Ein zu geringes Maaß, um die Gelegenheit
Zu neuem Liebesspiel vom nächsten Zaun zu brechen,
Und, statt noch einmal fehl zu stechen;
An einem Gegenstand solid'rer Zärtlichkeit
Ihr widriges Geschick auf frischer That zu rächen.
Und was am meisten sie im Gleise hielt: es ward
Allmählig zwischen ihr und Hildegard,
Der es, um Abenthen'r von immer neuer Art
Rosinen täglich mitzutheilen,
An Stoff und Muße nie gebrach,
Ein Freundschaftsbund geknüpft, der wenigstens einst-
weilen
Zerstreuung ihr und Zeitvertreib versprach.

Was Wunder, da ein Wort das andre pflegt zu geben,
Wie man im Sprüchwort sagt; daß nebenbei
Mitunter auch auf unsern Hirsebrei,
Und nicht zu seinem Vortheil eben,
Die Rede kam; und daß Rosine dann
Für manches, was an diesem Ehrenmann
Ihr feuriges Gemüth nicht sonderlich erbaute,
Und was sie ehemals kaum Seufzern anvertraute,
Jetzt, dem geneigten Ohr der Freundin zugewandt,
Allmählig Wort und Sprache fand!

„Nein," rief einst Hildegard, „das glaube mir, ich wüßte
Wohl, was ich thäte, wenn ich Tag und Nacht
An einem solchen Klotz von Mann mich ärgern müßte!
Drei Tagereisen weit — wie bald sind die gemacht! —
In einer wilden Felsenhöhle
Am Meeresstrand
Wohnt eine weise Frau, Rorilia genannt;
Die weiß für alles Rath, was irgend Leib und Seele
Bekümmern mag, die dreht dir alles um,
Macht Krummes g'rad und G'rades krumm,
Den Dummen götterklug, den Klugen eselsdumm;

Formt Hobelspän' und Lindenblätter
Zu einem Strauch, woran die Pfirsche reift,
Enthüllt die Zukunft und verkauft
Aus einem Sack dir Sturm und Hagelwetter,
Dir Mond- und Sonnenschein, wie es dein Herz
begehrt.
Was sollte sie, der, wie die Sage lehrt,
Die Kräfte der Natur sich knechtisch fügen müssen;
Just für das widrige Geschick,
Das deine Tage trübt, nicht Rath zu schaffen wissen!"
Verwundert hing Rosinens Blick
An der Erzählerin; es kehrten Stück vor Stück
Jetzt all' die bunten Siebensachen
Von Gnomen, Hexen, Feen und Drachen,
Die, wie Ihr wisset, einst das Glück
Gehabt, ihr weidlich zu behagen,
So klar und frisch, wie sie die Mutter vorgetragen,
In das Gedächtniß ihr zurück.
Groß schien ihr die Gefahr, solch einen Schritt zu wagen,
Doch lockend auch zugleich; kurz, eh man sich's versah,
War Klausnerin Norilia —
Ob sie zum Feen- oder Hexenorden
Zu zählen sey, galt vor der Hand
Vollkommen gleich — zum Gegenstand
Des täglichen Gesprächs geworden.

Kraft dessen hatte denn, noch eh im Festgewand
Der Frühling kehrte, in Rosinens Seele
Sich der Entschluß befestigt, Hand in Hand
Mit Schwester Hildegard, zur wilden Felsenhöhle
Hinabzuziehn; denn Hildegard erbot
Mit einem Ueberguß von tausend Zärtlichkeiten,
Sich ohne weiteres, und ging' es in den Tod!
Durch Dick und Dünn sie treulich zu begleiten. —
„Und kann wohl Hirsebrei für ein Bemühn,"
Rief sich Rosine zu, „das meist zu seinem Besten
Gereichen soll, mir scheele Mienen ziehn?" —
Kurz als mit süßen Melodien
Die Nachtigal in des Hollunders Aesten
Den jungen Lenz besang, stahl sie um Mitternacht
Sich einst von ihres Gatten Seite;
Das Reisebündel ward gebracht,
Auch gab die Harfe das Geleite;
Und königlich vergnügt, wie klug sie es gemacht,
Gewann sie Arm in Arm mit Hildegard die Weite

Hans Hirsebrei erwachte ziemlich spät,
Begann gemächlich sich zu recken und zu dehnen;
Und als er hin und her den düstern Blick gedreht
Rosinen zu erspähn, fing er mit lautem Gähnen

Sich zu verwundern an, daß sie nach altem Brauch
Noch nicht erschien, um ihn und seinen Bauch
Geschäftig aus dem Bett zu schroten.
So hatte sie ihm stets, indeß er still
Noch in den Federn lag, den Morgengruß entboten. —
Ei, dacht' er endlich, was das sagen will,
Errath' ein Andrer! und mit lauter Stimme
Rief er nach ihr; umsonst! kein Mäuschen rührte sich!
So muß ich wohl, fuhr er mit sanftem Grimme
Zu denken fort, versuchen, wie ich mich
Aus eigner Kraft vom Lager schwinge,
Und mit Verachtung der Gefahr
Mich glücklich auf die Beine bringe! —

Die Noth lehrt beten; ja sie lehrt sogar,
Wie Hirsebrei's Versuche zeigen,
Mitunter aus dem Bette steigen!
Denn wirklich glückt' es ihm, indeß bei seinem Fleiß
Sich nach wie vor im ganzen Hause
Kein Laut zu regen schien, nach mancher schwülen Pause,
Nach manchem Stoßgebet und manchem Tropfen
Schweiß,
Sich nach Verlauf von wenig Stunden
In seine Morgentracht vom Fuß zum Kopf
Gehüllt zu sehn; — und hätt' auch mancher Knopf,

Daß ihm sein Recht nicht ward, zu klagen Grund gefunden;
Blieb auch manch Schleifchen ungebunden;
Der Schuhriem undurchdornt und faltenreich der Strumpf;
Er konnte doch — so hoch pflegt ein gelungnes Streben,
Von ungemeiner Art, den Menschengeist zu heben!! —
Nicht ohne heimlichen Triumph
Den Augenblick sich denken, da Rosine,
Zurückgekehrt von ihrem Gang in's Grüne,
Vor seinem Angesicht erschiene;
Wie mit Beschämung sie alsdann in jedem Zug
Es klar und deutlich lesen solle,
Daß ihr Gemahl, sich selbst genug,
Ob der versäumten Pflicht nicht im geringsten grolle! —

Allein der Schattenstift des Sonnenzeigers wies,
Allmählig fortgerückt, schon auf die zwölfte Stunde;
Es hielten Knecht und Magd bereits die Tafelrunde,
Indeß sich von Rosin' und Hildegard — sie hieß
Blandino noch in seinem Munde —
Nicht das Geringste blicken ließ.

Jetzt fing sein Herz gewaltig an zu klopfen;
Die Glieder weigerten allmählig, wie geschient,
Ihm ihre Thätigkeit. Auch hätten Hofmann's Tropfen
Und Unzer's Pulver hier zu weiter nichts gedient,
Als Fleisch und Blut noch ärger zu verhetzen,
Und bei dem Unglück, das er ahnend sah,
Methodischer, als es von selbst geschah,
Den Leidenden in Schweiß zu setzen! —
Die Sonne senkte sich; man sah
Schon um ihr Herrenrecht sich Tag und Dämm'rung streiten;
Es kam der Mond mit vollem Angesicht
Am Horizont herauf — allein Rosine nicht!
Nun ward es ihm zu arg! Entlegne Weiten,
Die seiner Gegenwart bisher sich nie erfreuten,
Durchstrich er unruhvoll. Ein grauenvolles Licht
Begann er über das verwegene Gezücht,
Je mehr er grübelte, je heller zu gewinnen.
„O daß man doch mit fünf gesunden Sinnen
So plump, so plump zum Narren werden muß!
Was zweifl' ich noch! der Schuft von Musikus
Hat sie behext und ist mit ihr davon gelaufen!"
So rief er und begann in wüthendem Verdruß
Die Haar' am Vorderhaupt sich schockweis auszuraufen.

Allein der Schmerz am Kopf, der ungewohnte Zug;
Der Thau nicht minder, der den Abend über
Ihm naßkalt durch die Socken schlug,
Verdrängten nach und nach das wilde Fieber
Des aufgereizten Zorns; die feiste Brust verfing
In dicken Seufzern sich, und seine Tollwuth ging
In sanftere Verzweiflung über!

Wie sehr sein ganzes Herz an der Vermißten hing,
Ward noch begreiflicher, als er zur Geisterstunde
Sich schlummerlos von seinem Lager wand,
Dann klirrend mit dem Schlüsselbunde
Das ganze Haus durchzog: mit ungestümer Hand
Sich alles öffnete, was er verschlossen fand,
Vor allen Ritzen, allen Spalten
In Gram und Sehnsucht spähend stand,
Und wie ein — — ja da hapert's! schwer wird's halten
Um ein erschöpfend Bild! falls etwa nicht der Geist,
Der sich, ein Schatten zwar, doch tonnenhaft gerundet,
Im travestirten Hamlet findet,
Aus der Verlegenheit uns reißt! —
Genug, er konnte Trost und Ruhe nirgends finden;
Vermeinte jetzt vor Weinen zu erblinden,
Jetzt, sich die Lungensucht vor Seufzen zuzuziehn;
Bis durch das Fenster ihm der junge Morgen schien

Und er, erschöpft vom vielen Grämen,
In einen Schlaf verfiel, der bleiern erst entschwand,
Als hoch im Mittag schon die liebe Sonne stand.
Es darf daher Euch gar nicht Wunder nehmen,
Daß er den Schmerz, bei dem er Morgens stehen blieb,
Am Abend keineswegs vergessen;
Daß er vielmehr gleich nach dem Mittagessen
Sein Klagewerk von neuem trieb!
Ja daß man ihm sogar im düstern Mondenscheine
Zum Kirchhof wandeln und allda
Bis Mitternacht auf einem Leichensteine
Siegwartisirend sitzen sah!

„Was aber hilft es mir," rief er am dritten Morgen
Nach Röschens Flucht, „wenn ich auch jahrelang
Mich abkastei' in Gram und Sorgen?
Sie sitzt und kümmert sich, nach Wunsch geborgen,
Wohl keinen Pfifferling um meinen Sturm und Drang!
Nein, müßt' ich auch die ganze Welt durchtraben;
So zwecklos will ich mir die Haare nicht gerauft,
So wohlfeil soll sie sich die Schande nicht erkauft,
So ungeahndet nicht mich übertölpelt haben!" —

Er sprach's, und packte Medizin
Für Gicht und Magenkrampf und jede Art von Fieber
In seinen Reisesack, umschnallte wild und kühn
Die Hüften sich mit einem Reisehieber,
Rief dann das Hausgesind herbei,
Dem ob der Fährlichkeit, der Bayard-Hirsebrei
Sich unterzog, die Augen übergingen,
Und gab Bescheid, was für den nächsten Mai
In Feld und Haus theils zu vollbringen
Und theils zu unterlassen sey.
Drauf ließ er sich, nicht ohne Furcht und Beben,
Sammt seinem Mantelsack auf einen Esel heben;
Hielt, bis er erst das Gleichgewicht gewann,
Sich wechselnd fest an Hals und Ohren;
Gab ihm den Sporn, und plötzlich hatte man
Das ungverbundne Paar aus dem Gesicht verloren.
Bekümmert sah die Dienerschaar
Den Brotherrn und den Esel scheiden,
Und niemand wußte, wer von Beiden
Am meisten zu beklagen war? —

Sechs Tage lang, die ihm sechs Jahre schienen,
Ritt er, wie ihn des Esels Willkür trug,
Im Land umher, und fand Rosinen
Die Hüll' und Füll' auf seinem Schneckenzug;

Allein die rechte war nicht drunter!
Ein wild'res Ansehn auch bekam jetzt nach und nach
Der Weg, auf dem er ritt; es ging bergauf, berg-
unter:
Und Dorngestripp, das ihn bald vorn, bald hinten stach,
Verknorrtes Wurzelwerk und zähe Schlingkrautsranken
Versperrten ihm die Bahn. Daß er den Hals nicht
brach,
Das hatt' er lediglich dem Esel zu verdanken!
So kam er tiefer stets in das Gebüsch hinein;
Doch statt, wie er gehofft, aus diesen Irrgewinden
Vor Sonnenuntergang den Ausweg noch zu finden,
Sah er vielmehr, zu seiner Seelenpein,
Des Weges letzte Spur im dürren Moos verschwinden.
Jetzt sank ihm ganz der Muth! Wie war in dieser
Noth,
In dieser Fährlichkeit zu helfen und zu rathen? —
Bald starr vor Schreck und Angst, bald schwitzend wie
ein Braten,
Stieg er vom Esel ab. Er sah im Abendroth
Des Busches Gipfel schon sich färben;
Und falls er Lust gehegt, sich durch den Hungertod
Die Märtyrkrone zu erwerben;
Gewährte wohl dazu kein Ort ihm weit und breit
So schickliche Gelegenheit! —

Hans Hirsebrei, in seinen Schmerz verloren,
Warf kummervoll sich auf das dürre Moos;
Und sympathetisch hing in seinen Schooß,
Nicht minder mißmuthsvoll, der Esel ihm die Ohren.
„O," seufzte jener laut: „o wär' ich nie geboren!
Ich Narr, der ich so abentheuerlich,
Weil ein verhextes Weib mir aus dem Hause rannte,
Mich gleich eräschern muß! — Ja prügeln möcht' ich
mich!" —
Bei diesen Worten drasch er mit der stumpfen Kante
Des Reisehiebers mörderlich,
Indem er fort und fort sich einen Tölpel nannte,
Auf den erschrocknen Esel los;
Und Y — ah! rief die Rosinante.
Doch eh er noch den Irrthum und Verstoß
In Rücksicht der Person erkannte;
Hört' er — war's Krächzen oder Krähn?
Das wußt' er nicht — ein gellend Bravo! schallen,
Und sah mit einemmal, wie aus der Luft gefallen,
Ein altes Mütterchen an seiner Seite stehn. —
O daß man doch die Nymphe malen könnte,
So wie sie, drohend halb — halb sich ergötzend, stand!
Und wie in ihr, was uns an Seehund, Molch und Ente
Als wesentlich erscheint, zum Ganzen sich verband!
Mit einem Fell von grauem Pergamente,

Mit vorgetriebner Stirn, verschrumpftem Wangenpaar,
Halbreifem Zwickelbart, zinnoberfarbnem Haar
Und einem Riesenkropf, der es ihr nie vergönnte,
Den Stelzfuß, der ihr angeboren schien,
So spaßhaft schwang sie ihn im steten Luftgefechte,
Mit ihrem linken Aug' — verpflastert war das rechte —
In näheren Betracht zu ziehn. —
Hans Hirsebrei, wiewohl ihm in dem Drange
Des ersten Schrecks, anstatt mit dieser Unholdin,
Vor einem Rendez-vous mit einer Klapperschlange
Nicht halb so sehr im Innersten gegraut;
Ermannte sich so gut, als man von einem Reiter,
Der nun sechs Tage schon Gesundheit und so weiter
Den Launen eines Esels anvertraut,
Erwarten kann, und dacht', als er sie recht beschaut:
„Parbleu! wenn die, nach Hexenetiquette,
Auf einem Besenstiel zum Blocksberg jagt;
Die wird vom Teufel selbst, ich wette!
Nicht nach Patent und Paß gefragt!" —
Doch um den Spaß so kurz, als möglich abzumachen,
Frug er nach Weg und Steg aus diesem Labyrinth;
Die Alte schneuzte sich und rief mit Lachen:
„Das geht, mein werther Herr, das geht nicht so
geschwind!

Der Wald, worin ihr seyd, ist, muß ich Euch nur sagen,
Von eigner Art; nicht vorwärts, noch zurück
Gibt's Rettung mehr für den, den einmal das Geschick
In seine Mitte hat verschlagen."

Der Ritter sah bei diesem Donnerwort
Den Esel grimmig an! —
„Das," fuhr die Alte fort,
„Das aber darf, nun da Ihr mich getroffen,
Euch nicht mehr kümmern, denn mir steht der Ausgang offen.
Ihr dauert mich! die Miene, die Ihr macht,
Ist ganz geschickt, selbst einen Stein zu rühren;
Und wenn Ihr mir versprecht, Euch ehrbar aufzuführen;
So biet' ich Euch ein Obdach für die Nacht
In meiner Höhle an; nur müßt Ihr Euch bequemen,
Mich und den Sack voll Kräuter hier
Auf Euern Esel mitzunehmen." —
Was blieb zu thun? die Nacht war vor der Thür!
Hans Hirsebrei entschloß sich männlich, reichte
Der Alten seine Hand und half ihr nach Gebühr,
Bis sie im Sattel saß; er selber keuchte,
Mit allen Vieren dann sich helfend, hintenauf,
Und vorwärts ging's in munterm Lauf! —

Der arme Leidensmann empfand gar bald im Stillen,
Jetzt durch den Kräutersack, auf dem er schwankend saß,
Jetzt durch die Alte selbst, von seinem guten Willen
Die Unbequemlichkeit! So oft im Haidegras
Der Esel stolperte, gerieth ihr Haarwuchs mitten
Ihm in's Gesicht; auch noch auf andre Art
Bewies sie wiederhohlt, daß auf die guten Sitten
Von ihrer Seite just nicht streng gehalten ward!
Ihr Hintermann benahm bei so viel Kümmernissen
Sich wie ein Mensch von Lebensart;
Er schwieg und war mit allem Ernst beflissen,
Des Zornes Herr zu seyn, obgleich das Ungethüm
Ihn recht methodisch schrob; allein bald wäre ihm
Der Faden der Geduld gerissen;
Als unvermerkt, der Himmel weiß, woher!
Sie einen Pfeifenstumpf nebst Zubehör
Hervorzog, Feuer schlug und drauf den Galgen-knaster,
Sobald er dampfte, frank und frei
Ihm in die Augen blies! — „Ach!“ dachte Hirsebrei;
„Womit hab' ich's verdient, daß dieses alte Laster
Just zu derselben Zeit, da ich den Fuß
Hier in den Wald gesetzt, botanisiren muß?

Ihr Göttrr, soll ich noch auf Erden länger wallen;
So schafft, erbarmungsvoll bei meinem Ungemach,
Dies Weibsbild mir vom Hals! denn meiner Ahnung nach
Befreit und rettet ihr mich aus des Teufels Krallen!" —

Indem er noch so klagte, stand,
Weil eine schroffe Felsenwand
Ihm überall den Paß verstopfte,
Der Esel plötzlich still. Die Alte klopfte
Den Pfeifenkopf am Stelzfuß aus,
Pfiff dreimal dann durch den gekrümmten Finger,
Und rief mit heiserm Ton: „mein Herr, wir sind zu Haus!"
Sie stiegen ab. Ein langer Zwinger,
Der durch den Felsen lief, nahm, kaum drei Ellen breit,
Die Wandernden in seine Dunkelheit.
Und während Hirsebrei noch einmal Leib und Seele
In aller Engel Schutz empfahl,
Gelangten sie in eine weite Höhle,
Verziert mit Muschelwerk und Bildern ohne Zahl.
„Ihr seht hier meinen Speisesaal!

Rief ihm die Alte zu; „doch wenn Ihr nicht bis morgen
Vom Winde leben sollt, — und das würd' ich mir nie
Verzeihn — so muß ich fort, die Küche zu besorgen,
Ihr könnt indeß die Bildergallerie —
Und, unter uns gesagt, sie ist nicht zu verachten! —
Ein wenig näher Euch betrachten.“ —
Eilfertig schlüpfte sie durch eine Seitenthür
Und plötzlich sah im schaurigen Revier
Sich unser Freund allein. Schwer war es zu entscheiden,
Ob Hitze oder Frost zum Lärm, der für und für
In den erschlafften Eingeweiden
Bald da, bald dort sich spüren ließ;
Ob Hunger oder Angst das Meiste beigetragen!
Genug Hans Hirsebrei war voller Mißbehagen!
Es stand, wie sichs bereits aus allem schon erwies,
Was er den Weg entlang von diesem Weib ertragen,
Ihm eine Nacht bevor in diesem Felß verließ,
Die weder für Gemüth noch Magen
Ihm viel Erfreuliches verhieß.
Wer aber malt sein schauriges Ergötzen,
Als er den Blick jetzt nach den Flimmerschätzen
Der Wänd' erhob, und ihm, mit seltnem Farbenspiel,
Ein weiblich Bildniß in die Augen fiel!

Das, recht gemacht, ihn außer sich zu setzen,
Im Morgenrothe wunderbar zu glühn,
Und rings umher die Nebenwände
Mit seinem Glanz zu überleuchten schien!

Hans Hirsebrei klopft staunend in die Hände,
Wischt sich die Augen; doch die Täuschung will nicht fliehn!
Wie fern, wie nah er tritt; es ist und bleibt — Rosine!
Rosine, wie sie leibt und lebt!
Mund, Nase, Stirne, Blick und Miene,
Das Lächeln selber, das auf ihren Lippen schwebt;
Kurz alles, alles läßt mit Sicherheit ermessen:
Sie hab' in eigener Person
Zu diesem Wunderbild gesessen!

Laut seufzend steht des Unglücks feister Sohn,
Laut seufzend bald vor Schmerz, daß sich die Engelseele
So sträflich losgesagt von aller Scham und Zucht;
Und bald vor Lust, daß er in dieser Bärenhöhle,
Worin er seines Orts sie just zuletzt gesucht,
In einem Reiz, wovon ihm das Gesicht erblindet,
So unverhofft, obwohl nur unter Rahm und Glas,
Die Heißersehnte wiederfindet!

Doch während er hierauf noch weiter sich vergaß;
Und der gemalten Frau treuherzig offenbarte;
Wie er in Leid und Gram, mit ungeschornem Barte
Bereits sechs Tage lang auf einem Esel saß,
Und weder Zeit noch Mühe sparte,
Und jenem Spielmann, der so schändlich ihn
betrog,
Die Gurgel umzudrehn; erschien das Abendessen,
Und nach dem Broden zu ermessen,
Der würzig durch die Lüfte zog,
So zauberisch für Gaum und Magen;
Daß der Sermon, wozu der Geist ihn trieb,
Im Fluß gehemmt und kaum zur Hälfte vorgetragen,
Ihm in der Kehle stecken blieb! —

Jetzt gäb' es reichen Stoff, umständlich zu erzählen,
Wie gütlich Hirsebrei sich hinterm Tische that;
Und wie ein Umstand nur: das Wählen
Bei seinem Appetit ihm in die Quere trat.
Denn was der Ozean Kostbares hegt und hat:
Seespinnen, Hummer und Makrelen,
Schildkröten, Austern, Rüssel-, Thaun-,
Stock-, Klipp-, Schell-, Messer-, Nadel-, Braun-,
Trompeten-, Trommel- und Fünffingerfische,
Trug nach und nach in lieblichem Gemische

Ein dienend Gnomenpaar herein!
Und hätt' es unserm Gast, seitdem im wilden Hain
Die Kräutersammlerin ihm plötzlich zugesprochen,
Nicht um und um bereits nach Zauberei gerochen;
Er würde durch die Schnelligkeit allein,
Mit der sich solch ein Göttermahl bereitet,
Auf den Verdacht gekommen seyn,
Daß eine Wunderhand den Küchendienst geleitet.
Rorilia — denn daß sie selbst es war,
Ist aus dem Gang, den die Geschichte
Bereits genommen hat, Euch allen offenbar —
Saß, während von der Wucht der lockendsten Gerichte
Beinah die Tafelplatte brach,
Mit höchst gleichgültigem Gesichte;
Und merkte kaum, dem Anschein nach,
In welchem vortheilhaftern Lichte
Bei jeder neuen Fracht sie ihrem Gast erschien!
Allmählig las man jetzt in Hirsebrei's Geberden,
Daß ihm, auch bei dem redlichsten Bemühn,
Zu fernerem Genuß nicht fern're Kraft verliehn!
Und wer da weiß, wie bis zum Rasendwerden
Sein ganzes Wesen an Rosinen hing,
Wird sicher keinen Zweifel hegen,
Daß er auf's neue jetzt, des Wunderbildes wegen,
Sich in Betrachtungen verfing,

Und daß er, da sein Sinnen und Erwägen
Ihm nicht in's Klare half, zuletzt sogar
Die Wirthin selbst, die ihm, trotz ihrer rauhen Kruste,
Einträglicher bereits geworden war,
Und die auch überhaupt am besten wissen mußte,
Wie sie dazu gelangt, um nähern Aufschluß bat.

„Was sollt' ich nicht," erwiederte die Alte,
„Mit Freuden thun, wozu ich in der That,
Selbst ohne Euern Wunsch, mich schon verpflichtet halte?
Ihr seht — das Bildniß einer — einer Frau" —
Dies sagend hustete, weil von dem Kabeljau,
Den sie so eben noch zum Nachtisch vorgenommen,
Vermuthlich eine Grät' ihr in den Hals gekommen,
Sie das Gesicht sich braun und blau.

Das Bildniß einer Frau, und einer schönen
Frau!"
Rief Hirsebrei halb seufzend, halb beklommen
Vor Angst und Ungeduld; „das glaub' ich Euch auf's
Wort;
Allein" — — „Die," fuhr die Alte fort,
„Sich in der Jugend Blüthentagen,
Aus Leichtsinn oder Unerfahrenheit
Mit einem Mann vermählt, der, im Vertrau'n zu sagen,

Sich keiner andern Zärtlichkeit
Bewußt ist, als für seinen Magen;
Und sich mit schläfrigem Behagen
Befriedigt fühlt, wenn er an Speck und Schmalz
gedeiht!
Nun frag' ich Euch, ob nicht ein Leben in dem Spittel
Beneidenswerther scheint, als in der Ehebucht
Bei einem solchen Dachs? — das einz'ge Rettungs-
mittel
Aus diesem Drangsal war die Flucht!
Sie flog in meinen Arm, vom Kummer zu genesen;
Und daß mein Zauberstab, der alle Leiden stillt,
Nur ihren eignen Wunsch erfüllt,
Ist noch in ihrem Blick zu lesen;
Sie ward dem Kenneraug' ein schöngemaltes
Bild;
So wie sie es zuvor schon ihrem Mann gewesen!" —

„Ich Unglückseliger! ich tölpelhafter Thor!"
Rief Hirsebrei im peinlichsten Tenor;
„Ich selbst, ich bin der Mann, von dem Ihr da
gesprochen!
Weib, Engel, Teu — wer du auch seyst;
Das Fürstenmahl auf diesem Tisch beweist,
Daß du im Backen und im Kochen

Den Meister suchst! o wenn mein Gram dich rührt,
So mache, daß von deinem Zauberstabe
Auch mein Gemüth wohlthät'ge Wirkung spürt!
Kein Preis ist mir zu hoch! nimm meine ganze Habe,
Den Esel obendrein; nimm alles Stück vor Stück,
Und gib Rosinen mir zurück!"

„So sehr es," rief, mit kaum verstecktem Lachen,
Norilia; „so sehr es mich auch freut;
In dieser Abgeschiedenheit
Mit Euch persönliche Bekanntschaft noch zu machen;
So kann ich doch in diesem Punkt allein —
In allen andern möcht' es gern geschehen —
Für dieses Mal Euch nicht gefällig seyn!
Und säh' ich Euch mit Eurem Flehen
Und Seufzen Mühlenflügel drehen;
Und würdet Ihr vor Gram, wie Niobe, zum Stein! —
Dem Zauber, dessen Wirkung Ihr gesehen,
Ward unter Blitz und Donnerknall
Das Siegel aufgedrückt; und nur in einem Fall
Versinkt die Scheidewand, die von Rosinen
Euch streng und unerbittlich trennt:
Wofern Ihr Euch entschließen könnt,
Sechs Monden lang als Sklave mir zu
dienen!" —

„O," fiel der Gast, dem wohl die Virtuosität,
Mit der die Alte fort und kochte,
Noch in Gedanken schweben mochte,
Ihr hastig in das Wort; „damit Ihr seht,
Daß, um in den Besitz Rosinens mich auf's neue
Versetzt zu sehn, ich keine Opfer scheue;
So leist' ich gern, — denn sicher fordert Ihr
Nichts Uebermenschliches von mir —
Als Diener Euch den Eid der Treue.
Wo fänd' ich sonst, ich Aermster, Trost und Ruh,
Als in Rosinens Arm!" —
„Ich rath Euch nicht dazu!"
Versetzte sie mit warnender Geberde;
„Denn kein Galeerensklav, damit Ihr alles wißt,
Erduldet binnen Jahresfrist
Nur halb so viel von Trübsal und Beschwerde,
Als hier, wofern Ihr nicht nach besserm Loose greift;
Vom Aufgang bis zum Niedergange;
Sich über Euch zusammenhäuft. —
Doch es verkündigt schon mit gellendem Gesange
Mein Hahn den nahen Tag! das Lager ist bereit;
Dort steht's Euch frei, ganz nach Bequemlichkeit,
Was Ihr im Sinne hegt, zu überlegen.
Das aber merket Euch: Hab' ich den Zaubersegen

Gesprochen über Euch; so kann, bis daß die Zeit
Verlaufen ist, aus dieser Dienstbarkeit,
Die Ihr freiwillig wählt, Euch nur der Tod befreien!"

Hans Hirsebrei verfügte sich sofort
Nach seiner Lagerstatt, um ungesäumt alldort
Der ferneren Betrachtung sich zu weihen.
Allein von Alters her hatt' er es in der Art,
Daß, wollt' er denken oder Pläne machen;
Er stets das Opfer eines Zustands ward,
Der seltsam zwischen Schlaf und Wachen
Sich mitten innen hielt; so war's auch heut der Fall.
Er würd' indeß, da er als eifriger Vasall
Des Magens sich bewährt, im leidlich weichen Bette
Zuletzt entschlummert seyn; wenn nicht ein heft'ger Knall
Ihn, just zur rechten Zeit noch, aufgemuntert hätte.
Erschrocken fuhr er auf und rieb mit Ungestüm
Die Augen sich. — In rosenhafter Helle
Erschien die öde Felsenzelle,
Und — o des Wunderwerks! — Rosine stand vor ihm!
Ein himmelblau Gewand umfloß die schönen Glieder;
In braunen Locken wallt' ihr Haar
Zum Silbergürtel zwanglos nieder.

Ganz zeigte sie sich ihm, wie einst sie zum Altar
Als Braut mit ihm getreten war;
Nur schien in ihren milden Blicken
Sich ein geheimer Zug von Mißmuth auszudrücken,
Als leisen Tons zu dem erschrocknen Mann
Sie folgendergestalt begann:

„Wie, Hirsebrei, du könntest lange
Noch mit dir selbst zu Rathe gehn,
Da es bei dir nur steht, nach kurzem Sklavenzwange,
Wie es dein Herz begehrt, entzaubert mich zu sehn?
Ermanne dich! es soll im Sitz der Plagen
Mein Bild dir hülfreich nahn, das Schlimmste zu ertragen!
Und wandellos und paradiesisch rein,
Nach überstandnen Prüfungstagen,
Wird unser Glück und unsre Liebe seyn!" —

Ein zweiter Donnerschlag erschütterte die Wände;
Rosinens Rede war zu Ende,
Und der erschrockne Mann, so gern er nebenbei
Erkundigung sich eingezogen,
Was denn bei all' der Zauberei
Blandino's Loos gewesen sey?
Sah sich auf's neu' in seinem Felsenbogen

Von dichter Finsterniß umhüllt.
Es hatt' indeß Rosinens Zauberbild
Zu mächtig ihn gerührt; und als, mit güldnem Prangen
Aus Thetis Schoos hervorgegangen,
Der Sonnengott am Himmel Stand gefaßt,
Erfuhr Rorilia von ihrem feisten Gast,
Er sey entschlossen, sich auf Tod und Leben
Den Fügungen des Schicksals zu ergeben.

Die Alte, die indeß auf einem Beine stand,
Und — nebenher gesagt — sich ungemein gewandt
Um ihre eigne Achse drehte,
Sprach sieben mystische Gebete,
Gab mit dem Stelzfuß, den sie eben angeschnallt,
Dann sieben Stöße noch ihm in die Kreuz und Quere,
Und vor der gräulichen Megäre
Stand Hirsebrei in Knechtsgestalt. —

Ich würde bei den Leserinnen,
Die ihren Reiz durch ihr Gefühl erhöhn,
Mir sicher schlechten Dank gewinnen;
Wollt' ich die Leiden selbst, die, kaum zu überstehn,
Den streugbewachten Dulder quälen,
Jetzt alphabetisch hererzählen!

Wie er, sobald die Schatten sich zerstreun,
Mit nüchterner Natur, schon Mörtel und Gestein
In feuchtem Felsenbruche hauen,
Und nach entfernten Höhn, ein zweiter Sisyphus,
Auf seinen Schultern dann die Beute fördern muß,
Um eine Grotte dort nach Vorschrift zu erbauen;
Wie er, wenn scheitelrecht die Sonn' am Himmel glüht,
Und er, von Dornen wund gerissen,
Mit Kolb' und Axt nach Hause zieht,
Ein Mittagsfutter vor sich sieht,
Das mit den frühern Leckerbissen,
Die an demselben Platz ihm lieblich zugeweht,
Im scherzendsten Contraste steht;
Wie er des Nachmittags auf sumpfigt öden Flächen
Bald Dämme werfen und Kanäle stechen,
Bald fern am Seegestad', in Mißmuth und Verdruß,
Zerrißne Fischernetze flicken,
Und statt am Abend dann durch den Genuß
Der Ruhe sich ein wenig zu erquicken,
Korilien, die auf dem Meeresrücken
Noch eine Lustfahrt hält, als Bootsknecht rudern
muß! —
Mit einem Wort! den Mann, den Ihr vor wenig Tagen
Im Lehnstuhl noch gemächlich schnarchen sahtt,
Hat eine Unholdin am Drath,

Und lehret ihn mit hämischem Behagen,
Lautpochend auf ihr Herrenrecht,
Als Steinmetz und als Ruderknecht,
Dem alten Adam zu entsagen.

Wie schrecklich ihm zuerst der neue Stand gedäucht,
Ist jedem klar, der mit dem Seelenfrieden,
Worin er früher schwamm, nur flüchtig ihn vergleicht.
Doch fest besteht der Satz: die Noth hilft Eisen schmieden,
Und auch das schwerste Joch wird durch Gewohnheit leicht!
Schon nach Verlauf der ersten Wochen
Ging rasch und rascher ihm die Arbeit von der Hand,
Und wie er sonst dabei in Thränen ausgebrochen,
Ward jetzt von ihm der Vortheil froh erkannt,
Der aus der Thätigkeit für Seel' und Leib entstand.
Denn neue Lebenskraft durchströmte seine Glieder,
Des trägen Fettes Ueberfluß verschwand!
Ermüdet warf er sich, sobald die Purpurwand
Am Abendhimmel wich, auf's harte Lager nieder;
Und sang ihr Morgenlied die frühe Lerche wieder,
Erschien er, rüstig und gewandt,
Um mit behaglichem Ergötzen
Das unterbrochne Werk des Fleißes fortzusetzen.

So floh die Prüfungszeit; der letzte Tag erschien!
Wie zitterte sein Herz mit fieberhaften Schlägen
Dem Augenblick des Wiedersehns entgegen!
Wie sah erwartungsvoll er Stund' um Stunde fliehn!
Schon fing der Abend an, sich in das Thal zu ziehn;
In schweigende Betrachtungen verloren,
Saß Hirsebrei am grünumschilften Strand
Des weiten Meers; als ein Geräusch entstand:
Und sieh! es kam mit ausgestreckten Ohren
Sein Esel auf ihn zugerannt!
„Glückbringender Prophet der nahen Freiheitswonne."
Rief Hirsebrei; „gegrüßet seyst du mir!"—
Zwar stutzte das getreue Thier,
Als es in seinem Herrn nicht die gewohnte
Tonne
Mehr vor sich sah; doch kannt' es ihn am Ton,
Und stimmte ungesäumt in den Erguß der Freude!
Es gab ein Jubelfest, als wäre schon
Rosine mit dabei! — Sie waren beide
Seit dem verhängnißvollen Augenblick,
Da Hirsebrei die Knechtschaft sich erlesen,
Unwandelbar getrennt und stets um ihr Geschick
Auf's zärtlichste besorgt gewesen.
Indeß nun Hirsebrei in frohem Liebesspiel
Den Hals des Esels klopfte, fiel

Aus seiner Mähn' ein Pergament zur Erde;
Er hob es auf und las mit schmunzelnder Geberde:
„Mein Trautester! errungen ist das Ziel!
Und sonnenhelles Glück folgt traurig dunklem Harme!
Vertraue jetzt, so wie du sonst gethan,
Noch einmal dich dem treuen Führer an;
Er trägt dich in Rosinens Arme!" —

Mit einem raschen Schwunge saß
Hans Hirsebrei dem Esel auf dem Rücken,
Und sah, indeß er mit entflammten Blicken
Das Pergament noch einmal überlas,
Sich unvermerkt an Ort und Stelle.
Der Speisesaal erschien in jener Zauberhelle,
Worin er ihn die Nacht erblickt,
Da er, von langem Ritt verhungert und ermattet,
Als Gast hier angelangt. Mit mildem Glanz geschmückt,
Und Reizen aller Art verschwendrisch ausgestattet,
Hingauch das Wunderbild an dem gewohnten Ort,
Ihm gegenüber saß auf graugranitnem Throne,
Das feuerfarbne Haar mit einer Binsenkrone
Verziert, Rorilia, und nahm sogleich das Wort:

„Mein Freund! Ihr habt, weit über mein Verhoffen,
Den bittern Leidenskelch mit edlem Muth geleert;
Und statt des Ungemachs, das Euch bisher betroffen,

Sey Euch der Freiheit Glück, das Ihr so lang entbehrt,
Nebst allem, was Ihr wünscht, auf's neue jetzt
beschеert! —
Ihr lichten Geister naht und scheucht Betrug und Lüge
Tief in die Nacht zurück; auf daß die Wahrheit
siege!"

Sie murmelte hierauf, dem Bilde zugewandt,
Kaum hörbar, noch ein Stück von ihrem Zaubersegen;
Und siehe! plötzlich fing das Bild sich an zu regen!
Es fiel mit Rahm und Glas zugleich ein Stück der
Wand
Lautkrachend niederwärts, und in den Fels gehauen
War eine Nische jetzt zu schauen,
Worin Rosin' in Lebensgröße stand!

„Nicht länger," fuhr sie fort, „dürft Ihr im
Irrthum bleiben!
Was für ein Bild Euch galt, war — lautere
Natur!
Rosine war es selbst! Die Täuschung habt
Ihr nur
Der magischen Beleuchtung zuzuschreiben,
Die mit betrügerisch vertheiltem Farbenspiel
Auf das Gesicht der stummen Freundin fiel." —

Sie gab zugleich von allen andern Possen
Die strengste Rechenschaft; doch niemand um den
Thron —
Den Esel selbst nicht ausgeschlossen —
Lieh ihr ein offnes Ohr! Es waren jauchzend schon
Die Liebenden sich um den Hals gefallen,
Und fei'rten, Lipp' an Lipp' und Brust an Brust,
Des Wiedersehns ersehnte Götterlust! —

Allmählig fing ihr Blut gemäßigter zu wallen,
Und ruhiger ihr Puls zu schlagen an.
Der wilde Rausch verflog; allein dafür gewann
Auf unsers Freundes Stirn, dicht unter der Vergette,
Ein Fältchen Platz; als ob es anzudeuten hätte,
Daß, trotz des Ausgangs, den die Sklaverei,
Worin er schwer geseufzt, so ganz nach Wunsch
genommen,
Sein Glück nicht ganz vollkommen sey!

Die Alte, die zuerst auf den Verdacht gekommen,
Ließ alsobald durch ihren Leiblaquei,
Der Gnomen Obersten, zum Abendschmaus posaunen.
Man folgte seinem Ruf; doch mit Erstaunen
Bemerkte Ritter Hirsebrei,
Daß noch ein vierter Gast bei Tisch erwartet
werde.

Er warf daher mit zweifelnder Geberde
Bald auf den Esel, der von seinem Glück
Noch immer Augenzeug' und in dem Saal geblieben,
Bald auf Roxilien den Blick,
Als wollt' er sagen: „Ei, ihr Lieben,
Das hieße doch fürwahr die Zärtlichkeit
Für einen Eselsgaum ein wenig weit getrieben,
So lang' in Feld und Busch die Distel noch
gedeiht!"

Allein nachdem er so den Kopf geraume Zeit
Betrachtend angestrengt, begann die Thür zu knarren;
Und ihn befiel ein Grauen und Erstarren,
Das ihm den Athem fast benahm,
Als Hildegard herein geschritten kam!
„Vermummung," schrie er auf, „Vermummung und
kein Ende!
Verfolgt der Teufel mich auf's neu' mit Tück' und
Hohn?" —
Es ballten sich mit Ingrimm seine Hände;
Wuthschnaubend wandt' er sich, und gleich als hätt' ihn schon
Der böse Feind beim Schopf, sprang er von seinem Sitze
Wie ein Besessner auf; doch mit gelaßnem Ton
Rief ihm die Alte zu: „Gerathet nicht in Hitze,

Daß Ihr in Weibertracht das gute Kind erblickt!
Diesmal bezeichnet sie mit dem Gewande
Euch redlich ihr Geschlecht; und wie sich's ziemt und schickt,
Erscheinet sie vor Euch. — Im engsten Freundschaftsbande,
Geknüpft durch Stand, Geschlecht und Sinneseinigkeit,
Verlebte sie den Sommer mit Rosinen
In diesem Felsennest; und daß Ihr ihnen
Nicht auf die Spur gekommen seyd,
Verhütete der Gnomen Wachsamkeit.
Ich bitt' Euch überhaupt; seht mich und meinen Orden
Nicht mit zu großen Augen an!
Denn nimmer ist durch einen Talisman
Von simplerer Natur ein Werk befördert worden,
Als eure Besserung! — und nun kein Wörtchen mehr,
Das Essen wird sonst kalt! — Langt zu, ihr lieben Leute!" —

Noch immer wußt' er nicht, was all' der Senf bedeute;
Doch war ihm bald, nach Wunsch und nach Begehr,

Das Räthsel ganz gelöst. — Man aß, man scherzt' und lachte;
Begab sich dann zur Ruh, und als der Tag erwachte,
Empfahl, der Freiheit froh nach langem Kerkerbann,
Die Caravane sich der Alten
Zu fern'rer Lieb' und Gunst, und langte wohlbehalten
Auf Hirsebrei's Gebiet am dritten Abend an.

V.

Der Husarenoffizier

von

Caroline Pichler, geb. v. Greiner.

Herr von Z**. pflegte jährlich, wenn seine Geschäfte es ihm erlaubten, eine Fußreise zu machen. Gesundheit, Zerstreuung, Erholung von den anstrengenden Arbeiten seines Berufs waren der nächste Zweck dieser Spaziergänge, aber die angenehmere Ausbeute für sein Herz waren die Bilder schöner oder gewaltiger Naturscenen und die Erinnerung an manches kleine Ereigniß, das seine Einbildungskraft beschäftigte oder sein Gemüth ansprach. Oft pflegte er noch lange, noch Jahre darnach mit Wohlgefallen an solche kleine Vorfälle zu denken und die angenehmen Bilder, die wohlthätigen Gefühle, die sein Gedächtniß gesammelt und sein Herz treu bewahrt hatte, wie aus einen geheimen Schatz hervorzulangen, um die kalte Alltagswelt seines Stadt- und Gesellschaftlebens damit zu verschönern.

Eine kleine Begebenheit war ihm vor Vielen werth und er kehrte oft und gern dahin zurück. Es

war im Spätjahr 1808 gewesen, als er durch freundliche Bergpfade in das reizende, ziemlich weite N***thal kam, in welchem Eisenminen, Hochöfen, Hammerwerke und Sägemühlen ein reges, aber mühevolles Leben verbreiteten. Aus pyramidalischen Essen stieg hier der schwarze Rauch, Hämmer pochten, Wehren rauschten, Kohlstätten dampften, berußte Arbeiter gingen zwischen ihren zerstreuten Hütten umher, Alles verkündete Armuth bei strengem Fleiß und Genügsamkeit. Nur rechter Hand, wo über kleinere Waldberge der Riesenrücken eines kahlen Felsengebirges herüber schaute, stand ein größeres stattliches Haus, dessen alterthümliches Ansehen Festigkeit und Wohlstand verkündete, und seltsam mit einem ganz neuen Dache abstach, das den einen Flügel bedeckte. Es war das Wohnhaus des reichen Hammermeisters, und alle Arbeiter rings im Thal zollten ihm den Fleiß ihrer Hände. Er war es, der die ganze Gegend leben machte. Diese Erkundigungen hatte Z** schon früher eingezogen, mit Vergnügen betrachtete er das betriebsame Thal und in seiner Seele erhob sich ein Gefühl von Achtung für den Mann, dessen Genie und Thätigkeit so vielen Menschen Unterhalt und Lebensgenuß verschafte; denn Herr von Z** war noch ganz voll von den Grundsätzen der Industrie und Oekono-

mie, die unser Zeitalter beleben und jede Gelegenheit, wo er der regellos waltenden Natur ein Stückchen ihres Gebiets abgewonnen und durch menschliche Rastlosigkeit bewimmelt zur Vermehrung des Mein und Dein benützt sah, erfüllte ihn mit verständiger Freude.

So war es auch damals. Vergnügt und aufmerksam durchstreifte er die Gegend, unterhielt sich mit den Arbeitern, ließ sich ihre Produkte zeigen, machte seine Bemerkungen, erkundigte sich nach Materiale, Verbrauch, Verkehr, Absatz; kurz, er verfuhr ganz nach der Weise der Reisebeschreiber, deren Werke er häufig gelesen hatte, und ging nun, wie der Tag sich neigte, dem Wohnhause zu, um mit dem Besitzer desselben, den er im Voraus schätzte, bekannt zu werden.

Die Sonne war gegen die Berggipfel gesunken, ihr röthlicher Schein verklärte die Gegend und strahlte wunderschön aus den Fluthen des breiten, hier in der Ebene ruhig dahin gleitenden Bergstroms, auf dessen klarer Fläche der Wiederschein dunkler Tannen aus der rosenrothen Fluth heraufblickte. Still und stiller wurde es in der Gegend, die Abendglocke tönte, das Geräusch der Arbeiter schwieg, die dunkelnden Berge ruhten friedlich und schützend um das stille

Thal, und grauenhaft schaute von oben der Riesenrücken des Felsgebirges, wie der Herr und Fürst der Gegend, herein. Aus Z**s Herzen waren jetzt alle industriösen Gedanken verschwunden, kindlich gab er dem Zauber sich hin, womit die Natur ihn umfing, und nachdem er sich eine Weile am Anblick des abendlich stillen Thals gelabt hatte, näherte er sich, mehr mechanisch, als um seines ersten Vorsatzes wegen, dem Hause. Es war ein großes Gebäude, an drei Seiten von Nebengebäuden und einer Mauer umgeben, die einen geräumigen Hof um dasselbe bildeten. Ein Paar ehrwürdige Nußbäume beschatteten mitten im Hof einen Tisch mit Bänken, bei welchen er einige Männer erblickte. Vor dem Thore saß ein junges, bürgerlich gekleidetes Weib, auf dessen Schooß ein ganz kleines Kind spielte. Z** trat grüßend zu ihr, die junge Frau antwortete freundlich. Er erfuhr, daß sie die Gattin des Hammermeisters sey, und sie wies ihn an ihren Mann, der im Hofe mit einigen Arbeitern sprach. Z** betrachtete während des Gespräches die Frau und fand, was er beim ersten Anblick nicht bemerkt hatte, daß ihre Bildung sehr zart, ihre Züge wirklich edel waren, aber Krankheit oder Gram hatten die Blüthe dieser frischen Jugend — (sie konnte nicht viel über zwanzig Jahre haben) — abge-

streift, und nun war von einer einst vielleicht blendenden Schönheit nichts übrig geblieben, als die edlen Formen und eine rührende Bläße.

Das Gespräch der Männer im Hofe wurde laut, die Frau schrak zusammen; Z** gewährte es, aber er schwieg. Er hörte den Hammermeister schelten, er hörte, wie er den Leuten von dem geforderten Arbeitslohn mit bestimmter Heftigkeit abdingte, und von keinen Bitten, ja selbst nicht von den Thränen zu bewegen war, mit welchen im Auge der ältere der beiden Männer, ein schwächlicher Greis, nun unter leisen Klagen aus dem Thore trat, während der jüngere, trotz der Gegenwart der Hammermeisterin, seinem Brotherrn einen derben Fluch nachschickte. Die Frau seufzte und schlug das große blaue Auge zum Himmel. Z** war nicht heimlich zu Muthe, er hatte beinahe Lust, unverrichteter Dinge umzukehren, als der Hausherr unter den Thorbogen trat, den Fremden mit halber Höflichkeit begrüßte und die Frau rauh anfuhr; daß sie noch in der Abendluft mit dem Kinde heraußen sitze. Sie stand auf und ging schweigend. Z** wollte sich nun in ein Gespräch mit dem Hammermeister einlassen, über sein Werk, über die Gegend u. s. w., aber der Meister sah den einfachen Ueberrock des Fremden mit gerümpf-

ter Nase, blickte auf dessen bestaubte Stiefel, und antwortete kurz; Z** wurde ärgerlich und ging.

Bei den freundlichen Wirthsleuten, wo er die Nacht zubrachte, hörte er viel von des Hammermeisters Reichthum, seinem großen Verkehr bis Konstantinopel; wenig von seiner Güte oder Rechtlichkeit. Seine Frau wurde als eine Kreuzträgerin geschildert. Z** fand befestigt, was ihm die erste Zusammenkunft mit diesen Menschen hatte vermuthen lassen. Zum Hammermeister, Herrn Kluge, zu gehn, hatte er nun wenig Lust mehr; aber er wollte die Gegend sehen und erkundigte sich nach einem Führer.

Die Wirthin sah ihren Mann an: da wäre ja Niemand besser, als der lahme Georg; sagte sie. Liebe Frau! fiel Z** lächelnd ein: Mit einem lahmen Führer wird mir nicht viel gedient seyn; ich denke brav auf den Bergen herumzuklettern. Thut nichts, erwiederte die Wirthin, Sie werden zufrieden seyn. Ach, Georg klettert ja beständig auf allen Felsen und in allen Schluchten herum. Z** wollte noch einige Bedenklichkeiten äußern, aber der Wirth, ein rechtlicher, verständiger Mann, versicherte ihm, daß er sich ganz auf den Menschen verlassen könne. „Er führt alle Reisenden, und alle sind mit ihm zufrieden; es ist ein armer Holzknecht, aber ein treuer,

geschickter Bursche.“ Kühn, wie der Teufel, setzte die Wirthin hinzu, scheu, wie ein Gemse, aber auch so geschickt, wie sie.

Z** war es endlich zufrieden. Er beurlaubte seine Wirthsleute, und dachte sich eben zu Bette zu begeben, als es leise an seiner Thüre pochte. Die Wirthin war es. Verzeihen Sie, gnädiger Herr! Eins muß ich noch sagen. Georg geht nicht aus dem Wald hervor in's Dorf; aber mein Mann hat ihm schon Post geschickt, er wartet ihrer morgen beim Brunnen im S** Thal und mein Junge wird Sie hinführen.

Seltsam! erwiederte Z**. Der Mensch macht wunderliche Forderungen; indessen — es sey! Laßt mich morgen mit Sonnenaufgang wecken! Die Wirthin ging. Z** dachte der Sache nach. Ein lahmer Holzknecht, der ihn auf Felsen und Bergen herumführen sollte, und der nicht einmal aus seinem Wald hervorgehn wollte, um die Leute abzuholen, von denen er Geld zu verdienen hoffte? Das machte ihn neugierig, und er versprach sich viel Spaß von dem wunderlichen Menschen, den er sollte kennen lernen.

Der Morgen kam. Z** trat angekleidet aus seinem Zimmer auf die Hausflur. Guten Morgen,

gnädiger Herr! sagte die Wirthin, die hier Gemüse putzte. Georg wartet schon am Brunnen. He! Fränzel! — Ein freundlicher Junge von acht bis zehn Jahren kam gesprungen. — „Da, geh' mit dem gnädigen Herrn!"

Sie gingen. Die Gegend lag wunderschön im Morgenglanz vor Z**'s Augen. Die Nebel schwangen sich aus den Thälern herauf, die Sonne stieg über die Bergrücken und trank die Thränen des Thaues von Gras und Blumen auf, die in der kühlen Morgenluft wie leichte Rauchwolken emporrollten. Z**'s Herz öffnete sich weit und groß, und das Gefühl der Nähe des allgegenwärtigen Gottes drang durch alle Sinne in dasselbe. Er betete still und in sich gekehrt, es war ihm so wohl, so leicht, er hätte Alles mit Liebe umfassen und an sein Herz drücken mögen.

So ergötzte ihn auch die zutrauensvolle Kindlichkeit seines Begleiters, und, nachdem er seine Gedanken von dem Erhabenen wieder auf die ihn umgebende Erde gerichtet hatte, unterhielt er sich fröhlich mit den fröhlichen Knaben. Sie hatten nun die freiere Gegend durchwandert und die Thalschlucht nahm sie auf, in welche heut' noch kein Sonnenstrahl gedrungen war, in der noch die Morgendämmerung

mit dem vollen Tageslichte zu kämpfen schien. Zu beiden Seiten stiegen steile, wenig begrünte Felsen gerade empor, aus denen nur hier und da sich einzelne Fichten emporwanden. Ein schmaler Pfad lief am Felsen hin; tief unten rauschte der tosende Waldbach. Das war die ganze Breite der Schlucht, und dazu sprang noch der Weg von einer Seite zur andern auf kühnen Stegen und Brücken, wenn der schroffe Fels auch für den winzigen Pfad nicht mehr Raum gab. — Jetzt öffnete sich die Schlucht zur Rechten, da lag der Brunnen, überbaut mit einer hölzernen Hütte, die ihn vor Ungemach und Verunreinigungen schützen sollte, und am Geländer des Steges, der hinüber führte, lehnte, vorwärts über den Strom gebeugt, ein hochgewachsener, starker Mann. Georg! rief der kleine Fränzel: Da ist der Herr, den du führen sollst. Der Mann drehte sich um und begrüßte Z**, und dieser stand ein wenig überrascht; denn es war in der Gestalt und der Bewegung des jungen Menschen gar nichts Bäurisches, vielmehr sprach aus den edeln Zügen des bleichen Gesichts und den tiefen dunkeln Augen ein nicht gemeiner Ausdruck; seine Haltung war gewandt, und ein Paar Worte, die er sprach, klangen feiner, als die gewöhnliche Mundart der Bewohner dieses Thals. Er stand

auf seine Art gestützt und fragte mit höflichem, aber bestimmtem Ton, wohin es dem gnädigen Herrn gefallen würde, zu gehen?

Das will ich Euch überlassen, sagte Z**. Ich bin ganz fremd, und habe keinen andern Zweck, als die Gegend kennen zu lernen.

Wenn es nur darum zu thun ist, antwortete Georg, so will ich Sie führen, so gut ich kann. Ich kenne manchen schönen Punkt; aber es ist eine Frage, ob auch Jedem gefällt, was mir. Immerhin, erwiederte Z**, laßt uns gehn, ich folge Euch.

Z** wollte einigemal ein Gespräch anknüpfen; aber Georg schien wortarm, ob er gleich jede Frage sehr höflich beantwortete. Nachdem sie schon eine Stunde gegangen waren, bemerkte Z** mit Bedauern, daß das lange Gehen und Steigen seinem Begleiter schwer ward. Er überlegte bei sich, wie traurig das Schicksal des jungen Menschen sey, dem sein Zustand den ohnedieß mühsamen Broterwerb noch mehr erschwerte, und vielleicht in spätern Jahren ganz unmöglich machen würde. Er konnte seinem Mitleid endlich nicht mehr gebieten, und so wandte er sich auf einer Anhöhe, wo Georg still stand und sich auf seine Axt stützte, mit der Frage an ihn: wo er denn das Unglück gehabt habe, sich den Fuß zu beschädigen?

Ein brennender Balken ist mir auf die Hüfte gefallen, die Schwere des Holzes und das Feuer haben mir eine tiefe Wunde gemacht, antwortete Georg trocken und finster.

„Armer Mensch! Aber wie ging das zu? Habt Ihr eine Feuersbrunst gehabt?"

Vergangenen Mai wäre die Hammerschmiede beinahe ganz abgebrannt.

„Und da habt Ihr löschen helfen? Das ist brav von Euch!"

Georg schwieg. Ein düsterer, beinahe feindseliger Ausdruck, zog sich über sein Gesicht.

„Eure Verletzung muß Euch sehr beschwerlich fallen. Habt Ihr geholfen, des Hammermeisters Haus zu löschen: so wär' es seine Schuldigkeit —"

Wäre es Ihnen nicht gefällig, weiter zu gehn, gnädiger Herr? Es ist noch ein großer Weg bis zum Gipfel des Berges, von wo ich Ihnen die schöne Aussicht zeigen kann.

Z** sah seinen Führer befremdet an, in seinen Zügen lag ein finsterer Gram. Ein leises Gefühl hieß Z** das Gespräch abbrechen, das den armen Burschen widrig zu berühren schien.

Ohne mehr eine Sylbe zu wechseln, gelangten sie auf die Höhe. Hier zeigte sich Georgs besseres Gefühl

und eine viel mehr als bäurische Bildung im vortheilhaftesten Lichte. Mit einem feinen Sinn für Naturschönheit wußte er Z** auf die geschicktesten Standpunkte zu führen, wo plötzliches Erblicken eines sehenswürdigen Gegenstandes das Vergnügen der Ueberraschung gewährte, oder der besondere Charakter irgend einer Parthie auch eine besondere Stimmung hervorbrachte. So hatte er ihn nun rings auf der Bergkuppe herumgeführt, wo der Blick des Reisenden bald in schön begrünte friedliche Thäler, bald auf die wogige Welt niedrigerer Berge fiel, die wie Wolken eines im Sturm bewegten und plötzlich erstarrten Meers seltsam und abwechselnd gestaltet umher lagen. Endlich wies Georg mit der Hand links hinab. Hier ist das N**thal, sagte er finster, wandte sich um, setzte sich auf einen Stein und senkte den düstern Blick in die Bergwelt vor sich hinab.

Z** blickte hinunter, wo sein Begleiter hingewiesen hatte, und stand überrascht von dem malerisch schönen Anblick des ganzen weiten Thals mit seinen Hütten, Feuereſſen, kleinen Gärtchen, Wiesen und Feldern, die der helle Bach durchfloß, und über Wehre und Räder rauschend dumpf aus der Tiefe heraufdönte. Gerade zu seinen Füßen lag das Wohnhaus des Hammerherrn. Er sahe deutlich Menschen

in dem Hofraum hin und her gehn, ja es däuchte ihm sogar, die Frau mit dem Kinde im Garten hinter dem Hause, den er gestern nicht wahrgenommen, zu bemerken. Er brach in fröhliche Ausrufungen aus, die von dem schweigsamen Begleiter unbeantwortet blieben. Endlich hatte er sich satt gesehn; er rief seinem Führer, und dieser brachte ihn auf einem kürzern, aber nicht minder angenehmen Weg wieder herab gegen den Brunnen zu. Wo der Wald sich öffnete, blieb er stehn und nahm Abschied. Z**, der mit seiner Begleitung wohl zufrieden gewesen war, reichte ihm ein ansehnliches Geschenk. Georg, ohne es zu besehen, nahm es höflich dankend. Z** ging vorwärts. Plötzlich hörte er sich rufen; Georg kam ihm nach — „Sie haben mir zu viel gegeben, gnädiger Herr!"

Mit nichten, guter Mensch! Ihr verdient Euer Geld mühsam. Ich bin Euch Dank schuldig.

„Den nehm' ich gern; aber dies?" — er wies auf das Geld, und um seinen Mund zeigte sich ein bitterer Zug. — „Ich verdiene mir einen Gulden des Tages, einen halben habe ich mit Ihnen versäumt. Wollen Sie mir etwas mehr geben, als mein tägliches Brot mir einträgt, so werde ich es mit Dank erkennen; aber Almosen, gnädiger Herr —

Almosen kann und werde ich nicht nehmen, so lange ich diese Arme noch rühren kann." Er legte den Rest auf einen Stein und ging rasch zurück. Z** sah ihm überrascht nach, und versäumte darüber, was er gewollt hatte, ihm das Geld aufzudringen. Als er sich besann, war Georg verschwunden, und Z** wanderte in allerlei Gedanken seinem Wirthshause zu.

Hier trat ihm der Wirth entgegen, und meldete ihm, daß der Hammermeister mit vielen Entschuldigungen, daß er gestern nicht die Ehre gehabt hätte, den gnädigen Herrn zu kennen, ihn auf heute zu Tische habe bitten lassen. Er soll mit Niemanden grob seyn, er mag ihn kennen oder nicht, sagte Z** ärgerlich, und sandte den Bedienten hin, um abzusagen; denn er hatte die gestrige Unart nicht vergessen. Dann befahl er, sein kleines Mahl im Garten des Wirthes aufzutragen; speisete hier recht wohlgemuth unter den hohen schattenden Kastanien, und die freundliche Wirthin ging ab und zu, und unterhielt ihn mit manchem Gespräch über die Gegend und die Nachbarn.

Z**'s Gedanken waren mit seinem seltsamen Führer beschäftigt. Er erzählte der Wirthin, was ihm mit ihm begegnet war.

„Ja, ja! so ist er," sagte sie lächelnd. „Ein

wunderlicher, aber ein guter Mensch, und sehr unglücklich!"

Das ist wahr, ihm muß es sehr sauer werden, sein Brot zu verdienen. Hindert ihn denn sein Zustand nicht oft an seiner beschwerlichen Arbeit, und leidet er dann nicht vielleicht Noth?

Die Wirthin zuckte die Achseln. „Wir wissen nicht viel, was er macht. Er hat sich hinten mitten im Wald, wo es am schauerlichsten ist, eine kleine Hütte aus Holz erbaut; dort lebt er wie ein Einsiedler, geht früh mit dem Tage an seine Arbeit, und kehrt in der Nacht — wohl nicht allemal zurück; denn er schläft, wo ihn die Finsterniß überfällt, im Wald, auf dem Berge, wie es kommt."

Seltsam! Und kann er denn arbeiten wie ein Anderer?

„Es ist zum Erstaunen, wie viel er vermag. Wo es am meisten Kraft und Entschlossenheit gilt, bei den gefährlichsten Arbeiten, bei Schlägen auf den steilsten Leithen, oder wenn die Stämme von den höchsten Bergen herabzubringen sind, überall ist Georg dabei und weiß Rath mit seinem Kopfe, oder Hülfe mit seiner Hand. Aber er verwildert auch ganz bei dieser Lebensart, er kommt nie mehr in das Dorf und ist ein völliger Menschenfeind geworden."

Und warum thut er das? Er ist ein hübscher, wohlgewachsener Bursche, geschickt und verständig, wie ich noch keinen seines Gleichen gesehen habe. Er könnte —

„Ach, gnädiger Herr! da wäre viel davon zu reden," sagte die Wirthin, und spielte mit dem Band an ihrer Schürze.

Darf man seine Geschichte wissen? fragte Z**, sehr neugierig gemacht durch Alles, was er bisher vernommen hatte.

„Sehn Sie, gnädiger Herr!" begann die Wirthin nach einer kleinen Besinnung: „Ihnen darf ich es sagen, Sie sind ein guter, freundlicher Mann, und der arme Georg hat Ihnen Mitleid eingeflößt. Andre Leute haben wohl auch von seinen Umständen gehört, aber sie lachen ihn aus, schelten ihn einen Narren, und das thut mir weh; denn er dauert mich sehr. Ach, ich weiß seine Geschichte nur zu gut!

Z** schob die halbgeleerten Schüsseln zurück, zog einen Stuhl neben sich, und wies der Wirthin, sich darauf zu setzen. — Sie that es und begann also:

„Georg ist kein Bauerssohn, oder eigentlicher Holzknecht. Sein Vater war Schullehrer hier, ein geschickter, ordentlicher Mann, und die Mutter eine kreuzbrave Frau. Georg lernte rechnen, schreiben

und lesen: Ach, Sie sollten ihn einmal lesen hören! Das geht prächtig, mit so viel Nachdruck und so deutlich, und manchmal so beweglich, daß Einem die Augen übergehn! Ja — und was ich sagen wollte — schreiben kann er, schreiben — wie gestochen. — Warten Sie, gnädiger Herr!" Sie lief in's Haus und kam sogleich wieder mit einem saubern Blatt Papier heraus, auf welchem der Anfang von Gellert's Lied: Du klagst und fühlest die Beschwerden des Stands, worin du dürftig lebst, — mit fester, zierlicher Hand geschrieben war. „Sehen Sie, die Vorschrift hat Georg meinem Fränzel gemacht; denn, wie er noch unter uns lebte, hat er mir ihn aus Gefälligkeit im Schreiben unterrichtet."

Aber wie kommt denn der Mensch unter die Holzknechte? fragte Z**.

„Hören Sie nur weiter! So ward denn Georg von seinen braven Aeltern erzogen, die ihm aber sonst nichts geben, und ihn nicht hätten unterstützen können, wenn er hätte studiren wollen. Da war nun der vorige Hammermeister, Gott hab' ihn selig, ein gar christlicher, guter Mann, der trug ihnen an, den Sohn zu sich zu nehmen, und ihm lernen zu lassen, was er brauchen würde, um sich sein Brot zu verdienen. Dem Hammermeister hatte des Knaben

rüstiger Wuchs, seine Geschicklichkeit, sein anstelliges Wesen gefallen; er gab ihn zu einem alten braven Holzknecht in die Lehre, damit er von unten auf Alles angreifen und kennen lerne, was zum Schlagen, Schwemmen und Herbeischaffen des Holzes gehört, das der alte Herr aus seinen eigenen Waldungen zog, und womit er nicht nur seine Eisenwerke versah, sondern auch sonst noch einen sehr großen Handel trieb. Dann wollte er ihn, weil er fertig rechnen und schreiben konnte, zum Aufseher über das Geschäft setzen. Georg begriff Alles leicht, er war in kurzem der Geschickteste, wie der Rüstigste, von allen Arbeitern. Keine Schlucht in den Bergen, kein einsames Thal blieb ihm unbekannt, überall war er der Erste bei jeder beschwerlichen Arbeit oder Gefahr. Der alte Hammermeister gewann ihn immer lieber, und Georgs Aeltern, ja die ganze Gegend glaubte nichts Anderes, als daß ihn der kinderlose reiche Mann, der weit und breit keinen Verwandten hatte, wohl einst zum Erben seines ganzen Vermögens machen, oder doch gewiß gut bedenken würde.

So verging die liebe Zeit. Georg war ein schöner, hochgewachsener Bursche von neunzehn bis zwanzig Jahren geworden. Nun, Sie kennen ihn ja. Er sieht sich freilich nicht mehr ähnlich, aber man

kann doch urtheilen, was er vor vier bis fünf Jahren gewesen seyn mußte, groß, schlank gewachsen, gewandt in jeder Bewegung, und hübsch von Gesicht, ach, so hübsch! — Die Wirthin sah wehmüthig lächelnd vor sich hin und schwieg einen Augenblick. Das Bild des einst so hübschen Georg schien vor ihrer Seele zu schweben.

„Da war nun meiner Mutter Bruder," hob sie wieder an, „der hatte dasselbe Wirthshaus in Bestand, auf dem wir jetzt sind, ein Ehrenmann, aber mit einer ganzen Schaar Kinder geplagt. Die älteste darunter, Rosine, gar ein hübsches, frommes Mädchen, war eben recht blühend herangewachsen, da trafen sie und Georg sich auf einem Kirchtag bei uns. Sie hatten sich wohl sonst hundert Mal gesehn, aber wie das nun mit der Liebe ist, man geht oft Jahre lang an einander vorüber, und sieht nichts und merkt nichts, und auf einmal ist es, als ob der Blitz darein schlüge, und man diese Person nun zum ersten Mal sähe, und eine Menge Sachen an ihr fände, die man vorher gar nicht bemerkt hatte. Genug, Rosine und Georg verliebten sich sterblich in einander. Sie hatten ihrer Liebe kein Hehl; es wäre auch nicht wohl möglich gewesen, denn man sah es den Leutchen auf den ersten Blick an, wenn sie beisammen waren.

Georgs Aeltern, der alte Hammermeister und mein Vetter wußten darum, Jedermann hielt sie in Ehren, denn sie waren beide hübsch und brav, und Georg bei seiner Geschicklichkeit und bei der Liebe seines Brotherrn für ihn lebte in fröhlichen Hoffnungen. — Aber, lieber Gott, was sind die Hoffnungen und die Zuversicht des Menschen auf dieser Welt! Eines Tages brachten die Arbeiter den alten Herrn, ohne Bewußtseyn, sterbend in das Haus getragen. Der Schlag hatte ihn im Walde gerührt. Georg that ihm alle Liebe und Treue, aber er starb am achten Tage. Reden hatte er nicht mehr können, auch wenig mehr von sich gewußt, und als er todt war und die Gerichte gehohlt wurden, fand sich kein Testament. Man versiegelte Alles, nahm Alles in Verwahrung, die Erbschaft wurde in die Zeitungen gesetzt, und nach vier bis fünf Monaten meldete sich tief in Siebenbürgen ein weitläufiger Verwandter, schickte Briefschaften und Documente ein, und kam endlich selbst. Das ist Herr Kluge, der jetzige Hammermeister."

Der ist's? sagte Z** verdrüßlich und zog die Stirne kraus. — Nun — und weiter —?

„Georgs Hoffnungen waren nun freilich zu Wasser geworden. Es that ihm leid, aber mehr um Rosinens willen, der er gern das Leben so süß als möglich

gemacht hätte. Er für seine Person hoffte, sich überall durchzubringen, und wohl auch eine Frau und Kinder schlecht und recht zu erhalten; denn der neue Hammermeister that ihm im Anfange recht schön, weil er nichts verstand, und Georg das ganze Werk kannte. So ging Alles eine Weile noch gut; aber unglücklicher Weise warf Herr Kluge seine Augen auf Rosinen. Abgelernt hatte er Georgen auch Manches, dieser ward ihm nach und nach entbehrlicher, und endlich um Rosinens willen verhaßt; doch wagte er sich nie gerade an ihn, denn er scheute ihn, wie denn der Bursche überhaupt, ich weiß nicht wie, sich bei Jedermann in Respekt zu setzen versteht. Dafür neckte er ihn im Stillen, und so unbemerkt, das Georg es anfänglich gar nicht ahndete, woher ihm bald hier, bald dort Hinderniß oder Verdruß entstand. Während der Zeit betrieb Herr Kluge seine Liebesangelegenheit mit Eifer. Rosine wies ihn ab, wie Euer Gnaden denken können; aber Georg erschrack tödtlich, als sie es ihm sagte. Es war, als gingen ihm mit einem Mal die Augen auf. Nun begriff er, woher ihm seit langer Zeit der Verdruß gekommen war, er sah das Ende deutlich voraus, und verbarg es Rosinen nicht. Sie wollte nichts davon glauben, sie betheuerte ihm ihre Treue, und daß nichts auf der Welt sie von ihm

abwendig machen könne. Ach, Rosine! antwortete Georg seufzend: Ich glaube Dir wohl und baue fest auf Deine Treue; aber ich sehe schon, wie Alles kommen wird. Du bist arm und ich habe nichts als meinen Dienst. Der Hammermeister wird mich entlassen, ich werde kein Brot für Dich haben, er wird Deinen Aeltern goldene Berge versprechen, diese werden in Dich dringen, Du wirst ihnen nichts entgegen zu setzen haben, als Deine Liebe für mich, und wirst endlich nachgeben müssen. Solche Gespräche, die hundert Mal vorfielen, endigten dann immer unter Thränen und neuen heißen Versicherungen gegenseitiger Liebe und ewiger Treue; aber gebessert wurde an der Sache nichts. Was Georg vorhergesehen hatte, geschah. Der Hammermeister warb förmlich um Rosinen Die Aeltern erschraken vor Freude. Ein solches Glück hatte ihnen nicht geträumt, seitdem durch des alten Herrn Tod Georgs Aussichten zu Nichts geworden waren. Sie drangen nun in die Tochter, sie baten, die Mutter führte ihr ihre sieben unversorgten Geschwister vor, der Vater schalt, drohte, Rosine blieb standhaft. Herr Kluge ahndete, was ihm im Wege stand. Knall und Fall hatte Georg seinen Abschied, und der Meister hatte dafür gesorgt, daß er so bald keinen guten Dienst rings umher bekom-

men sollte; denn er hatte ihn überall als einen unruhigen, gefährlichen Menschen verschrieen."

„Das kränkte den armen Georg am meisten, als er es erfuhr, weil es ihm auch die letzte Hoffnung auf eine andere Versorgung wenigstens für lange Zeit raubte. Zwei Tage war er nirgends zu finden; ob er im Wald herumgelaufen, oder sich irgendwo verborgen hatte, wußte Niemand. Am dritten Tage kam er zu mir. Mein Gott, wie sah der Mensch aus! Bleich, verwirrt, beinahe nicht zu kennen. Er bat mich inständig, ihm Rosinen herüber zu holen; denn in ihrer Aeltern Haus möge er nicht gehen, und er habe nothwendig mit ihr zu sprechen. Sie kam sogleich, und fuhr erschrocken zurück, als sie ihn sah. Ich wollte gehn, er bat mich, zu bleiben, er wollte nicht allein mit Rosinen reden. Da drang er nun in sie, sich dem Willen ihrer Aeltern zu ergeben und ihm zu entsagen. „Aber nicht vergessen!" rief er, indem seine Thränen heftig hervorbrachen: „ach nicht vergessen, Rosine! denn das würde ich nicht ertragen, nicht hier, nicht in einer andern Welt! Aber ich kann Dich nicht versorgen, ich bin ein unglücklicher, verfolgter Mensch, ich ziehe Dich mit in mein Elend, und das darf nicht seyn. Deine Aeltern sind arm, Du sollst die Stütze, der Trost Deines

Hauses werden.“ Rosine wollte von allem dem nichts wissen, sie betheuerte ihm ihre Liebe unter heißen Thränen, sie wollte schwören; er litt es nicht. Ach, Sie hätten hören sollen, wie herzbrechend er ihr zuredete, wie er sie auf das vierte Gebot und seine Verheißung wies, auf den Lohn ihres Gehorsams, der gewiß nicht ausbleiben würde, früh oder spät, wie christlich und fromm er sprach, der arme, gute Georg! Endlich, nach langem Hin- und Herreden, Weinen und Trösten, setzte Georg seinen Willen durch. Rosine mußte ihm in meiner Gegenwart feierlich entsagen; er riß sich laut schluchzend aus ihren Armen und war fort.“

„Dieser Auftritt kostete der armen Rosine eine Todeskrankheit. Sie legte sich noch denselben Abend. Nun bewies sich Herr Kluge erst recht geschäftig. Alle zwei Tage schickte er seine eigene Equipage nach *stadt, um den Arzt holen zu lassen; beständig waren mehrere von seinen Leuten auf der Straße, um Arzeneyen, zarte Speisen, kurz, Alles, was der Kranken dienen konnte, herbei zu schaffen, und keine Prinzessin kann eine bessere Wartung haben, als das Mädchen erhielt. Sie genas auch zuletzt, aber mit ihrer blühenden Schönheit und ihrem Frohsinn war es aus. Die erste Frage, als sie nach wochenlanger

Geistesabwesenheit zu sich kam, und ich sie besuchte, war nach Georg. Ich konnte ihr nichts sagen, er war und blieb verschwunden, und Herr Kluge breitete aus, was auch die Meisten glaubten, er sey unter die Soldaten gegangen. Rosine erholte sich sehr langsam, sie wankte herum wie ein Schatten, und gab endlich, auf das unablässige Bitten ihrer Mutter und aus Gehorsam gegen den unglücklichen Freund, dem sie es gelobt hatte, ihre Hand dem Herrn Kluge. Das war eine Herrlichkeit in den ersten Monaten! Der eingebildete Mensch stolzirte überall mit seiner schönen Frau herum, und behängte die arme Rosine mit einer ganzen Menge Schmuck und Putz, unter dem sie mir vorkam, wie ein Opferthier, das zur Schlachtbank geführt wird. Aber es dauerte nicht lange. Mit dem sichern Besitz verschwand nach und nach die Liebe, er fing an, sich in seiner wahren Gestalt zu zeigen, und die arme Rosine, so sanft und geduldig sie Alles in ihrem freudenlosen Herzen ertrug, hatte die Hölle auf Erden neben diesem Menschen."

Verdammter Kerl! rief Z** aus.

„Ja, ja," fuhr die Wirthin fort, „es ist ein böser Mensch! Die ganze Gegend fühlt es auch, und besonders die armen Leute, die er unchristlich drückt.

Aber es ist ihm doch schon Manches heimgekommen, und Gott läßt solche Uebelthaten nicht ganz unbestraft. So hat er auch den Holzhandel, der dem alten Herrn sehr viel Geld eintrug, aufgeben müssen; er bekam keine Arbeiter mehr, die Meisten waren nur um Georgs willen geblieben, und verliefen sich, als der fort war. Nun hat der Graf *, dem die benachbarte Herrschaft gehört, die meisten Waldungen gekauft, und betreibt die Schwemmen und den ganzen Holzvertrieb mit großem Vortheil."

Aber wie ward es denn mit Georg?

„Von dem wußte man fast ein Jahr lang nichts. Endlich kam hier und dort Jemand, der ihn hinten im Wald bei des Grafen Holzknechten, oder Nachts hier im Thale zwischen den Obstgärten wandelnd gesehen hatte. Nach und nach wagte er sich mehr hervor, und ich selbst begegnete ihm einmal. Mit Mühe erkannte ich ihn in der verfallenen Gestalt, in dem armseligen Anzug. Er hatte sich eine Weile wie ein Verzweifelnder in der Welt herumgetrieben, hatte allerlei versucht, und zuletzt auch unter die Soldaten gehn wollen; aber er konnte sich nicht entschließen, sich auf ewig aus Rosinens Nähe zu verbannen. Es zog ihn gewaltsam hierher zurück, wo sie lebte, wo sie unglücklich war, — das wußte er, — wo er sie

doch vielleicht zuweilen sehen konnte. So hatte er bei dem neuen Schwemmmeister des Grafen Dienste gesucht und gefunden, und arbeitete weit hinten in den Holzschlägen. — Aber was wird denn nun endlich daraus werden? fragte ich ihn zuletzt: Wirst Du mit Allem, was Du weißt und kannst immer und ewig ein Holzknecht bleiben? — Er sah mich finster an. „Wenn mich aber die Arbeit freut? Das ist eben das Rechte! So im tiefen Wald und Gebirg, fern von Menschen leben, die mächtigen Bäume fällen, die seit Jahrhunderten stolz da gestanden sind, und wenn einer stürzt, ein ganzes Heer von Gesträuchen unter ihm zerschlagen sehn — an den Waldströmen weilen, und zuschauen, wie sie Felsen wegreißen, Wehre zertrümmern und Felder überschwemmen! Geht's denn nicht überall so? Lebt denn nicht überall der Mächtige, Reiche, vom Unglück oder der Noth der Armen?" — Kurz, Georg blieb auf seinem Sinn; aber, da ihm Manche, wie ich, zuredeten, und ihn tadelten, oder auslachten, vermied er endlich, sich vor Jemand sehen zu lassen."

Hat ihn aber wohl Rosine gesehen oder gesprochen?

„Das weiß ich nicht, denn ich selbst sah ihn nur ein Paar Mal von ferne, und sie hatte sich von dem Tag ihrer Verheirathung an bei mir und allen ihren

Freundinnen ausgebeten, daß ihr Niemand von Georg und der vergangenen Zeit spreche. Doch glaube ich wohl, daß sie sich manchmal gesehn, auch wohl vielleicht ein Paar Worte gesprochen haben mögen."

„Kurz vorher, eh' Georg sich wieder hier sehen ließ, war Rosine von einem bildschönen Knaben Mutter geworden, der ihre einzige Freude ausmachte. Da brach auf einmal in einer Nacht — ach, ich werde den unglückseligen Johannistag nicht vergessen! — Feuer in einem von den Nebengebäuden des Eisenhammers aus, und griff so seltsam und so wüthend um sich, daß noch bis jetzt die meisten Menschen glauben, es sey angelegt worden, und zwar von einem aus Herrn Kluge's eignen Leuten, den er kurz vorher durch seine Härte zur Verzweiflung getrieben hatte. Der Meister war sogleich herbeigeeilt; auch Rosine folgte ihm, um durch ihr Bitten und ihre Versprechungen die Leute zu willigerer Hülfe zu bewegen; denn sie kannte ihren Mann, und wußte, wie wenig sich von dem guten Willen der Menschen für ihn zu versprechen war. Als sie nun da stand, und den Leuten zusprach, war es ihr, als sähe sie Georg unter denen, die am thätigsten beim Löschen waren. Es fuhr ihr wie ein Messer durch's Herz, und sie blickte nun unverwandt hin und dankte ihm mit stillen Thrä-

nen in ihrem Herzen. Da hörte sie auf einmal hinter sich ein entsetzliches Geschrei. Sie sieht sich um — das Feuer ging im Hauptgebäude auf, und zwar gerade, wo ihr Schlafzimmer war und ihr Kind lag. Die Mägde riefen zum Fenster hinaus um Hülfe, man sah das Feuer zugleich an der Treppe und auf dem Dach. Rosine stieß einen Schrei des Entsetzens aus, wollte hinzueilen und fiel ohnmächtig nieder. Wir waren indeß Alle herbeigekommen; denn die Nachricht von dem Feuer, und der Schein und das Getöse hatte die ganze Gegend aufgeweckt. Als ich in den Hof trat, trugen eben zwei Arbeiter Rosinen wie eine Todte heraus und legten sie in's Gras. Es war eine Verwirrung, ein Lärmen, ein Entsetzen unter den Leuten, daß es nicht zu beschreiben ist; Eines schrie hier, das Andre dort um Hülfe, um Wasser, um Eimer. Ich blieb bei der unglücklichen Frau, als ein neues Getöse und ein schwerer Fall mich aufschauen machte. Ein Mensch, den ich nicht erkennen konnte, springt aus dem niedrigsten Fenster des Hauses und ein brennender Balken vom Dach stürzt ihm nach. Jesus! Maria! schrie ich, der ist hin! Aber in zwei Minuten darauf kam das Kindsmädchen mit dem Buben auf dem Arme, und rief schon von weiten: „Ge-

strenge Frau! Gestrenge Frau! Der Pepi lebt, es ist ihm gar nichts geschehen!"

„Das Kind fing in dem Augenblicke an zu schreien. Bei diesem Tone schlug die Mutter die Augen auf, und war wie halb wahnsinnig vor Schrecken, Angst und Freude. Wir fragten nun, was geschehen war, und die Magd erzählte, daß sie noch geschlafen hätten, als sie plötzlich durch den Feuerlärmen aufgeweckt worden wären, und das Feuer ganz in ihrer Nähe erblickt hätten. Sie hätte sich mit dem Kinde retten wollen, aber die Treppe habe bereits gebrannt, und so hätte sie zum Fenster hinaus um Hülfe gerufen. Da sey plötzlich ein Mann durch Rauch und Flammen über die Treppe hinan zu ihnen in's Zimmer gedrungen, habe das Kind ergriffen und sey mit ihm bei dem Fenster hinausgesprungen; ihnen habe man nachher eine Leiter angelegt. Als sie unten gewesen, habe sie gleich nach dem Knaben gefragt; der Mensch, der ihn gerettet, sey schwer verwundet auf der Erde gelegen, weil ihm ein brennender Baum nachgefallen war, das Kind habe er aber im Fallen unbeschädigt einem Arbeiter hingereicht."

„Rosine hörte diese Erzählung mit einer unbeschreiblichen Bewegung an; es ging ihr in der Seele vor, was geschehen war. Sie drückte das Kind laut

weinend an ihr Herz, und stand dann auf, um in den Hof zu eilen; aber sie zitterte so, daß ich sie führen mußte. Ich ermahnte sie, langsam zu gehn. O, laß mich! laß mich! rief sie: Ich muß zu ihm! — Als wir in den Hof kamen, standen eine Menge Leute um den Verwundeten herum. Rosine, bleich wie der Tod, mit zerstreuten Haaren, und mit dem Rufen: Wo ist er? Wo ist er? Ich muß ihn sehen! drängte sich durch den Schwarm, Alles machte ihr Platz, sie stand vor Georg, der halb ohnmächtig in den Armen einiger Arbeiter lag. Er blickte auf sie hin — nein, gnädiger Herr, — so einen Blick habe ich mein Lebtag nicht gesehn! — und sie stürzte, Alles vergessend, mit dem Ausruf: „O mein Georg!" über ihn hin. Ich drängte mich ihr nach, ich redete ihr zu, sie hörte und sah nichts, als den verwundeten Geliebten, den sie in ihren Armen hielt und mit ihren Thränen benetzte. Reden konnte Keines von ihnen, bei Georg aber schien die Besinnung nur so lange geblieben zu seyn, bis er seine Rosine wieder gesehen und umfangen hatte; dann sank er völlig bewußtlos zurück und die Arbeiter trugen ihn wie sterbend vom Hofe weg."

„Als Rosine ihn so todtenbleich sah, wollte sie nicht von ihm lassen, und ich hatte Mühe, sie zu

halten. Ich rief meinem Mann, ich winkte ihm auf den Unglücklichen. Mein guter Mann verstand mich, er trat zu den Leuten, und befahl ihnen, den Verwundeten in unser Haus zu bringen. So konnte ich doch Rosinen den Trost geben, daß ihr armer Freund so gut als möglich verpflegt und alles Nöthige für ihn gethan werden würde. Sie fiel mir schluchzend um den Hals, und beruhigte sich endlich in dem Gedanken, daß Georg bei uns seyn, daß sie immer Nachricht von ihm haben, und für ihn würde thun können, was die Umstände erlauben würden."

„Indeß war das Feuer gelöscht, und Jeder kehrte nach Hause zurück. Ich fand meinen Kranken unter den Händen des Wundarztes, den mein Mann sogleich geholt hatte, schwer, aber nicht gefährlich verwundet; doch lag er beinahe sechs Wochen bei uns, stand unsägliche Schmerzen aus, und blieb am Ende doch lahm, wie Sie wissen. Was Rosine während dieser Zeit zu leiden gehabt, weiß ich am besten, und ich möchte fast behaupten, sie habe noch mehr ausgestanden, als der Kranke. Der Hammermeister nähmlich, der längst auf Georg eifersüchtig gewesen, und seine Frau, wohl nicht aus Liebe, aber aus Hochmuth, wegen ihrer alten Neigung, gequält hatte, ward dann auch von dem Vorfall bei der Feuersbrunst unterrich-

tet — und — nun, man muß Eines wie das Andere sagen, — es war nicht darnach, daß ein Ehemann sich darüber freuen konnte. Aber doch machte er es zu arg; denn die beiden Leute hatten in aller Unschuld ihres Herzens und ohne böse Absicht so gehandelt, und endlich hatte ihm Georgs Heldenmuth doch sein Kind erhalten. Was er nur zur Kränkung seiner Frau und zur Schmach des unglücklichen Jünglings ersinnen konnte, das erfand er und erzählte er Rosinen alle Tage. Bald mußte sie hören, was der Wundarzt für Noth und Elend für Georg vorhergesagt hatte, und wie er ihn bei dem Behandeln der Wunden marterte, bald, wie die Leute in der Gegend über die Buhlschaft der Frau Hammermeisterin mit einem Holzknecht spöttelten, und über dessen Liebe zu ihr, die durch Feuer und Flammen gegangen wäre, und doch wohl also nicht so ganz ohne Hoffnung und Belohnung gewesen seyn müsse, und was der kränkenden und ehrenrührigen Dinge mehr waren. Dabei bewachte er sie wie ein Drache, sie durfte keinen Fuß in unser Haus setzen, sie mußte ihm das sogar schwören, und als er endlich auf den Gedanken kam, sie könnte den Unglücklichen wohl etwa heimlich mit Geld unterstützen, nahm er ihr die Hauskasse ab und erniedrigte sie vor allen Dienstboten.“

Das ist ja ein wahrer Höllenbrand, dieser Herr Kluge! sagte Z**, und die arme Rosine ist eine so geduldige Kreuzträgerin? —

„Das ist sie, gnädiger Herr, geduldig und fromm, und in Gottes Willen ergeben! Das ist aber auch ihr einziger Trost, der einzige Stab, an dem sie sich aufrecht erhält. — Das Christenthum und die Liebe für ihr Kind, das ihr nun seit jenem Unglück doppelt theuer geworden ist. Sie dankt es Georgen, sagt sie, und betrachtet es als sein Geschenk, das er ihr mit Gefahr seines Lebens erkauft hat. Er hat aber auch viel und standhaft gelitten. Still und finster hat er durch dreißig Tage, und wohl eben so viel schlaflose Nächte, auf einer Stelle gelegen, und nie ist eine Klage, oder ein Laut des Schmerzens seinen Lippen entflohen. Von Rosinen hat er nie gesprochen; als wir ihm aber erzählten, daß das Kind lebe und seine Heldenthat nicht vergeblich gewesen sey, da blickte er dankbar gen Himmel, und es war das erste und letzte Mal, daß ich einen Ausdruck von Freude in seinen Augen sah. Was wir für ihn thaten, erkannte er mit freundlicher, kindlicher Liebe, verließ aber doch, sobald er gehen konnte, mit Segenswünschen unser Haus. Seitdem hat er den Umkreis des Thales nicht wieder betreten;

er lebt von seiner Hände Arbeit, die ihm sauer genug werden mag, und vom Führen der Reisenden. Wir wissen wohl, das heißt, wir können es uns an den Fingern abzählen, daß es ihm knapp gehen muß; aber er nimmt weder einen leichtern Dienst hier im Orte, den ihm mein Mann gern verschafft haben würde, noch weniger aber eine Unterstützung an. Was wir während seiner Krankheit an ihm gethan, sey ohnedies, meint er, eine nie abzutragende Schuld für ihn. So bleibt er hinten in seinen Bergen und Wäldern, wird immer menschenfeindlicher, und ich fürchte und denke mit Zittern daran, denn — ich habe Georg lieb, wie meinen Bruder, — es wird einmal nicht gut gehen."

Hier endigte die Wirthin ihre Erzählung, und Z**'s Gedanken waren nun mit noch höherem Interesse auf Georg gerichtet. Aber auch Rosine hatte seine zarteste Theilnahme erregt, und so nahm er sich vor, die Einladung des Hammermeisters zu benutzen und gegen Abend zu ihm zu gehn.

Kluge empfing ihn mit vielen Komplimenten und Entschuldigungen, bedauerte unendlich, daß er nicht die Ehre gehabt hätte, heut zu Mittag zu bedienen u. s. w. Z**, ohne auf all' dieses Geschwätz zu antworten, äußerte seinen Wunsch, das Werk und die Anlagen zu besehen. Sie gingen umher. Es war

eine Anstalt von großem Umfang, mit ungeheuern Kosten angelegt, und ziemlich wohl unterhalten, nur daß es Z** schien, als wehe ein unheimlicher Geist der Rastlosigkeit und des ungemessenen Strebens nach augenblicklichen Gewinn ihn aus allen diesen Anlagen an, und zeuge von keiner zweckmäßigen Eintheilung und nöthigen Ueberlegung. Endlich kam die Reihe an Garten und Haus. Jener war vernachlässigt, dies mit einer ungeschickten Pracht, weit über den Stand des Besitzers und ohne allen Geschmack eingerichtet.

In einer Art von Speisesaal ward der Kaffee aufgetragen, und Rosine trat zu Z**'s großer Freude herein, ihm einzuschenken. Er hatte nun Zeit, sie zu betrachten, diese edlen Formen zu bewundern, und zu erachten, wie blendend schön diese Gestalt in ihrer Blüthe gewesen seyn mochte. Sie sprach wenig, doch hatte ihr Ton durchaus nichts Leidendes, selbst ihrer Haltung, die Gram und Kränklichkeit etwas vorgebeugt hatten, schien sie gebieten, und durchaus mit keinem Wort, keiner Geberde die Theilnahme oder Aufmerksamkeit erregen zu wollen, die ihr Z**'s weiches Herz schon reichlich zollte. Vergnügt durch die Bekanntschaft mit Rosinen, kehrte er in's Wirthshaus zurück, und nahm sich vor, um auch

Georg näher kennen zu lernen, noch einen Spaziergang mit ihm zu machen. Es geschah, wie er es gewünscht hatte, er hatte sogar die Freude, seinen finstern Begleiter heut' ein wenig gesprächiger und zutraulicher zu finden, und erstaunte über des jungen Holzknechts gewählte und fast begeisterte Sprache, zu welcher ihn manchmal die Betrachtung einer Naturscene hinriß. Noch mehr, als gestern, fühlte er sich von Achtung und Mitleid zu dem jungen Mann hingezogen, dessen Geschichte ihm nun bekannt war. Es war ihm nicht möglich, ihn anders als mit Sie anzureden; das der Holzknecht freilich im Anfange mit Befremdung zu hören schien, und gar zu gern hätte er mit ihm über sein Schicksal gesprochen, von dem Unglücklichen selbst Aeußerungen über seine Lage gehört, und ihm dann, so wie es möglich gewesen wäre, Hülfe angeboten; aber es lag etwas in Georgs Wesen, das jede solche Annäherung hintan hielt, und Z** nicht erlaubte, das Wort der Frage oder Anspielung, das bereits auf seiner Lippe schwebte, auszusprechen.

Endlich war die Wanderung für heute geendet. Z** beurlaubte sich von seinem Führer, nicht wie von einem gedungenen Begleiter, sondern wie von einem Fremden, der aus Gefälligkeit den weiten Weg

mit ihm gemacht. Er hatte nicht den Muth, ihm die ärmliche Bezahlung von gestern anzubieten, und stand einen Augenblick verlegen. Dann zog er ein hübsches Reiseetui mit Bleifeder, Scheere, Messerchen u. s. w. heraus: Ich gehe morgen nach Wien zurück, sagte er, und bedarf dieser Dinge nicht mehr. Behalten Sie das Etui zum Andenken eines Mannes, den Sie durch Ihre Begleitung verpflichtet haben, und der wünscht, daß Sie ihn nicht vergessen möchten. Georg stand einen Augenblick erstaunt, beschämt, gerührt; die Herzlichkeit in des Fremden Betragen überwältigte endlich seinen Stolz. Ich danke Ihnen, sagte er, indem er Z**'s Hand ergriff: Es hätte dieses Geschenks nicht bedurft, um Sie mir unvergeßlich zu machen. Die Art, wie Sie mich behandelten, hat mich erquickt, erhoben, und Sie haben mir dadurch weit mehr gegeben, als durch dies schöne Andenken. Er schüttelte Z**'s Hand treuherzig: „Vergessen auch Sie einen Unglücklichen nicht, der Ihrer Güte und Herablassung einen seiner besten Tage dankt." Z** glaubte nun den Augenblick da, wo Georgs Herz sich ihm öffnen würde, er hatte schon eine Frage auf der Zunge, aber Jener wandte sich, und verschwand so schnell im nächsten Busch, daß Z** mit offenem Munde etwas einfältig

ihm nachsah, und gar nicht mit den streitenden Empfindungen zurecht kommen konnte, die des jungen Menschen halb zutrauliches, halb stolzes Betragen in ihm erregte.

Am andern Morgen verließ er das Thal und kehrte nach der Hauptstadt und zu seinen Geschäften zurück, indem er sich fest vornahm, das nächste Jahr gewiß wieder hierher zu kommen, Georgs Bekanntschaft fortzusetzen, und sich überhaupt immer in der Kenntniß seines Schicksals zu erhalten. Aber dieser Vorsatz wurde von Zeit zu Zeit verschoben, und endlich ganz aufgegeben. Im nächsten, im zweiten und dritten Jahre störten bald Hindernisse Z**'s kleine Ausflüge ganz, oder zufällige Umstände führten ihn gegen den Plan, den er jeden Frühling faßte, nach R** zu gehn, in andere Gegenden. Doch gedachte er stets mit wehmüthiger Erinnerung des Schicksals der beiden Liebenden, und liebte es, Georgs Heldenthat, sein starkmüthiges Betragen und der armen Rosine stilles Leiden seinen Freunden oft und ausführlich mitzutheilen.

Im vierten Jahre endlich, nach seiner ersten Bekanntschaft mit ihnen, gelang es ihm, seinen längst genährten Vorsatz auszuführen, und er unterhielt sich schon auf dem Wege nach R** mit allerlei Träumen

und Möglichkeiten, was indessen wohl Zufall oder Schickung aus den jungen Leuten gemacht haben, und in welchen seltsamen, glücklichen oder tragischen Lagen er sie finden könnte.

Von allem dem war nun aber — wie es denn mit solchen Spielen unserer Phantasie meistens geht — gar nichts geschehn, ja vielmehr ein Stand der Dinge eingetreten, den der gute Z** bei allen seinen Möglichkeiten gewiß gar nicht als möglich gedacht hatte. Die Wirthsleute waren schon seit drei Jahren nicht mehr in dem Hause, weil der Hammermeister, dem es gehörte, einen so übermäßigen Zins gefordert, und sie auch sonst noch so vielfach geneckt hatte, daß sich der Mann endlich gezwungen gesehen, den Pacht aufzugeben und anderswohin zu ziehen. Das Hammerwerk aber hatte Herr Kluge nun auch seit drei Jahren einem Rechnungsführer übergeben. Er selbst war, um die Früchte seiner Indüstrie mit Glanz zu genießen, in das nächste Städtchen gezogen und lebte dort auf einem großen Fuß, gab Gastgebote, von denen nicht nur die Stadt, sondern die ganze Umgegend, sprach, hielt Kutschen und Pferde, Bediente u. s. w., spielte hoch, und fing an, sich dieser Leidenschaft, so wie dem Trunk, unmäßig zu ergeben. Seine Frau sah den Abgrund wohl, in den ihr Mann zu rennen

angefangen hatte, aber längst belehrt, daß hier weder Bitte noch Vorstellung helfe, und gewohnt, ihr Kreuz zu tragen, ging sie unter allen den lärmenden Herrlichkeiten eben so still, so geduldig und so freudenlos umher, wie auf dem Eisenhammer, nur daß sie an den Ort ihres längst verlornen Glücks und ihrer Jugendfreuden oft mit bittern Thränen zurückdachte.

Und Georg? fragte Z** den Gastwirth, der an des Abgegangenen Stelle ihm alle die verlangten Erkundigungen mitgetheilt hatte.

„Georg? Wer ist der?"

Z** erklärte, so gut er konnte. Niemand im Gasthofe wußte etwas von dem Holzknecht Georg. Er beschloß, sich in dem Eisenhammer nach ihm zu erkundigen. Der Rechnungsführer war ein artiger junger Mann. Z** fragte, beschrieb, erklärte. — Endlich besann sich der Rechnungsführer. — Ja, ja! sagte er: Ich erinnere mich des hübschen, muthigen Burschen. Es war einer der besten und geschicktesten Arbeiter, und überhaupt ein sehr braver und ein sehr unglücklicher Mensch, der ein besseres Schicksal verdient hätte. Z**'s Herz ging bei diesen Lobsprüchen freudig auf, er fragte weiter, und erfuhr nun folgende Geschichte.

Georg hatte sein düsteres Einsiedlerleben von dem Herbst an, wo ihn Z** kennen lernte, in den Winter hinein noch fortgesetzt, und war, seinem Vorsatz treu, nie in das Dorf gekommen. Aber Herr Kluge hatte ihn längst zum Zielpunkte seiner Rache gemacht, und seit dem Vorfall bei der Feuersbrunst, wo seine und Rosinens treue Liebe sich so achtlos und unwiderstehlich vor der Welt gezeigt hatte, sann er im Stillen nur darauf, wie er ihn verderben, und Rosinen jede Hoffnung des Wiedersehens, ja, jede Kenntniß von dem Schicksal ihres Jugendfreundes entziehen könne. Was er gethan haben mochte, hat kein Mensch bis jetzt erfahren, aber so nach dem neuen Jahre hin war Georg aus der Gegend, Niemand wußte wohin, verschwunden. Er kam nicht mehr zu den Arbeiten der Holzknechte, seine Hütte im Felsenwinkel auf der Alpe stand seit Wochen leer, sein weniges Geräthe ungebraucht. Alle Kameraden bedauerten den Verlust des entschloßnen, treuen Gefährten, und ie mehr und mehr gewann die Meinung an Wahrscheinlichkeit, daß er auf einem seiner kühnen Gänge verunglückt, vielleicht in eine unzugängliche Kluft gestürzt, oder mit dem Eise irgendwo eingebrochen und zu Grunde gegangen sey. Diese Meinungen verbreiteten sich auch bis zu dem

Eisenhammer. Rosine vernahm sie, wurde todtenbleich, schwieg aber, und kränkelte von dem an noch mehr. Gegen alle ihre Erwartung war ihr Mann der einzige, der diesen Vermuthungen keinen Glauben beizumessen schien, und fest behauptete, ja mit vielen nicht unscheinbaren Gründen zu beweisen suchte, daß das Alles wenig Statt habe, und daß der Vermißte sich über kurz oder lang schon wieder vorfinden würde.

So verging der Winter. Im nächsten Frühling hatte Herr Kluge eine Reise tief hinein in's Gebirge zu machen. Die Aerzte hatten Rosinen längst Zerstreuung und Luftveränderung verordnet, das gewöhnliche Mittel, wenn sie sonst nichts zu rathen wissen. Ihr Mann schlug ihr vor, mit ihm zu gehn; es war das erste Mal seit ihrer Verheirathung, daß er ihr etwas Freundliches erwies. Er erzählte ihr viel von der schönen Gegend, von dem herrlichen Leben bei seinen reichen Bekannten, den Hammermeistern in den höhern Bergen. Rosine, der Alles recht war, nahm es mit freundlichem Danke an und richtete sich zur Abreise ein. Ihres Mannes Verheißungen waren nicht zu groß, sie sah wirklich vorzüglich schöne Gegenden, wurde mit großen Ehren und mit einem Aufwande bewirthet, der ihr oft lästig war, und sehnte sich nach wenigen Tagen wieder in das Thal ihrer

Jugend und ihre gewohnten Umgebungen zurück. Aber sie sollte noch einen großen, berühmten Wasserfall sehen, von dem ihr Mann ihr schon zu Hause also viel vorgesagt hatte. Sie gab auch hierin nach, und fuhr mehrere Stunden weit mit einem Schwager ihres Mannes und diesem an den bezeichneten Ort.

Man führte sie durch ein enges, begrüntes Thal an einen Bach hin, an dessen Ufer hier und da aufgeschichtete kleine Holzstöße die Nähe einer Schwemme verkündigten. Auf dem Gipfel eines mäßigen Hügels, den sie erstiegen, stand eine einsame Hütte, roh aus Baumstämmen zusammengefügt. Hier wohnt der Holzknecht, sagte ihr Schwager, der die Schleuße besorgen muß. Rosine sah die ärmliche Wohnung an, das ganze Wesen hier herum, die Holzarbeiten, alles füllte ihr Herz mit wehmüthigen Erinnerungen. So gestimmt, leiteten ihr Mann und Schwager sie den jäh abhängigen Hügel herab, bis auf den Punkt, wo nun auf einmal der reiche, vom geschmolzenen Schneewasser ungewöhnlich geschwellte Waldbach über eine steile Höhe von vielen Klaftern mit donnerndem Getöse herabstürzte, mehr Schaum wie Fluth, und einer lockern Schneemasse nicht ungleich, die, durch den thauenden Südwind abgelöst von Dächern und Giebeln, zerschellend herabstäubte. Ein feiner Regen

übergoß die Schauenden selbst in einiger Entfernung; unten tobte und schäumte das Wasser im Felsenkessel, und Rosine sah mit einer Art von schauderndem Gefühl einige Breter, die man ihr zur Lust in den Abgrund geworfen hatte, von der wildempörten Fluth wie Späne krachend zermalmen. Mein Gott! rief sie, wenn da ein Mensch hinabstürzte? Es ist unlängst geschehn, sagte der Schwager vortretend, und wies auf einen Erlenbusch an der gegenüberstehenden ganz schroffen Felsenwand. Es war ein fremder Holzknecht, der einige Wochen hier gearbeitet hatte. Der Boden war vom Regen glatt und schlüpfrig, seine Kameraden warnten ihn, heute nicht auf den Felsen da hinaufzuklimmen, auf dessen Höhe er — eine Tanne, glaube ich — fällen wollte. Er hörte nicht auf ihren Rath, klomm wirklich bis dorthin zu dem Busch, aber da rollte das lose Gestein unter ihm und er stürzte rücklings in die Tiefe, seine Kameraden sahen ihn fallen, noch einen Augenblick unten mit dem Strudel kämpfen und dann verschwinden.

Alles schwieg. — Der Erzähler fuhr fort: Es war eine unbegreifliche Tollkühnheit von dem Menschen, sich da hinauf zu wagen. Man glaubt auch, es sey nicht ohne Vorsatz geschehen, denn er war immer melancholisch.

Hat man nicht erfahren, wer und woher er war? fragte Herr Kluge.

Es hat ihn kein Mensch gekannt; nur ein Tuch, das er immer um den Hals getragen, hat einer seiner Kameraden, den seine Arbeit den Tag darauf in das Thal da hinabgeführt, weiter unten an einem Strauch hängen gefunden. Zeig' doch, Joseph! setzte der Schwager hinzu, indem er auf einen der sie begleitenden Knechte wies. Der Knecht zog das Tuch aus der Tasche. Es war blaue Seide mit kleinen weißen Streifen. Rosine sah es an — ihr Auge starrte, ein Fieberfrost schüttelte ihr Glieder und, ohne einen Laut vorzubringen, sank sie ohnmächtig zu ihres Mannes Füssen nieder.

Sie hatte das Tuch erkannt, das sie beim letzten Abschiede Georgen zum Andenken gegeben hatte.

Man brachte Rosinen in die Hütte des Holzknechts. Sie erholte sich zwar, fand sich aber so schwach, daß man sie den Rest des Weges bis zu ihrem Wagen tragen mußte. Ueber den Vorfall selbst sprach sie mit Niemanden, und äußerte sich mit keinem Worte; aber es vergingen Wochen, seit sie wieder zu Hause war, ehe sie sich so weit hergestellt fühlte, um ihre gewöhnlichen Geschäfte zu verrichten.

Bald darauf faßte Herr Kluge, der sich für

ungeheuer reich hielt, jenen Vorsatz, in die Stadt zu ziehen, und führte ihn im kommenden Winter aus. Rosinen war Alles gleich, ja, sie glaubte, es könne nun auf der Welt nichts mehr geben, was sie zu kränken oder zu betrüben im Stande wäre. Dennoch fand die Vorsicht, oder Herrn Kluge's verkehrter Sinn, noch eine verwundbare Seite, auf der ihr Herz bis jetzt nicht angegriffen worden war. Das waren die Unmäßigkeiten im Spiel und Trunk, in die er sich, verleitet von einigen lockeren Gesellen, stürzte. Täglich gab es nun widerliche Auftritte, Herr Kluge verlor im Spiel, und suchte im Wein Vergessenheit seines Verdrusses. Sein Haus war dabei mit unverhältnißmäßigem Aufwand eingerichtet, die Einkünfte reichten nicht hin — er verkaufte mehrere Gründe, machte Schulden auf sein Hammerwerk, verpfändete den Ertrag seiner Besitzthümer auf Jahre im Voraus. — Nichts genügte mehr, und sehen Sie, gnädiger Herr! so schloß der Rechnungsführer seine Erzählung: Wenn das so fortgeht, wie diese drei Jahre, so muß er bald den Eisenhammer ganz verkaufen, von dem ohnedies kaum ein Viertheil mehr sein ist. Mich dauert nur die arme Frau und das Kind, die er endlich noch an den Bettelstab bringen wird.

Z** hatte mit wechselnder Gemüthsbewegung zugehört. Am meisten ergriff ihn das schreckliche Ende des armen Georgs; denn daß er es war, der in dem Wasserfall seinen Tod gefunden, blieb ihm, so wie Rosinen, keinen Augenblick zweifelhaft. In trüber Stimmung verließ er das verödete Haus, und wußte nicht, wen er mehr beklagen sollte, den armen Georg, der, trotz seines feindseligen Schicksals, doch nun endlich im Hafen der Ruhe angelangt war, oder die unglückliche Rosine, die, in scheinbarem Frieden und Wohlstand um alle Freuden des Lebens gebracht, nun noch einem hülflosen Alter entgegen sah.

Von nun an war Z** das ganze sonst so angenehme Thal zuwider, und er eilte, es zu verlassen, mit dem festen Vorsatz, es nicht so bald, und, wenn er könnte, nie wieder zu betreten.

Noch ein Jahr trieb es Herr Kluge wie bisher. Rosinens Bitten und Vorstellungen: doch für sein Kind zu sorgen, des Rechnungsführers Warnungen und Berichte von dem Stande seines Vermögens, Alles blieb bei den lauten und ungestümen Forderungen zweier Leidenschaften unbeachtet und unbefolgt. Aber Nachtwachen, Unmäßigkeit, wilde Gemüthsbewegungen, die beim Spiel ihn wie einen Ball zwischen Furcht und Hoffnung umherwarfen, böse Laune über

den stets mißlichern Stand seines Vermögens, selbst die nicht gewohnte Ruhe des Stadtlebens, hatten längst seine Gesundheit untergraben. Ein ungeheurer Verlust an der verbotenen geheimen Pharobank, die in derselben Nacht von der Polizei entdeckt und aufgehoben wurde, und Furcht vor Schande und Strafe, warfen den morschen Bau zusammen, sein Körper unterlag so vielen Stürmen, und ein Nervenfieber endete am achten Tage nach jener Schreckensnacht sein Leben.

Betäubt von diesen schnellen Schlägen, ermattet von der Pflege des Kranken und von schlaflosen Nächten, stand Rosine an dem Sarge ihres Eheherrn, und wußte nicht, ob sie dem Himmel für ihre Erlösung danken, oder diese neue Wendung ihres Schicksals als ein neues Unglück fürchten sollte. So wenig der Verstorbene gethan hatte, ihr Leben zu verschönern, so war er doch derjenige gewesen, dem sie am Altare Treue bis in den Tod geschworen; er hatte in der letzten Zeit gelitten, wie sie, nur auf andere Weise und durch eigne Schuld, und endlich war er der Vater ihres Kindes. Dies Alles regte jetzt, da er todt, und die Kränkungen, die sie durch ihn erfahren, abgethan waren, ihr Herz in redlichem Mitleid gegen

ihn auf, und sie weinte aufrichtige Thränen an seinem Sterbelager.

Als dem ersten schmerzlichen Gefühle und den Beobachtungen des Wohlstandes genug gethan war, sie auch wieder ihre Gedanken zu sammeln vermochte, fing sie wohl an einzusehen, daß der Himmel sie lieb gehabt, und durch die Lösung des unglücksvollen Bandes, das während fünf Jahren ihr Leben verbitterte, freundlich für sie gesorgt hatte. Mochten auch die Trümmer von dem einst so großen Vermögen ihres Mannes noch so unbeträchtlich seyn, so war doch das Wenige bei Stille und Zufriedenheit weit köstlicher, als vorher Ueberfluß und Pracht bei Kränkung und Unfrieden. Ueberdies war sie genügsam, ihr Sohn noch klein, und Alles, was sie von den Herrlichkeiten voriger Zeit genossen, ihr nie zur Freude gewesen. So fing sie nun an zu untersuchen, zu ordnen, der Rechnungsführer legte seine Papiere vor, die Gläubiger wurden berufen. Es dauerte lange, bis die Auseinandersetzung zu Stande kam, und endlich nach einem halben Jahre verdrüßlicher Berichtigungen fand es sich, daß, wenn Alles verkauft und zu Gelde gemacht würde, nach Abzahlung der Schulden Rosinen kaum so viel übrig blieb, um mit ihrem Sohne sparsam zu leben. Doch zog sie diese rühmliche Armuth dem Vorschlage

des Advokaten vor, der ihre Ansprüche geltend machen und so die Gläubiger verkürzen wollte. Als Alles in's Reine gebracht war, verkaufte sie auch noch ihr Geschmeide, ihre kostbaren Kleider, miethete sich in derselben Stadt eine kleine Wohnung, richtete sich ein, und suchte nun durch Handarbeiten, in denen sie wohl geübt war, ihr kleines Einkommen zu vermehren, um ihrem Sohne eine anständige Erziehung geben zu können.

So lebte sie still und fromm für sich dahin, freilich nicht glücklich; aber sie lebte in Frieden und ohne Kränkung. Georgs Bild schwebte im Lichte der Verklärung vor ihren Augen, und nimmer konnte sie in die feindselige Meinung ihres Schwagers einstimmen, daß er seinen Tod selbst gesucht habe. Er war ja auch immer gottesfürchtig gewesen, wie sie, er hatte all' seinen Trost in der Frömmigkeit gefunden, so werde ihn, meinte sie, doch Gott nicht so schrecklich verlassen haben, daß er es hätte wagen dürfen, eigenmächtig seinem Leben ein Ende zu machen.

Die Welt bewegte sich dazumal in stürmischen Gährungen. Es war in den Jahren 1812 und 1813. Rosine in ihrer stillen Abgeschiedenheit nahm durch Gebet und fromme Wünsche Antheil an der guten Sache, und freute sich auf den Zeitpunkt, wenn nun Alles

wieder ruhig, aller Kampf Frieden, das ehrwürdige Alte hergestellt, und auch ihr Sohn der weiblichen Pflege entwachsen seyn würde, ihn ihrem Bruder zu übergeben, der ein wackerer Landwirth und durch ein braves Mädchen wohlhabend geworden war, sich aber in die Stille eines Klosters zurückzuziehen, wo sie dem Gebet und dem Andenken an den nievergessenen Jugendfreund leben wollte.

Sie sollte dieser Hoffnung nicht lange genießen. Einer der ersten Gläubiger ihres verstorbenen Mannes, ein Kaufmann in der Stadt, in welcher sie wohnte, Witwer, reich, angesehen und nicht übel gebildet, hatte sie bei den gerichtlichen Verhandlungen näher kennen gelernt. Ihre uneigennützige Handlungsweise, ihre Sanftmuth, ihr Unglück, am meisten ihre Schönheit, machten Eindruck auf den noch blühenden Mann. Er trug ihr seine Hand an; versprach, ihren Sohn an Kindes Statt anzunehmen, und betrieb, trotz Rosinens Bitte, sie mit jeder Bewerbung zu verschonen, weil sie fest entschlossen sey, nie wieder zu heirathen, seine Liebesangelegenheit so öffentlich, so auffallend, daß die ganze Stadt davon sprach, und Niemand daran zweifeln wollte, die ganz arme Witwe, die doch vorher an ein so glänzendes Leben gewöhnt war, würde, um ihrer und ihres un-

versorgten Kindes willen, den Vorschlag mit beiden Händen ergreifen. So machte man sie in den Gesprächen des Städtchens schon zur Braut, und der Ruf davon erscholl bald auch in ihrer Heimath.

Eine junge Beamtensfrau, die kurz vorher, ehe Rosine das R** Thal verließ, mit ihrem Manne in die Gegend gekommen war, und sich in freundlichem Umgang näher an sie geschlossen hatte, schrieb ihr Glückwünsche zu der nahen Hochzeit. Rosine antwortete halb scherzend auf das, was sie für Scherz hielt, und versicherte der Frau Rentmeisterin, daß sie an keine Heirath denke, noch denken werde. Doch ängstete sie das Geschwätz der Leute, und noch mehr das Zureden ihrer Freunde und Geschwister, um ihres Kindes willen diesen äußerst vortheilhaften Antrag nicht auszuschlagen; auch des Kaufmanns zuversichtliche Bewerbungen quälten ihr stilles Gemüth, und sie sehnte sich aus all' dem Gewirre mit banger Seele in die Einsamkeit ihres gewünschten Klosters.

Es stand nicht lange an, so kam ein zweiter Brief der Rentmeisterin. Der Eisenhammer des verstorbenen Herrn Kluge wurde von den Gläubigern verwaltet. Jetzt hatte sich ein Käufer gefunden, ein Husarenoffizier, der den letzten Krieg mitgemacht, das Kreuz verdient hatte und nun in ländlicher Einsamkeit

der Ruhe pflegen wollte; denn er war verwundet. Es war wie die Rentmeisterin schrieb, ein sehr artiger, wohlgebildeter Mann, der gleich bei der Uebernahme des Eisenhammers mancherlei Kenntniß und Einsicht gezeigt habe, und das ziemlich zerrüttete Werk mit Verstand und Thätigkeit in recht guten Stand zu bringen scheine. Auch dieser hatte bei der Rentmeisterin Rosinens Bild gesehen, ihre Geschichte vernommen, und sich erklärt, er würde sich sehr glücklich schätzen, wenn Rosinens Herz noch frei wäre, sie wieder als Gebieterin in ihr voriges Eigenthum einzusetzen. Wenn ihr Herz noch frei ist, habe er noch ein Mal mit sehr bedeutendem Ausdruck wiederholt, und der Rentmeisterin den Auftrag gegeben, in seinem Name anzufragen.

Rosine brach in Thränen des Unmuths und der Angst bei diesen neuen Zumuthungen aus. Ach, mein Gott, rief sie, so will man mir denn keine Ruhe gönnen, mich den Rest eines traurigen Lebens nicht in Frieden beschließen lassen! Sie setzte sich hin, und schrieb ihrer Freundin, ihr Herz sey wirklich nicht mehr frei. Das möchte sie dem Herrn Rittmeister sagen, und übrigens sie jetzt und künftig mit allen solchen Anträgen verschonen.

Frau Fischer, so hieß die Freundin, theilte dem

Offizier sogleich am folgenden Tage seinen Korb in den schonendsten und glimpflichsten Ausdrücken mit, und setzte, um der Nachricht einen Theil ihrer Bitterkeit zu benehmen, aus ihrer eigenen Ansicht entschuldigend hinzu, sie zweifle nun nicht mehr, daß der Kaufmann, der schon so lange und so anhaltend um ihre Freundin geworben, endlich doch einigen Eindruck auf ihr Herz gemacht haben müsse. Der Offizier dankte für die gehabte Mühe, schwieg ganz von seinen weiteren Absichten, und die Sache blieb auf sich ruhen. Aber, obwohl er den Kauf schon seit einigen Wochen geschlossen, und wirklich angefangen hatte, das Werk zu betreiben, auch das Haus ganz anders und in viel einfacherem Geschmack einzurichten, so fand er doch jetzt auf einmal allerlei Anstände und Zweifel in den Rechnungen, in der Einrichtung, die Niemand als der Rechnungsführer, der längst schon in großer Entfernung eine Anstellung gefunden hatte, oder die vorige Frau Hammermeisterin selbst, zu heben im Stande war. Er ließ sie daher durch Frau Fischer ersuchen, seine Bitte nicht übel zu deuten, und sich die kleine Reise gefallen zu lassen, weil die Sache schlechterdings an Ort und Stelle entschieden werden müßte. Seiner Absichten war mit keinem Worte erwähnt, und seine Anfrage so natürlich, sein

Verlangen so billig, daß Rosine wohl einsah, hier sey nichts zu thun, als einzuwilligen. Frau Fischer versprach, die Pferde zu schicken, und Rosine sollte nun nach so langer Entfernung und in so sehr veränderten Umständen das Thal wiedersehen, wo ihre schönsten, aber auch ihre traurigsten Stunden verflossen waren.

Es hatte sie schon lange eine geheime Sehnsucht hingezogen, und in ihrem Herzen das heimische Thal und das Kloster sie lange in der Wahl ihres letzten einsamen Aufenthals unschlüssig gelassen. Nur die Heiligkeit der Stätte und die noch tiefere Abgeschiedenheit entschied endlich für das Kloster. So fuhr sie an einem schönen Frühlingsmorgen unter tausend wechselnden Empfindungen den bekannten geliebten Bergen zu, und stieg bei ihrer Freundin ab. Frau Fischer empfing sie mit vieler Freude, und sagte ihr, was sie noch heiterer machte, und über die gefürchtete Zusammenkunft mit dem Husarenoffizier beruhigte, daß dieser seit jener abschlägigen Antwort nie wieder etwas von der Sache gesprochen habe und still ohne Umgang lebe. Gegen Abend, als es kühler geworden war, konnte Rosine dem Drang nicht widerstehen, der sie in die eigentliche Heimath zum ehemaligen Hause ihrer längst verstorbenen Aeltern, zu der Kirche, in welcher sie oft gebetet und geweint, in die schaurig schöne

Thalschlucht, zog, in der sie einst in bessern Zeiten so oft mit dem verklärten Freund, und dann später einsam, unter Thränen um ihn, gewandelt war. Sie nahm einen Umweg, um nicht am Eisenhammer vorbei zu müssen; den sie fürchtete, dem Husarenoffizier zu begegnen, und nachdem sie das Haus ihrer Geburt und die Kirche besucht hatte, stahl sie sich auf den einsamsten Pfaden in die Thalschlucht, und freute sich ganz ungemein, da sie sich, unbeachtet und ungesehn, in dieser aufgenommen fand. Sie wandelte in wehmüthig süßen Erinnerungen hin, und war nun bis zu dem Brunnen gekommen, an dem sie oft in theurer Begleitung geruht, und das Wasser getrunken hatte, das des Freundes Hand ihr schöpfte. Sie näherte sich der Brunnenhütte, sie stand auf dem Steg. — Mit nicht geringem Schrecken erblickte sie ietzt einen Mann an der Quelle, der sich eben bückte und mit einem leichten hölzernen Becher Wasser schöpfte. Er war einfach und ländlich, doch nicht ohne Geschmack gekleidet. Rosine stand ängstlich, sie wußte nicht, ob es nicht eben der gefürchtete Brautwerber war, ob sie umkehren, oder, an dem Brunnenhüttchen vorbei, die Straße weiter gehen sollte. In dem Augenblick richtete sich der Fremde auf, wandte sich und trat aus der Hütte. Rosine erstarrte, sie

sah diese Gestalt, diese Züge — und mit einem Ton des Entsetzens und der Freude schrie sie: — Georg! und stürzte zusammen.

Er sprang hinzu, er erkannte sie, trug die theure Bürde zur Quelle, legte sie auf seinen Schoß, besprengte sie mit Wasser, und unter tausend Liebkosungen und süßen Lauten der Liebe und des Entzückens brachte er sie wieder zu sich. Sie richtete sich auf, sah ihn noch immer zweifelnd an, und sank dann mit dem Ausruf: Du bist's, Du lebst! laut weinend an sein Herz. Nur nach langer Zeit vermochten die tief erschütterten Seelen, sich zu fassen, und Worte zu gewinnen, um ihr Erstaunen, ihre Freude auszudrücken. „Und liebst Du mich denn noch? Hast Du mich nicht vergessen in der langen Zeit?" fragte endlich Georg. Ach, ich habe nie einen andern Gedanken gehabt, als Dich! antwortete Rosine. „Und der reiche Kaufmann, der sich in *stadt um Deine Hand bewirbt? Und die Antwort, die Du dem Offizier sagen ließest?" — Du weißt davon? rief sie überrascht. — Georg sah ihr Erstaunen, er schien sich zu besinnen. Nach einer kleinen Pause sagte er: „Ich habe davon gehört. Der Husarenoffizier war mein Rittmeister, ich stehe nun auch hier in seinem Dienst." Das ist mir sehr unangenehm, erwiederte

Rosine. — „Warum?“ — Ach, eben um dieser Bewerbung willen. Aber sage mir nur, wie Alles zusammenhängt? Wir hielten Dich für todt. Ach, was habe ich nicht ausgestanden! — Georg erzählte ihr nun, wie ihr verstorbener Mann ihn vor vier Jahren durch den Verwalter des Grafen, dem die Wälder gehörten, Nachts in seiner Hütte von den Soldaten greifen und als Rekruten habe fortschleppen lassen. Da er bei der Infanterie nicht brauchbar war, sollte er Reiter werden. Er ergab sich in sein Schicksal, das er nicht ändern konnte, und nahm nicht ungern die Dienste, zu denen er seit langer Zeit Lust gehabt, und von deren Ergreifung ihn bloß das Verlangen, in Rosinens Nähe zu leben und vielleicht noch einmal ihr hülfreich seyn zu können, abgehalten hatte. Er hoffte auch jetzt nicht weit von ihr entfernt zu werden; denn sein Regiment lag in der Nähe des N ** Thals. Auch schrieb er an Rosinen, sobald es ihm möglich war, — er erhielt keine Antwort. — „Ach! und ich keinen Brief!“ — Auch nicht aus Ungarn, und im Jahr 1812 aus Polen, wo mein zweites Regiment beim Auxiliarcorps stand? — „Nicht eine Sylbe!“ — Ach, was ich gelitten habe, kann nur Dein Herz ermessen, wenn Du mich noch liebst, wie einst. — „Ich glaubte Dich im Wasserfall in **

ertrunken, zerschellt. — O Gott! Georg! Georg!" rief sie, und umfaßte ihn mit Angst: — „Du bist doch nicht hineingestürzt? —" Er lächelte. Er war in seinem Leben nicht in der Gegend gewesen, aber das blaue Tuch hatte er bald, nachdem man ihn zum Conscriptionsoffizier gebracht, unter seinen Sachen gesucht und vermißt. Nun verständigten sich nach und nach die ruhiger schlagenden Herzen, und Rosine erfuhr, daß Georg von dem Regiment, bei dem er zuerst angeworben worden, plötzlich und ohne Ursache zu einem Husarenregiment, das tief in Ungarn stationirt war, versetzt wurde; von hier ging es nach Polen, von dort endlich im Jahr 1813 nach Deutschland und über den Rhein bis in die Hauptstadt des gedemüthigten Feindes. Georg erzählte mit Feuer und Lust von den Schlachten bei Kulm, Leipzig und auf dem Montmartre. Rosine hörte ihm mit aufgeregter Seele zu, und es ward ihr bald klar, daß ihr Mann, so wie er die Ursache von Georgs Entführung gewesen war, auch seine Briefe unterschlagen, seine Versetzung zu dem entfernten Regiment bewirkt und die Komödie am Wasserfall mit seinem Schwager verabredet hatte, um Rosinen, deren Herz er noch immer Georg zugewandt wußte, jede Hoffnung zu benehmen.

„Aber wie kommt es, daß Du jetzt hier bist, und

hast mich nicht aufgesucht, mich nichts wissen lassen?"

Georg lächelte wieder seltsam: Mein Rittmeister hat mich liebgewonnen, ich habe ihm so viel von der Schönheit dieser Gegend gesagt. — Der Eisenhammer war zu verkaufen, er ließ sich überreden, wir nahmen unsern Abschied, und ich bin nun bei ihm, wie einst bei meinem alten geliebten Pflegevater. — Dich aber, Rosine, sogleich aufzusuchen, mich Dir zu zeigen — konnte ich es wagen, nachdem durch vier Jahre alle meine Briefe unbeantwortet geblieben und ich Dich von Freiern umgeben fand? Zudem: Dein Herz ist nicht mehr frei, ließest Du dem Offizier sagen.

„Ach, war es denn nicht wahr? habe ich Dich denn nicht ewig geliebt?" O, meine Rosine! — Aber, theures Wesen! ich bin nicht reich, Du auch nicht, — ich habe Dir nur ein geringes Glück anzubieten. Rosine legte die Hand auf seinen Mund, sie verbot ihm, davon zu reden, sie war entschlossen, auf jeden Fall die Seinige zu werden.

So saßen sie kosend in seliger Vergessenheit der Welt um sich her, als die einbrechende Dämmerung Rosinen an den Heimweg mahnte. Ach Gott! rief sie, ich habe noch eine halbe Stunde bis zur Frau Fischer,

und es wird dunkel. „Ich begleite Dich, Rosine, so hast Du nichts zu fürchten.“ Sie standen auf, und waren noch nicht lange gegangen, als ihnen in dem engen Thalwege ein Bursche in sauberer Livree mit einem schönen gezäumten Reitpferd entgegen kam. Georg ging ihm entgegen, redete heimlich mit ihm, und der Bursche kehrte mit dem Pferde um. — „Das ist wohl ein Reitknecht des Rittmeisters?“ fragte Rosine. Ja, antwortete Georg, er sucht seinen Herrn, ich habe ihn angewiesen. Sie gingen weiter. Rosine bemerkte nach einer Weile, daß Georg langsam und nicht ohne Beschwerde ging. Sie sagte es ihm, und er erzählte ihr, daß er im Kriege viel ausgestanden und einige Mal gestürzt sey.

Rosine erschrak! „Ach, Georg! Wie wird es Dir denn in Deinem Dienste gehn? Und Alles das leidest Du um meinetwillen!“

„Eben darum achte ich all' dieses Leiden nicht. Fürchtest Du aber vielleicht, daß mein Zustand mich einst zur Arbeit unfähig machen könnte, daß Du dann ein trauriges Schicksal mit mir theilen müßtest? — Rosine! — Wenn Du das fürchtest — so laß es uns lieber sogleich gestehn, und uns trennen! Du bist jung, schön, gesucht, ich darf Dein Glück nicht hindern!“

Rosine machte ihm sanfte Vorwürfe über diesen lieblosen Gedanken. Ein Mal, sagte sie, hast Du mich überredet, Dir zu entsagen; es war mein und Dein Unglück, daß ich Dir damals folgte. Jetzt bringst Du mich nicht wieder dazu, gewiß nicht. Ich lasse Dich nicht mehr, und Gott, der Dich in allen Gefahren erhalten, der uns jetzt so wunderbar zusammengeführt hat, wird auch noch weiter für uns sorgen.

Georg umschlang das treue, geliebte Weib, sie stand in seinen Armen, zu ihm aufblickend, und der Mond, der in dem Augenblick hinter der östlichen Felsenreihe heraufstieg, schimmerte in ihr verklärtes Gesicht und in die Thränen, die aus ihren blauen Augen glitten. Keines sprach, sie fühlten betend und dankbar ihr unaussprechliches Glück.

So waren sie in trauten Gesprächen bis an den Ausgang des Thales gekommen, und betroffen erkannte Rosine, als sie sich umsah, daß sie den gewohnten alten Weg gegangen waren, der am Eisenhammer vorbeiführte. Sie sah ihn schon ganz nahe vor sich. Sie wollte nun durchaus nicht vorbei, und sagte es ihrem Freund. Dieser lächelte. „Ich muß Dich dennoch bitten, noch bis dahin zu gehen; ich muß sehn, ob der Herr zu Hause ist, denn ich habe ihm etwas zu sagen, eh' ich Dich zur Rentmeisterin führe."

Rosine ergab sich in das Verlangen ihres Freundes. Er suchte ihr ein freundliches Plätzchen am Ufer, wo ein Baum sie halb verdeckte; dort bat er sie, zu warten, und eilte in's Haus. Rosine sah seiner Zurückkunft mit Ungeduld, und nicht ohne Furcht, der Husarenoffizier möchte sie erblicken, entgegen. Es dauerte nur kurze Zeit, so hörte sie gehen. Sie wandte sich — und — wie groß war ihr Schrecken! — Der Offizier kam die Anhöhe vom Hause herab, gerade auf sie zu, in völliger Uniform, den Orden auf der Brust. Sie hörte ihren Namen von einer theuern Stimme rufen. Jetzt warf der Mond sein volles Licht auf den Kommenden — es war Georgs Wuchs, sein Gang, seine Züge. —

Gerechter Gott! Was ist das? rief Rosine erschrocken und zitternd. Aber Georg umschlang sie und drückte sie unter Freudenthränen an seine Brust: — „Das ist der Lohn deiner Liebe und Treue! Gutes, frommes, himmlisches Wesen!"

Aber wie kommst Du in die Kleider?

Es sind meine eigenen. Liebe Rosine! Ich bin nicht Unteroffizier und Aufseher über die Arbeiter hier, wie ich Dir scherzend erzählte; ich bin Husarenrittmeister und der Eisenhammer ist mein Eigenthum. Gott hat mich wunderbar geführt, Rosine! Er hat mir

seine Gnade gegeben, daß ich mir die Liebe und Achtung meiner Vorgesetzten erwerben konnte. Ich stieg schnell vom Gemeinen zum Unteroffizier, von da zum Lieutenant. Mein Oberster gewann mich sehr lieb. In der Leipziger Schlacht hatte ich das Glück, ihm das Leben zu retten; in der von la Ferte' champenoise wurde er an meiner Seite tödtlich verwundet. Ich hatte Gelegenheit, mich auszuzeichnen, ich wurde auf dem Schlachtfelde Rittmeister und bekam das Kreuz. Aber ich genoß diese Freude nicht, denn mein Oberster, mein zweiter Vater, starb noch denselben Abend in meinen Armen. Ein bedeutendes Legat von ihm, und einige glückliche Coups, die ich auszuführen bekam, setzten mich in den Stand, nachdem ich meine Pflicht gethan und der heilige Kampf geendet war, meinen Abschied zu nehmen; denn ich fühlte, daß ich der Ruhe bedurfte. Von Dir und Deinem Schicksal hatte ich mir von Zeit zu Zeit Kenntniß zu verschaffen gewußt. So erfuhr ich Deines Mannes Tod, und daß der Eisenhammer zu verkaufen sey. Mein Entschluß war bestimmt. Wohin auf der ganzen Welt hätte ich lieber flüchten sollen, als in das stille Thal meiner Geburt, wo ich einst so glücklich gewesen; an das selbst traurige Erinnerungen mich mit unbeschreiblichem Reize fesselten, in dessen Nähe end-

lich Du noch immer lebtest, wo ich genaue Kunde von Dir zu erhalten, und — da Deine Hand frei war — wenn Du meiner noch nicht vergessen hattest — auch wieder unaussprechlich glücklich zu werden hoffen konnte? Vor einigen Wochen kam ich hierher, Niemand erkannte mich bis jetzt, Niemand suchte in dem reichen Rittmeister in glänzender Uniform den armen Holzknecht. Auch fand ich vieles verändert. In manchen Häusern waren neue Bewohner, Andere waren gestorben, Viele in veränderten Verhältnissen. Ich vermied jeden Umgang, weil ich nicht eher erkannt seyn wollte, ehe Du über mein Schicksal entschieden haben würdest. Mit unbeschreiblicher Lust richtete ich mich in dem Hause ein, das Du bewohnt hattest, ich suchte Deine Spuren auf, ich war glücklich, wenn ich wieder eine neue entdeckte. Ach, Rosine! Ich lebte nur in dem Gedanken an Dich!

Er legte sein Haupt auf ihre Schulter, aus Beider Augen flossen Thränen der Freude, des innigsten Danks gegen Gott.

Ich erfuhr, begann Georg von neuem, was mich wenig freute, die Bewerbungen des reichen Nebenbuhlers um Dich. Ich hatte nicht den Muth, sogleich hervorzutreten, ich wollte wissen, wie es um Dein Herz, um Deine alte Liebe stände. Die Frau des Rentmei-

ſters fragte Dich, ohne mich zu kennen; deine Antwort machte mich beſtürzt, ich wußte nicht, ſollte ich hoffen oder verzweifeln. — Meine Sehnſucht nach Dir, meine Liebe hieß mich endlich alle Bedenklichkeiten überwinden. Ich wollte mein Schickſal erfahren, Dir in meiner wahren Geſtalt vor Augen treten, und erwarten, was Du entſcheiden würdeſt. So veranlaßte ich Dein Hierherkommen — ſo erwartete ich Dich zwiſchen heißer Liebe und ängſtlicher Beſorgniß, als Du mir heut am Brunnen erſchienſt.

„Und Du, böſer Menſch, konnteſt Dich noch ſo verſtellen und mich mit dem Rittmeiſter ängſtigen?“

Verzeih', Roſine, einen Scherz, der gar nicht in meinem Plane lag, zu dem Deine Worte mich erſt in demſelben Momente veranlaßten! Verzeih', wenn ich Dir einen unangenehmen Augenblick gemacht habe! Glaube mir aber, Roſine, um alle Schätze der Welt möchte ich die Freude nicht geben, mir den Anblick Deines ganzen treuen Herzens und Deiner hingebenden frommen Liebe durch meine kleine Liſt verſchafft zu haben. O, Roſine! Ich bin glücklicher, als ich es ſagen kann, als ich es verdiene; glücklicher, als irgend ein Menſch es verdienen kann! Er drückte ſie feſter an ſeine Bruſt, und ſie fühlten Beide ſchweigend ihre Seligkeit.

Endlich erinnerte Rosine an den Rückweg. Es wird sogleich angespannt seyn, antwortete Georg. Laß uns einen Augenblick in's Haus gehn, laß mich Dich in Dein Eigenthum führen, und der Freude genießen, Dich zum ersten Mal an dem Orte mein nennen zu können, in dem ich Dich so lange, so schrecklich von mir getrennt wußte! Sie folgte ihm, er zeigte ihr Alles im Hause, wie er es, so viel möglich, einfach und ansprechend eingerichtet hatte, nicht, wie es unter Herrn Kluge, sondern bei seines Pflegevaters Zeit, ausgesehen hatte. Rosine ging selig an seinem Arm umher, und feierte bald mit Wehmuth, bald mit Schaudern an den bekannten Stellen die Erinnerungen der Vergangenheit, bis man dem Rittmeister meldete, es sey angespannt. Er führte Rosinen hinab zu der eleganten Chaise, die im Hofe stand, setzte sich an ihre Seite, und sie, noch ganz betäubt von den wechselnden Auftritten und Gefühlen des heutigen Tages, konnte noch in manchem stillen Augenblick kaum an ihr Glück und an die Wirklichkeit so seltsamer Ereignisse glauben.

So kamen sie unter freundlichem Gekose zur Frau des Rentmeisters, die, schon überrascht, Rosinen an des Rittmeisters Seite im Wagen zu sehen, nun vollends die Entwicklung ihres Schicksals, und daß der Husarenoffizier und der arme, so lange als todt beweinte

Georg eine und dieselbe Person seyen, kaum fassen konnte. Aber bald freute sie sich herzlich mit der beglückten Freundin, und half recht emsig, Alles zu beschicken und anzuordnen, daß das Hochzeitfest des beglückten Paares in vierzehn Tagen, zwar mit anständiger Feier, aber einfach und nur im Kreise weniger Freunde, vor sich gehen konnte.

Anderthalb Jahre hatten Georg und Rosine in häuslicher Stille und im dankbaren Genuß ihres Glükkes gelebt, und ein holdes Mädchen lag schon in der Mutter Arm, als Herr v. Z **, der sich zwar vor ein Paar Jahren vorgenommen hatte, das Thal nie wieder zu betreten, das ihm so viel wehmüthige Erinnerungen gab, sich doch bereden ließ, einen Freund zu begleiten, den seine Geschäfte in diese Gegend führten. Sie stiegen in einem entlegenen Gasthofe ab, dessen Bewohner Z ** unbekannt waren; aber er und sein Begleiter blieben es nicht lange. Die Erscheinung von einem Paar angesehener Herrn aus der Hauptstadt macht Epoche in einem einsamen Gebirgsthal. Bald erfuhr die Gegend, daß die Herren da, und wer sie wären, und in einer Stunde darauf sah Z ** zu seinem Erstaunen eine Chaise vor dem Gasthofe halten. Ein Husarenoffizier stieg heraus und

fragte nach ihm. Z** wußte sich die Erscheinung nicht zu erklären, und wollte eben sein Zimmer verlassen, um dem nach ihm Fragenden entgegen zu gehn, als die Thüre sich öffnete und der Offizier eintrat. Z** sah ihn verwundernd an, es war, als sprächen dunkle Erinnerungen aus tiefer Ferne sein Gemüth freundlich, aber wehmüthig an. — Sie kennen mich nicht mehr, hob der Offizier an, indem er mit gerührter Stimme und dargebotner Rechten auf Z** zuging. — „Wahrlich, mein Herr! — Mir ist — Ihre Züge — diese Stimme — wir sehen uns heut nicht zum ersten Mal." — O freilich nicht, rief der Offizier lebhaft: Erinnern Sie sich des armen Georgs nicht mehr, der Sie auf den Bergen herumführte? „Ob ich mich seiner erinnere, Herr Rittmeister? Ja wohl, ja wohl! Ich habe seinen schrecklichen Tod herzlich betrauert."

Er lebt noch, Herr von Z**! Er lebt noch und ehrt Sie noch wie damals.

„Wär's möglich? Mein Gott! — Diese Aehnlichkeit — Sie wären —?" Ich bin der arme Georg, rief der Rittmeister mit lebhafter Rührung. Sehen Sie hier das Etui, das Sie mir damals schenkten. Es ist seitdem nie von mir gekommen. Er zog es bei diesen Worten hervor und wollte es Z** zur Beglaubigung überreichen, aber er lag schon in Z**'s

Armen, der ihn, heftig bewegt und mit Thränen im Auge, umarmte. Auch in des Rittmeisters Augen glänzten Zähren, sie flossen der Freude des Wiedersehens, den seltsamen Umschwung seines Geschickes, seinen damaligen Leiden. Als er sich wieder gefaßt hatte, war Z**'s erste Frage nach Rosinen. — „Sie ist mein, sie ist meine Frau!" O, nun ist Alles, Alles gut! rief Z**, und sprang jubelnd auf: Gott sey gedankt, der Euer langes Leiden angesehen und Euch wieder vereinigt hat! Sie müssen mich zu Ihrer Frau führen. Darum bin ich hier, antwortete der Rittmeister: Wir Beide bitten Sie um diesen Besuch, als um die größte Freude, die Sie uns machen können. Aber nicht bloß besuchen, lieber Herr von Z**, auch bei uns wohnen müssen Sie mit Ihrem Freund, uns angehören, und den Dank und die Liebe eines treuen Herzens nicht verschmähen, das Ihnen auf jenen Spaziergängen in seinem tiefsten Unglück einige schöne und erhebende Stunden verdankte.

Georg führte Z** zum Wagen. Rosine empfing den Freund, von dem ihr ihr Mann so viel Gutes erzählt hatte, mit Achtung und Dankbarkeit. Beide Gatten bestrebten sich, ihm und seinem Begleiter die wenigen Tage ihres Aufenthalts im R** Thal so

angenehm als möglich zu machen; aber die größte Freude genoß der gute Z** nicht sowohl in den Beweisen der Liebe und Freundschaft des edeln Paars, als in der Ueberzeugung, wie glücklich diese beiden Menschen waren, und wie sehr sie es zu seyn verdienten.

Wenn er nun nach R** kommt, und er besucht das Thal, so oft es ihm nur seine Geschäfte verstatten, wohnt er bei dem Rittmeister, und kommt aus dem Heiligthum häuslichen Glücks und geprüfter Tugend immer heiterer und behaglicher nach der Hauptstadt zurück.

VI.

Emmoina.

Eine Heroide

von

Johann Carl August Rese.

Emmoina.

Wilhelm, gedenkst du noch mein, der Stillen, Frühegewelkten,
Welche dir liebend verwandt unter den Lebenden ging,
Oder entschwand dir mein Bild und hast du die Knospe vergessen,
Die des Hades Gewalt, eh' sie entblühte, geraubt?
Ach! so muß sie dich fremd aus ferner Verbannung begrüßen,
Die so harmlos vereint, die so verschwistert dir war!

Wenn die luftigen Schatten den Erdgefilden entschwebt sind,
Jetzt in schweigender Schaar wandelnd auf stygischer Flur,
Dann nicht länger bewahrt der Jüngling die Jugendgeliebte,
Noch der Bruder den Freund, welchen der Orcus umfängt.
Aber ich fühle dein Herz von des Kummers Gewalten ergriffen,
Glühender Thränen Fluth strömet die Wangen herab!
Ja, er denket noch mein; ihm ist die Frühegewelkte
Nicht entschwunden, sie lebt noch in dem treuen Gemüth.
Was da scheidet vom Licht, bald mag die Welt es vergessen;
Fühllos schreiten des Volks Tritte mir hin an der Gruft.
Auch der gefühlteste Schmerz versinkt im Strome der Zeiten,
Schwestern weinen nicht mehr mir, der Geschiedenen, nach!

Selbst der zärtlichen Mutter entrinnen seltnere Thränen,
Doch im stillen Gemüth hält mich der Dichter bewahrt!
Kennst du, o Guter, sie noch, die rosig lächelnden Stunden,
Die uns ein freundlich Geschick jugendlich blühend vereint?
Zwar du ahndetest nicht, was dieser Busen verwahrt hielt,
Noch gestand dir mein Mund, wie ich dich innig geliebt.
Jetzt vom Hades herauf verräth mein friedliches Nah'n dir,
Was dem Lebenden einst sorgsam die Lippe verheelt.
Mägdlein war ich, allein bedacht, des sanfteren Lebens
Kränze zu winden, dem Glück harmlos zu öffnen die Brust,
Dich, o Jüngling, durchglüht' ein flammendes edles Verlangen,
Und mit bewegtem Gemüth rangst du empor nach dem Ruhm.

Dennoch wehrteſt du nicht die Bruſt der ſanftern Empfindung,
Nicht ein zartes Gemüth haſt du der Zarten verſagt.
Heilig hegteſt du ſie, die kaum geöffnete Knoſpe,
Die ihr tiefes Gefühl ſcheu noch im Buſen verbarg.
Einmal nur, o laß der Stunde mit Wehmuth mich denken,
Einmal, Wilhelm, allein fühlt' ich den Jüngling in dir.
Als ich kehrte daheim vom Todtenkranz der Geſpielin,
Trüb, im weißen Gewand, ſtill mit der Myrthe geſchmückt,
Und die Wange noch feucht von reichlich vergoſſenen Thränen,
Bot ich dir, liebender Mann, traurig beweget die Hand,
Feſt umſchlangſt du mich da und hielteſt mich glühend am Buſen,
Und mit ſtürmiſchem Kuß deckteſt die Wangen du mir.
Zaghaft blickt' ich empor und ſah dein Auge genäſſet,
Und den bläulichen Blick dunckeler in ſich geſenkt.

Stärker wogte mein Herz und ach! ich fühlte mich Jungfrau,
Doch ich bewahrte den Trost, Kind zu erscheinen vor dir!
Damals, Jüngling, verrieth allein dein liebendes Herz dich,
Als mit dunkeler Hand mich das Verhängniß berührt.
Denn den Dichter zuerst vor allen erreichet des Schicksals
Leises Winken und scheu naht ihm die Zukunft vorher!
Ach! wie voll dunkelen Schmerzes erschien dir die heilige Stunde,
Welche dem Liebenden sonst einzig an Seligkeit naht!
Und du preßtest mich dicht voll Lebensgluth an den Busen,
Gleich als wehrtest du mir schirmend den nahenden Tod.
Ach! vergebens umschlang dein Arm so fest die Geliebte,
Mit unwirksamer Gluth drücktest du dicht sie an's Herz.

Denn was des Orcus Gewalt zum frühen Raub sich ersehn hat,
Hält kein liebender Arm rettend zurück an dem Licht!
Nicht mit süßem Ton und heiliger Macht des Gesanges
Rufst du die Knospe zurück, welche du liebend gepflegt.
Früh berührete schon mit leiser Gewalt mich der Hades,
Mit unsichtlicher Hand nahend dem kindlichen Haupt.
Doch ich wallte der dunklen Stunde so lächelnd entgegen,
Ging mit Kränzen geschmückt, pflückte mir Blumen am Bach,
Und verfolgte den Flug der flatternden Psyche in Hainen,
Nimmer ahndend, wie bald Hermes, der Führer, erschien!
Heiter war ich entblüht, mir lachten die Rosen der Jugend
Frisch auf der Wange, mein Tritt schwebte wie Zephyr dahin!

Und nun hält die Geraubte des Erebus Dunkel gefesselt,
Kaum ein liebendes Wort flüstert mein Mund noch herauf!
Aber seit ich gewelkt dahin sank, traurigen Herzens,
Ruf' ich des Erdengefilds frohere Räume zurück,
Und vom Hades empor, mit unbezwinglicher Sehnsucht,
Ringt der gefesselte Geist nach den Gebieten des Lichts,
Wo der Kindlichen einst des Lebens Wonnen genaht sind,
Wo der heilige Tag blühende Fluren umfängt,
Wo die Bäum' ihr grünendes Haupt gen Himmel erheben,
Bäche mit tönendem Fall stürzen den Felsen herab,
Ströme brausen und Wälder rauschen und Stimmen ertönen,
Lichte Sterne der Nacht heiligen Schleier durchglühn;
Und ein belebeter Laut aus frischen Hainen gehört wird,
Und aus Thälern empor und den Gefilden ertönt.

Denn kein Jubel erreicht, kein Ton der seligen Freude,
Jedes traurende Haupt, welches der Erebus hält,
Ernstvoll wandeln umher die blutlosen Schatten im Hades,
Schweigend, nie von der Gluth holden Entzückens erreicht.
Düster erhebt sich ein Fels und nächtlich schwarze Gewässer
Wälzet der fluthende Styx; schauerlich legt sich umher
Endlose Stille, wo nicht der Rosse Hufschlag gehört wird,
Noch der Heerden Geläut oder der Vögel Gesang,
Noch auch murmelt ein Bach, noch reget der West im Gesträuch sich;
Sondern der schweigende Tod decket das öde Gefild.
Hier nun geh' ich verwaist, die unbezwingliche Thräne
Rinnet die Wangen herab, salzig, mit dunkler Gewalt.

Schweigen lagert umher; es schau'n die anderen Manen,
Mit getrübetem Blick, fragend das Schattenbild an,
Dem des Orcus Gebot den sehnenden Schmerz nicht gestillt hat,
Noch der rettende Trank jener lethäischen Fluth.
Kehrt' ich noch einmal zurück und wäre des Orcus Gesetz nicht
Unerbittlich, o dann grüßt' ich mit Thränen das Licht,
Dort den Rasen im Thal, den Rand des fluthenden Baches
Küßte mein glühender Mund; euch, ihr Blumen am Quell,
Netzt' ich mit Thränen des Harms und jedes geliebtere Plätzchen
Sucht' ich dankbar, und schwer trennte mein Blick sich von ihm.
Doch weil der Traurenden selbst des Wiedersehns Wonnen geraubt sind,
Will ich den sehnenden Harm dir, o Geliebter, vertraun.

Denn dem Dichter vertraut sich die zarteste Regung der Seele,
Der in reicher Brust ähnlich empfindend sie hegt.
Bald wird der kehrende Lenz mit neuen lächelnden Blumen
Liebend die Erde bestreu'n, o dann bewahre dies Wort:
Still begrüße die Flur, und den Garten am Wald und den Ulmhain,
Und die Gänge des Thals, auch den befreundeten Strom
Bring' ein Opfer von mir und reichliche Blumen des Frühlings
Wirf in den Strudel, den einst wundernd das Mägdlein geschaut.
Kennst du das Plätzchen im Thal, wo drei verschlungene Pappeln
Ueber den stürzenden Bach breiten ihr luftiges Haupt?
Dort vom blumigen Ufer entriß ich die einsamen Rosen,
Mit noch kindischer Hand kränzend das dunkele Haar,

Und beſah mich im Bach, der leichte Wellen einhertrieb,
Eines Dichters Geſpiel, dichteriſch ſelber geſchmückt.
So bewahre du mich und laß im Liede mich leben,
Wie ich jugendlich hold blühende Auen durchflog!
Nicht gedenk' in mir des falben blutloſen Schattens,
Welchen der Hades getrübt, raubend das ſelige Licht.
Blumen magſt du voll Reiz mit ſinnigem Geiſte vereinen,
Einen gefühlvollen Kranz lege der Freundin auf's Grab.
Sie ja heiſchet das Opfer, der jegliche Blüthe gewelkt iſt;
Dieſem ſchmuckloſen Haupt duftet die Roſe nicht mehr.
Noch auch wecket der Lenz mir heitre Blumen zum Strauße,
In des Hades Gebiet dringet ſein Lächeln ja nicht.

Nie auch wird mir vergönnt zu schau'n die holden Gespielen,
Die, der Gewelketen fern, reizende Jungfrau'n entblüht.
Noch auch festlich geziert, im Schmuck der bräutlichen Myrthe,
Grüß' ich der Freunde Gewühl; Thränen, der Mutter im Aug',
Segnen die Tochter ja nicht, noch spricht der redliche Vater
Mit bewegetem Blick Rührung aus treuem Gemüth!
Ewig welkten für mich dahin die bräutlichen Kronen;
Ros' und Myrthe verblich, nur die Cypresse blieb treu.
Sie nur fürder umzieht mein Haupt mit düsterem Laube;
Heiterer Farben Schmuck ziemt der Verbanneten nicht.
Doch hast du liebend nunmehr mein Todtenopfer vollendet,
Und den elegischen Kranz still auf die Urne gelegt,

O dann trockne den Blick und hemme die strömende Thräne,
Nicht mit Kummer fortan trübe des Lebens Geschenk,
Sondern in ruhiger Brust bewahre der Freundin Gedächtniß,
Und mein blühender Tod bleibe dir stets im Gemüth.
Wenn du in Hermes Geleit dann einst die Lethe begrüßest,
Trüb, mit schweigendem Gang, aber das dunkele Haar
Lorbeergeschmückt, in dem Arm die Lyra, kein ruhmloser Schatten,
Dann im Orcus zuerst reich' ich dir friedlich die Hand.
Mild entwölket dein Blick, beim Gruß der bekannten Gestalt, sich,
Und im getrübeten Aug' steiget ein Lächeln empor,
Wenn du die Freundin gewahrest im weiten Gemische der Schatten,
Die am stygischen Strand gehen in luftiger Schaar.

Doch Unwillkommenes wohl red' ich dem Freunde, der blühend
Schauet das rosige Licht, wenig des Orcus gedenk.
Und so scheid' ich auf lange von dir, gedenke der Bitte
Und mit duftendem Kranz schmücke mir liebend die Gruft.

VII.

Fliegende Blätter

von

F. H. Jacobi.

Bei Anlaß der Briefe Johannes von Müller's an Bonstetten, sagt Rehberg: „Was für das Publikum geschrieben ist, kann ausgebildeter, abgerundeter, im Ausdrucke gewählter seyn. Die unwillkührlichen Aeußerungen der Gedanken, im Momente, da sie hervortreiben, ergreifen mit einer unwiderstehlichen Kraft.“ Eingedenk dieses sehr wahren Wortes, habe ich an den hier erscheinenden, zu sehr verschiedenen Zeiten flüchtig hingeworfenen Sprüchen weder biegen noch bessern wollen. So wie sie ursprünglich allein zu mir selbst gesprochen wurden, gebe ich sie treu am späten Abend meines Lebens weiter: für dies Mal nur einige aus dem großen Vorrath herausgelooſete Blätter.

Ich strebe nicht darnach, dem Leser die Zeit zu verkürzen, sondern vielmehr denjenigen zu helfen, denen, wie mir selbst, die Zeit schon überall zu kurz ist.

* * *

Ich vertrage mich leicht mit Jedem, der sich mit sich selbst verträgt.

Wir ehren die gute und wir verachten die böse Lust. Der am Guten Lust hat, ist ein guter, der am Bösen Lust hat, ein böser Mensch. Die gute oder böse Lust eines Menschen macht seinen Charakter aus.

* * *

Was nennst du eine schöne Seele? Eine schöne Seele nennst du, die das Bessere schnell gewahr wird, rein heraushebt, unbeweglich festhält.

* * *

Es ist abgeschmackt, zu sagen, man hasse und verachte die Menschen, liebe und ehre aber die Menschheit. Ein Allgemeines, ohne ein Besonderes, eine ehr- und liebenswürdige Menschheit, ohne ehr- und liebenswürdige Menschen, ist ein Hirngespinst, ein Unding.

* * *

Es ist die Sitte der Tugend, die Fehler vortrefflicher Menschen nicht anders als mit einer gewissen Furchtsamkeit und Schaam zu bemerken; es ist die Sitte des Lasters, Frechheit mit dem Namen der Wahrheitsliebe zu decken.

* * *

Alle Vorurtheile ablegen, heißt alle Grundsätze ablegen. Wer keine Grundsätze hat, wird theoretisch und praktisch durch Einfälle regiert.

Wir begehren nicht das Angenehme zuerst, sondern wir begehren ursprünglich ein unserer Natur gemäßes Unbekanntes, von dem wir nur durch Ahndung wissen, durch den weissagenden Trieb. Eine unserer Natur gemäße Handlung wird als solche durch die Empfindung der Lust bezeichnet; sie ist das Wort zur Sache. — Ein ganzes Regiment trägt einerlei Kleidung, und dieß heißt man seine Uniform; aber die Uniform ist nicht das Regiment. Es gibt keine freiwillige Handlung des Menschen, die nicht mit einiger Lust verknüpft wäre, die nicht diese Uniform trüge; darum aber ist es doch nicht wahr, daß der Mensch nur die Lust sucht und davon ausgehe.

* * *

Der Mensch, erzählt Mose, wurde zuletzt erschaffen; vor ihm alle Thiergattungen. — Diese Ordnung wird noch jetzt in jedem einzelnen Menschen wiederholt; — er folgt zuerst den thierischen, den gröberen Trieben; der thierischen und gröberen Lust; — aber er ist zur Unsterblichkeit geschaffen, und kann den Weg zur Unsterblichkeit finden. — Er kann aber auch thierischer als ein Thier werden, und die Mittel der Unsterblichkeit gebrauchen, um sterblicher zu werden, und sich Leiden, Krankheiten zuzuziehen, von welchen das Thier ver-

schont bleibt; er kann „mit Waffen des Lichts das Reich der Finsterniß und Barbarei ausbreiten.“ Herder bemerkt in der ältesten Urkunde, daß Adam nach dem Falle sich in das Leben der Thiere gekleidet. — Durch Triebe wird der Mensch geleitet, und alle seine Triebe gehören zu seiner Natur. Der Trieb aber, der ihn zum Menschen macht, der ihn aussondert, ist sein eigentlicher, seinem Geschlecht angehöriger Lebenstrieb, sein Trieb zu einem höheren Leben. Schon in der bloßen Perceptions-Fähigkeit, die man als der Empfindungs-Fähigkeit entgegengesetzt betrachten kann, ist dieser Trieb spürbar; denn die Perceptionsfähigkeit, das Vermögen, die Gegenstände aus sich herauszustellen, sich über sie zu erheben, um sie zu betrachten, ist objectiv, und die Grundlage zu des Menschen königlicher Würde; sie schlägt den ersten Funken einer Liebe, die sich von dem, was wir Lust nennen, so sehr unterscheidet, daß jene dieser Widerstand thun und sie überwinden kann. — Der ernste Beobachter findet von Anfang bis zu Ende überall dieselbe Oekonomie. — Das Innere des rein menschlichen Triebes aber, als ei-

gentlicher Sitz der Freiheit, als das Geheimniß der Substanz, ist uns unerforschlich.

* * *

Es gibt kein Ding in der Welt, zu dem man eine Lust und Liebe, die immer durchhielte, fassen könnte. Darum ist Treue nöthig, und ein fester Muth, den die Seele sich selbst zu machen lernen muß. Wer dies lernt, erwirbt Freiheit, erwirbt etwas von der großen Eigenschaft, sein Leben zu haben in sich selbst, welches der eigentliche Stein der Weisen ist.

* * *

Die Ueberlegung sagt uns nicht, was gut, sondern was besser ist. Was besser als besser ist, heißen wir das Beste. Das Positive, was gut ist, sagt mir allein der Instinct. Er ergreift unmittelbar das Gute und hält es fest. — Das Vermögen zu urtheilen setzt ein Vermögen zu vergleichen zum voraus; doch gibt es ein erstes Urtheil, wenn man es so nennen will, ohne Vergleichung, welches der Instinct fällt, indem er am Guten haften bleibt, es unmittelbar ergreift und festhält. Der Instinct jeder Gattung bezieht sich auf die Erhaltung der Gattung, auf das, was sie lebendig macht und erhält.

Das Geheimniß des moralischen Sinnes und Gefühls ist das Geheimniß des bleibenden Lebens, im Gegensatz mit unserm gegenwärtigen Daseyn, das vorübergehend ist, wir mögen uns dawider sträuben wie wir wollen, und zum Tode führt. In dem moralischen Gefühl ist eine Ahndung von Ewigkeit. — Ich weiß nichts Erhabeneres und Tieferes, als den neutestamentlichen Ausspruch: unser Leben ist verborgen mit Christo (dem Gottmenschen) in Gott — unstreitig ist unser Leben, wenn anders ein wahrhaftes Leben in uns ist, tief in uns verborgen — dennoch befiehlt es apodiktisch seine Erhaltung, befiehlt uns, daß wir es an's Licht bringen sollen. Glaube und Erfahrung ist also der einzige Weg, auf dem wir zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen können. — Allerdings ein mystischer und dem Brutalismus ganz unausstehlicher Weg.

* * *

Wir müssen uns selbst weh thun können, wenn wir zu Tugend und Ehre gelangen wollen. Muth, Herzhaftigkeit ist dem Menschen vor allen Dingen nöthig.

* * *

Was ist es, das wir an einem Bayard, Montrose, Ruyter, Douglas, an den Freunden Cimons, die sich bei Tanagra opferten, bewundern?

Das bewundern wir an ihnen, daß sie nicht an ihrem Leibe hingen, sondern allein das Leben ihrer Seele lebten. Sie waren nicht das, was der Zufall aus ihnen machen wollte, sondern was sie selbst zu seyn beschlossen hatten. Derjenige, vor dem das Gesetz, dem er folgen will, nicht wie ein Gott dasteht, der hat nur einen todten Buchstaben, der unmöglich ihn beseelen kann.

* * *

Eine jede Tüchtigkeit zu einem Zweck ist eine Tugend. Die Frage nach der höchsten Tugend ist, die Frage nach dem höchsten Zwecke. Der Rang der Tugenden muß also nach dem Rang der Zwecke bestimmt werden. Um das System der Zwecke zu finden, muß ergründet werden, was die Bestimmung des Menschen, sein höchstes und letztes Ziel ist.

* * *

Man erkennt den Weisen an der Wahl der Zwecke, die er sich vorsetzt; den Klugen an der Wahl der Mittel, um zu seinen Zwecken (weisen oder unweisen) zu gelangen. Woran aber sind die Zwecke selbst zu erkennen? Soll die Wahl des Weisesten entscheiden, so können wir nicht sagen, wie eben gesagt worden, daß der Weise an seinem Zweck

erkannt werde. — Semper idem velle, atque idem nolle. Aber welches ist dieses Eine und ebendasselbe, welches immer gewollt werden soll? — Es ist die Ehre Gottes.

* * *

Kalte Ueberlegung ist sehr gut, wo nur der verhältnißmäßige Werth der Mittel, das Mehr oder Weniger ihrer Zulänglichkeit zu einem gegebenen Zweck abgewogen werden soll. Bei der Wahl eines Zweckes aber, wenn man sich diesen erst vorzusetzen, sich für ihn zu entschließen hat, ist es ein Anderes. Das Vermögen vergleichender Erwägung will da nicht zureichen. — Kalt ist der Verstand, die Vernunft aber eine zugleich erwärmende und erleuchtende Flamme. Zur Wahl des besten und höchsten Zweckes gehört Virtuosität, gehört jene Prudentia der Alten, die deswegen von ihnen zur ersten der Kardinaltugenden gemacht wurde. Wer nur ein Mann allein mit dem Verstande ist, der ist ein blos gemeiner Mann. Sic volo, sic jubeo, spricht die Vernunft, und hat über ihre Absichten dem Verstande keine Rechenschaft zu geben.

* * *

Es ist der Würde des Menschen gemäß, die Begierden in Unterwürfigkeit zu halten, sie zu beherr-

schen. Das Gefühl der Würde liegt aber nicht in dem Beherrschen als solchem, sondern in dem, wodurch beherrscht wird; in dem Bewußtseyn einer höheren Bestimmung. Der Mensch kennt ein höheres Gut, dieses siegt, nicht sein Wille.

* * *

Jede Activität setzt sich eine Passivität vor, jede Arbeit Genuß. — Aber jeder Genuß setzt ein Bedürfniß voraus, und so wie dieses gestillt ist, hört der Genuß auf. Alle Lust ist nothwendig vergänglich.

Uns selbst genießen wir aber nur in unserer Arbeit, in unserem Thun, und unser bester Genuß ist unser bestes Thun.

Welche Liebe geht über die Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde, und welche Lust über die tägliche ununterbrochene, die sie an ihm hat?

Können wir im Grunde etwas Anderes genießen, als uns selbst? — Allerdings! Aber diese Frage aus einander zu setzen und lehrreich zu beantworten, ist schwer.

* * *

Das Gewissen ist nichts Anderes als der gewisse Geist in unserm Innern; — dieser gewisse Geist entscheidet aber in der Wissenschaft, in der Kunst, in der

Staatsverwaltung, mit einem Worte, überall, und nicht blos in der Moral.

* * *

Sich selbst kennen, heißt darauf merken, daß wir nicht von uns selbst sind, und die Wahrheit nicht in und an uns selbst haben, sondern daß wir sie wo anders her empfangen müssen, daß wir sie zu Lehen tragen.

* * *

Das ist ein unbedingtes Gesetz für den Menschen, daß der Gedanke in ihm herrsche, daß sein Geist immer oben schwebe über den Gegenständen; — sie sollen nicht ihn, sondern er im Gegentheil soll sie in Besitz nehmen. — Er soll Alles sammeln in seinem Geist.

* * *

Der Mensch kann nur einen festen Sinn haben, ein bloßer Vorsatz läßt sich nicht fassen, und darum auch nicht behalten. Ein reiner Vorsatz ist ein Unding.

* * *

Wir können aus Vorsatz weder lieben noch hassen, wohl aber mit Vorsatz.

* * *

Der Mensch maßt sich das Vermögen an, beständig zu seyn aus eigener Kraft, und setzt darin seine Ehre. Ein Mann von Wort, und ein Mann von

Ehre seyn, ist gleichbedeutend. Wer einen Vorsatz fassen und dabei bleiben, aus Entschluß handeln kann, ununterstützt von gegenwärtiger Neigung, ja der gegenwärtigen Neigung, Gemüthsbewegung, Leidenschaft sogar entgegen, von dem sagen wir, daß er Charakter habe, daß er ein Mann sey. Wir verachten den Menschen, der jedes Mal nur das ist, was die Dinge, der Zufall, die Umstände aus ihm machen, den Veränderlichen, Unbeständigen, Wankelmüthigen. Wir achten denjenigen, der den Dingen und den Eindrücken, die sie auf ihn machen, Widerstand zu thun, sein Selbst ihnen gegenüber zu behaupten weiß, der sich von ihnen unterrichten, aber nicht verwandeln läßt.

* * *

An Menschheit glauben, einem Freunde unbedingt vertrauen, nennen wir groß und edel; Unglaube, Zweifel, Verdacht haben etwas Kleinliches, Unedles; sie stammen aus der Furcht. Ein edler Muth also glaubt und vertraut. Er glaubt und vertraut nicht, weil er ein guter Rechenmeister ist; sein Glaube, sein Vertrauen ist eine Kraft des Gefühls, nicht eine kalte Ausübung des Verstandes. Diese Kraft geht vielmehr gegen den Verstand an, indem sie über denselben sich erhebt.

Wenn der Mensch in der Kreatur bleibt, so versinkt er vorwärts und rückwärts in das Nichts.

* * *

Wenn Gefühl und Empfindung verschwinden, so bleiben Worte und Ceremonien übrig und machen sich wichtig.

Ein gesittetes Betragen heißt ein gleichförmiges, beständiges Betragen. — Was Allen auf gleiche Weise gut dünkt, das wird zur Sitte. Ungesittet heißt ein Mensch, der sich an das, was Sitte ist, nicht kehrt.

* * *

Wo Sitte ist, da herrscht über die Sinnlichkeit Vernunft. Und umgekehrt, wo die Vernunft anfängt über die Sinnlichkeit zu herrschen, da entsteht Sitte.

* * *

Was heißt Sittenverfall?

Der Sittenzustand eines Volks ist gut, wenn das, was die Gesetze verordnen, aus angewöhnter Ueberzeugung und Neigung gern gethan wird. Es muß unmöglich scheinen, daß ein Einzelner anders empfinden, urtheilen und handeln könne, als die andern Alle, wenn er nicht den Verstand verloren hat und ein Nichtswürdiger ist. Die allgemeine Meinung über das, was wahr und gut sey, muß ein der Vernunft gleiches Ansehn haben. Sobald dieser Glaube

wankt, und mit ihm das Ansehn der öffentlichen Stimme, tritt der Sittenverfall ein. Eigendünkel darf nun hervortreten und sich hören lassen; Eigenwille sich in Ansehn setzen; die heilige Schaam verschwindet, ihr öffentlicher Altar ist verwüstet. — Summa: der Mensch muß etwas über sich erkennen, das seine Meinung und seinen Willen regiert.

Der erste Grad der Sittenverderbniß ist, die öffentliche Meinung nicht mehr zu achten; der letzte, die Abwesenheit einer öffentlichen Meinung. Jeder thut alsdann was ihm gefällt, und seinen Lüsten nachzuhangen dünket Jedem recht: es ist keine Sitte mehr im Lande.

* * *

Perfectibilität soll den Menschen vom Thiere unterscheiden. Hat der Mensch als Gattung sich vervollkommnet, oder hat er überall nur mißlungene Versuche seiner Verbesserung angestellt?

* * *

Es ist eine besondere Einbildung unserer heutigen Philosophen, daß sie glauben, durch gewisse Einfälle, die ihnen gekommen sind, würden sich die Unvollkommenheiten der menschlichen Natur überwinden lassen. Vernunft hat der Mensch immer gehabt, und auch immer, wie jetzt, darnach gehandelt, nicht weniger

und nicht mehr; nur seine Lage, seine Umstände, folglich seine Leidenschaften, sind nicht immer dieselben. Wir sind vermittelte Wesen, und haben deswegen auch unaufhörlich mit Mitteln und Zwecken zu thun, welche nie die letzten Mittel und die letzten Zwecke sind. In diesem Verstande ändern sich auch unsere Zwecke oft, und es kann mit Wahrheit von uns gesagt werden, daß wir uns bessere, vernünftigere vorsetzen, welches aber mehr nicht sagen will, als daß wir schicklichere Mittel gefunden haben; bessere Maschinisten oder Mechaniker geworden sind. Der Mensch selbst wird nicht dadurch gebessert, und seine eigentlichen letzten Zwecke, die auf lauter Bedürfnisse, lauter Elend sich beziehen, bleiben dieselben. Dies wird sehr bei dem Lobe, das man den Fortschritten der Vernunft ertheilt, außer Acht gelassen.

* * *

Sind nicht alle Tugenden geworden, ehe sie Namen hatten und Vorschrift? Das Buch des Lebens will geschrieben seyn, ehe man ihm ein Register anhängen kann. Dergleichen hinten nach gemachte Register sind unsere Sittenlehren, und sie werden in der Regel von Leuten gemacht, die vom Buche nichts verstehen. Andre, die auch nichts davon verstehen, glau-

ben, das Register sey die Grundlage des Buchs, und die Kunst, darin aufzuschlagen, die wahre Kunst zu leben. Sie schlagen aber darin immer nur für Andre auf, nicht für sich. Es ist etwas ganz Andres, was die Menschen in ihren verschiedenen Lagen treibt und lenkt, sie einig oder uneinig mit sich selbst und Andern macht. Wo Einheit der Zwecke entsteht, da wird Harmonie, da entsteht Sitte und beweiset sich als eine Macht.

* * *

Das Leben ist nicht eine gewisse Gestalt des Leibes, sondern der Leib ist eine gewisse Gestalt des Lebens. Der Leib verhält sich zur Seele, wie sich das Wort zum Gedanken verhält.

* * *

Das vernünftige Wesen besteht im Vernehmen seiner selbst; es geht in sich selbst zurück. Was es vernimmt, in so fern es durch Sinnlichkeit bedingt ist, heißt es Natur; was es vernimmt, in so fern es durch Sinnlichkeit nicht bedingt ist, heißt es Göttliches Wesen.

* * *

Alles, was den Menschen über die Sinnlichkeit erhebt, kommt aus der Vernunft, wenn es auch mit noch so viel Sinnlichem vermischt ist.

Die Aufklärerei verschmäht Beides, das Sinnliche und das Uebersinnliche. Das Wahre und das Gute liegt ihr in der Mitte, im Worte. Sie erkennt den Menschen daran, daß er spricht; er ist ihr ein redendes Thier. Alles Unaussprechliche ist ihr verdächtig; über die sinnliche Erfahrung hinaus hat sie weder Vertrauen noch Glauben.

* * *

Die wahre Aufklärung ist diejenige, die den Menschen lehrt, daß er sich selbst ein Gesetz ist; die wahre Kultur ist diejenige, die ihn gewöhnt, diesem Gesetz ohne Rücksicht auf Belohnung und Strafe zu folgen.

* * *

Was heißt das: man soll die Wahrheit über Alles achten, wenn es mehr heißen soll, als: ich soll das Gute über Alles lieben? Aber welches Gute? Ohne Zweifel das wahre wesentliche Gute.

Das Gute, das nicht blos für oder wider etwas Anderes gut ist, wird um sein selbst willen geliebt. — Das Wahre, unter derselben Bedingung, auch? — Allerdings! denn es ist Ursprung des Seyns, und in ihm allein ist das Seyn.

* * *

In einem Zeitalter, worin das Gute und das Wahre für zwei verschiedene, einander oft im Wege

seyende Dinge gehalten werden, muß Alles wider einander laufen.

* * *

Alle Gesetze, in dem Ursprung ihrer Kraft betrachtet, sind despotisch: Sic volo, sic jubeo. Gesetze des Willens sind nicht Gesetze, die der Wille empfängt, sondern die er gibt. Ueber dem Willen ist nichts; in ihm ist das Leben ursprünglich. Wie sollte ein Gesetz einen Willen hervorbringen können? wo dies zu geschehen scheint, wird schon ein gesetzgebender Wille vorausgesetzt, der in dem gegenwärtigen Fall als ausübende Gewalt erscheint.

* * *

„Der Friede ist das Meisterstück der Vernunft," sagt Joh. Müller. — Dieses ist nicht nur wahr in Beziehung auf die bürgerliche Verfassung, sondern in jeder Beziehung.

* * *

Die Menschen suchen nicht Wahrheit, Gerechtigkeit, Freiheit; sie suchen nur sich selbst: und wüßten sie nur sich selbst recht zu suchen!

* * *

Was haben die Menschen nicht Alles versucht und angewendet, um ihre Einheit, das Seyn und Bleiben

ihres Ichs sich einander gegenseitig zu verbürgen! Alle bürgerliche Ordnung hat zur ersten und letzten Absicht, daß der Wille von heute auch für morgen gelte. Darum war allen Völkern Religion so heilig. Sie fixirten dadurch die Wandelbarkeit ihrer Natur.

* * *

Wer sich nicht selbst helfen kann, sucht Schutz bei Andern gegen Dienst, Unterwürfigkeit, allerlei Dank: so sind Obrigkeiten, Richter, Hauptleute entstanden. Das Recht ist zuerst bei dem Gewaltigen gesucht worden, er half es finden. Die ersten natürlichen Gewalthaber waren Väter, hernach Familienfürsten — Patricier zu Rom — später Landsassen. — Der sich selbst helfen konnte, wurde höher geachtet, als der Hülfe suchen mußte bei Andern. Daher geschieht es bis auf den heutigen Tag, daß man sich mehr dünkt durch Stärke als durch Gerechtigkeit, denn die Gerechtigkeit macht gleich.

* * *

Sobald der Mensch anfängt, Andern nicht mehr zu glauben, als er sich selbst glaubt, so hat alles Gouvernement de confiance ein Ende.

* * *

Die Absicht der Staatsverfassungen, in so fern sie

auf Vernunft gegründet sind, ist: der reinen praktischen Vernunft einen Leib zu geben. Die Sittenlehre allein vermag das nicht; sie muß äußerlich abgefaßt, verkörpert werden, durch äußerliche Anstalten, die ihre eigenthümliche Kraft, ihr Selbstdaseyn, so viel wie möglich entbehrlich machen.

* * *

Der Mensch hält die menschlichen Gefühle höher, als die ausgesprochenen Gesetze, von welchen diese Gefühle beherrscht werden sollen. Vater-, Kinder- und Freundesliebe, Treue, Erbarmen, legt er allen Pflichten dergestalt zum Grunde, daß er nicht allein Ausnahmen von dem Gesetze um ihretwillen duldet, sondern sogar die Stärke der Seele tadelt, welche durch den Begriff sich über jedes Gefühl erhebt. Die bürgerliche Gesetzgebung gestattet sogar, daß man für Freunde und Verwandte parteiisch sey, und wir würden denjenigen nicht bewundern, sondern verachten, der sich rühmen würde, über alle Anfechtung dieser Art erhaben zu seyn.

* * *

Wie ein Gesicht schön wird, dadurch, daß es Seele, so die Welt dadurch, daß sie einen Gott durchscheinen läßt.

Wie mir mein eigenes Selbst auf eine unbegreifliche Weise gegenwärtig ist, so ist mir auch Gott auf eine unbegreifliche Weise gegenwärtig.

* * *

Der Instinct harmonisirt das Innere der Thiere, Religion das Innere des Menschen.

* * *

Durch das Dunkel der Weltbegebenheiten fahren zuweilen Blitze, welche die Wolken zerreißen, und den Himmel, Gottes Wohnung, eröffnen. Im Herzen des Menschen, in seinem Geiste, entzünden sich diese Blitze und fahren aufwärts.

* * *

Gottähnlichkeit, Gottgleichheit. Es ist ein großer Unterschied, wenn Christus sagt: Ihr sollt vollkommen seyn, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist; und wenn der Teufel zu unsern ersten Aeltern sagt, machet euch Gott gleich.

* * *

Der Mensch, als ein endliches Wesen, muß überall Natur, Endlichkeit zum Grunde legen. Er will sich nicht von der Natur befreien, sondern seine Natur frei machen, wenigstens sie ausstatten mit Freiheit.

* * *

So gewiß wir in der Zeit als unserm Element

dergestalt leben, daß wir uns keinen Augenblick als außer ihr denken können, ohne zugleich zu denken, daß wir aufhören zu seyn; so können wir uns doch eben so wenig gänzlich als Kinder der Zeit und in ihr allein gegeben denken. Wir haben im Gegentheil von einem Außerzeitlichen das innigste Bewußtseyn; wir nennen es in uns das Selbst; außer uns Gott; was aber in der Zeit ist, Natur oder das Vergängliche. Alles Vergängliche ist in einem Unvergänglichen gegeben, und setzt es voraus, oder es wäre gar nicht. Wir leben dadurch, daß wir unaufhörlich die Ewigkeit unterbrechen, einen Anfang und ein Ende setzen.

* * *

Nichts erschreckt den Menschen so sehr, nichts verfinstert so sehr seinen Geist, als wenn ihm Gott aus der Natur verschwindet, wenn Gott sein Angesicht vor ihm verbirgt, wenn Absicht, Weisheit und Güte nicht in der Natur zu herrschen scheinen, sondern nur blinde Nothwendigkeit oder dummes Ungefähr.

* * *

Wie der Mensch instinctmäßig die Gesichtszüge, die Gebärden und Laute seiner Mitmenschen auslegt und so zur Sprache gelangt; eben so instinctmäßig legt er auch die Natur aus. Wie die Menschen sich

einander durch, von der Natur eingesetzte, nicht durch sie selbst erst erfundene Ausdrücke ihres Inneren ursprünglich mittheilen und verstehen, so theilt Gott sich dem Menschengeschlecht mit, durch die Schöpfung. Aus der Natursprache von Mensch zu Mensch entspringt eine künstliche, durch willkührliche Zeichen, und er kann diese Kunst so mißbrauchen, daß er sich damit um die Absicht ihrer Einsetzung betrügt. Eben so mit der Religion, die ihm in leere Gebräuche, zuletzt in Irreligion ausartet.

* * *

Ohne Religion, wohin wollt ihr euch retten in einer Welt voll Tod, voll Schmerzen, voll feindseliger Leidenschaften? Neid mit seinen Begleitern, Verläumdung und Schadenfreude fallen euch in jeder Lage an, sobald euch darin wohl zu werden anfängt, sobald ihr euch auf irgend eine Weise darin hervorthut. Wohin ihr flieht, sind Ungerechtigkeit und Bosheit die stärkeren. Euch selbst seyd ihr ungetreu; ihr könnt keine Neigung, keinen Vorsatz, keinen belebenden und stärkenden Gedanken nach Willkühr festhalten. Alle Kräfte und Mächte des Verstandes bietet ihr vergebens auf; der Verstand kann nur bearbeiten, sein überlegender Wille nur, was da ist, bald vereinigen, bald trennen. —

Welch ein Troſt alſo, wenn der Geiſt ſich nicht zu etwas Unwandelbarem, zu etwas Ewigem emporſchwingen, wenn er nicht einen Glauben faſſen kann, der die Welt überwindet? Die vollkommene Glückſeligkeit iſt nirgends: aber es wäre auch nirgends einmal Troſt, wenn keine Religion wäre. Ueberall muß ſich der Menſch mit etwas helfen; der Eine greift nach Ehre, der Andere nach Wolluſt, und zerſtört ſein Inneres. Reinigen und retten aber kann dieſes nur Religion.

* * *

Der Menſch iſt unausgeſetzt bemüht, ſich vom Stoffe zur Form, von der Wirklichkeit zur Möglichkeit, von der Welt zu Gott zu erheben.

* * *

Man kann ein Held keiner Art werden, wenn man nicht zuerſt ein Held im Glauben iſt.

* * *

Das charakteriſtiſche Zeichen des Genies iſt das Vergeſſen ſeiner ſelbſt durch das Leben in einer Idee. Das Leben in der Idee muß das eigene natürliche Leben ganz verſchlingen.

* * *

Der Eine will, ungeduldig, immer nur vom Fleck kommen; der Andere, geduldig, geht durchaus nicht vom Fleck, als um weiter zu kommen. Dieſer wird

sich an jeder neuen Stelle, als dem Ziele näher, zu behaupten wissen.

* * *

Man kann das Gedächtniß, durch Wiederholen zum Behalten, toll machen, wie man von einer Schraube sagt, daß sie toll geworden sey.

* * *

So lange der Mensch langsamer vergißt als er lernt, macht er Fortschritte. Er hört auf Fortschritte zu machen und geht rückwärts, sobald er schneller und mehr vergißt, als er zulernen kann.

* * *

Bei dem eintretenden Alter erfuhr ich wie nie zuvor, daß der lebendige Geist im Menschen Alles, und sein Wissen nichts ist.

* * *

In der Liebe strengen wir uns an, um Alles zu seyn, was wir seyn können vor dem geliebten Gegenstande; wir lernen durch sie die Schaam vor uns selbst im höchsten Grade kennen. In der gewöhnlichen Vertraulichkeit ist es umgekehrt; sie hilft uns, uns weniger vor uns selbst zu schämen; sie ist eine Gemächlichkeit; wir spannen uns im Umgange mit dem Freunde ab, und sind gerade in seiner Gegenwart das Wenigste, was wir seyn können.

Ich greife ungern an, widerlege ungern, nicht allein, weil ich aus Erfahrung weiß, wie wenig die Wahrheit dabei gewinnt, sondern weil die Natur der menschlichen Erkenntniß selbst mich davon überzeugt. Eh' ich einen Irrthum darthun kann, muß ich die Wahrheit zu zeigen im Stande seyn, welcher diesem Irrthum Abbruch thut. — Der Irrthum für sich allein ist immer unsichtbar, seine Natur ist Lichtlosigkeit.

* * *

Was im Geschmack der Zeit geschrieben ist, bedarf keiner Rechtfertigung; Einstimmung vertritt die Stelle der Beweise, dahingegen der gründlichste Widerspruch nur Zorn erregt.

* * *

Nur die Gedanken, die der tiefste Ernst hervorgebracht und vollendet hat, nehmen eine heitere Form an. Sie machen den Menschen fröhlich. Dies ist das Geheimniß der sokratischen Ironie. Darum ist auch der Sinn für wahrhaft sokratische Ironie so selten.

* * *

Wenn wir sagen, daß etwas aus dem Nichts zum Daseyn übergeht, so verstehen wir darunter, daß eine bloße Conception realisirt wird. Wir setzen das Nichts in die Abwesenheit der Materie, des Stoffs, des Objects. Wo die

Form den Stoff hervorbringt, die Gestalt die Sache ausmacht, da erblicken wir Schöpfung. Wir sagen deswegen von dem Künstler, daß er erschafft. Zum Beispiel, der Maler erschafft seine Darstellung; sie liegt nicht in den Farben, sondern sie ist blos aus der Form entstanden, die im Geiste des Künstlers war.

* * *

Wenn die Kunst ihre Natur, d. h. ihr Princip, oder wenn sie ihr Princip, d. h. ihre Natur, sucht, so philosophirt sie über sich selbst.

Aus der Progression des Selbstbewußtseyns, das nothwendig reflectirend, folglich auch abstrahirend ist, entspringen alle Künste.

* * *

Ich will lieber auf meinen eigenen Füßen auf dem platten Boden, und selbst auf einem niedrigeren Wege gehen, als ohne Füße seyn und auf den Händen getragen werden.

* * *

Die Kunst zerstört sich selbst, indem sie die Mittel ihrer Ausübung in Handgriffe verwandelt. — Es gibt Künstler, die es nur in Absicht der Mittel ihrer Kunst sind, und darin fortfahren Erfinder zu seyn; dieses allein erhält dann noch einige Begeisterung in

ihnen. Wo auch diese Begeisterung aufhört, wird der Künstler zum bloßen Arbeiter; es ist nichts Freies mehr in ihm und seinen Werken; er kennt alle seine Mittel und alle seine Zwecke; sein Himmel ist voll; was er nun hervorbringt, sind nur noch Bilder und Gleichnisse auf Erden. — Der Mann von Genie braucht immer neue Mittel, weil er immer neue Zwecke hervorbringt, und ein Ziel vor sich hat, das er selbst nicht kennt. Alle vorzügliche Geisteswerke werden darum auch große Fehler haben; diejenigen ausgenommen, worin der Künstler zuletzt bei sich selbst stehen blieb, sich nicht mehr über sich selbst erheben, sich selbst nur nachahmen konnte.

* * *

Ein Mann von Geschmack ist der, welcher das Schöne unmittelbar empfindet; das Gefühl des Schönen unmittelbar aus dem Schönen schöpft. Man kann, nach einem angenommenen Muster, wenn man viel Scharfsinn und Verstand hat, bis auf einen gewissen Grad sehr gut beurtheilen, und für Andre ausmachen, ob ein bestimmtes Kunstwerk schön oder nicht schön zu nennen sey, das inwiefern, das minder oder mehr u. s. w.; aber wer dies kann, ist darum noch kein Mann von Geschmack, und irrt nicht selten gröblich. — Das Schöne hat mit allem Ursprüng-

lichen das gemein, daß es ohne Merkmal erkannt wird. Es ist und zeigt sich; es kann gewiesen, aber nicht bewiesen werden.

* * *

Man erschöpft sich beim Erzeugen der Geisteskinder; schwächt die Darstellung in sich selbst durch die Darstellung für Andere, so daß man im eigentlichen Verstande die Wahrheit von sich gibt. Was man gemein macht, davon verliert man das Eigenthum. Begriffe sind mittelbare Vorstellungen — sie können die Sache, das Wahre in die Seele nur hinein dämmern. Man vergißt, indem man Andre lehrt, und wird mit seinen Schülern wieder sein eigener Schüler, dadurch, daß man sich zu ihnen herabzulassen genöthigt ist. Es kann dahin kommen, daß man nur für wahr hält, was sich ihnen beibringen läßt. Dies Alles gilt freilich nur von solchen Arbeiten, wo Wahrheiten aus dem Innersten der Seele hervorgezogen werden. Bei den übrigen behält das docendo discimus seine Gültigkeit.

* * *

Es geht uns mit den Begriffen wie mit dem Gelde; das allgemeine Zeichen verwandelt sich in unserer Einbildungskraft in die Sache selbst, und wir

ziehen es ihr vor, das scheinbar allgemeine Mittel jedem besondern Zweck.

Der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels.

* * *

Wir schwindeln hinab und sinken in den Mittelpunkt des Nichts, d. i. der positiven Lüge, wenn wir das mit dem Gefühl aus dem Herzen verschwundene Wahre aus dem Verstande wieder herstellen wollen.

* * *

Unser Weltsystem soll nur eine zerstörte Sonne seyn. Der zergliedernde, zerreißende Verstand, wenn er schaffen will, ersinnt nur Zerstörung. — Von jeder Erkenntniß muß der Mensch einen Theil zernichten, um sie zu fassen, denn er faßt nur im Begriffe, hat die Sache nur, in so fern er sie zum Worte herunter zu bringen weiß.

* * *

Aller mittelbaren Bezeichnung muß eine unmittelbare, der künstlichen Sprache eine natürliche vorhergegangen seyn. Je mittelbarer unsere Bezeichnung, je künstlicher unsere Sprache wird, desto ver-

worrener und dunkler werden unsere Begriffe von Wahrheit.

* * *

Wir können unsere Gefühle, diejenigen, die sich auf Objectives beziehen und Realität bewähren, nicht anders in uns befestigen, als mittelst eines Begriffes, den wieder nur das Wort fest hält; oder mittelst eines Bildes. Das Wort aber ist unvermögend, das Gefühl jedes Mal wieder zu erwecken, und so geschieht es, daß wir mißtrauisch werden gegen das Wesen, und es selbst für ein bloßes Wort halten. Das Bild hat andre Gebrechen. Der sich an Bilder hängende Mensch läuft Gefahr, das Bild für das Wesen zu halten, in Schwärmerei, Abgötterei, Aberglauben zu gerathen.

* * *

Die Sprache ist so wenig zu dem blos sinnlichen und thierischen Behelf gegeben, als die Zunge blos zum Essen.

* * *

Alles Philosophiren ist nur ein weiteres Ergründen der Spracherfindung.

Die Einen erwarten von einem gewissen Buchstaben mehr als sie sollten, die Andern fürchten davon mehr als sie sollten. Beide messen ihm eine Kraft bei, die er nicht hat; wollen ihn mit Gewalt einsetzen oder wegschaffen, merken nicht darauf, wie er in jeder Absicht nur zufällig ist, wichtig allein durch seine Bedeutung. Dieser gegenseitige Eifer hat große Aehnlichkeit mit demjenigen, der ehemals die Bilderdiener und Bilderstürmer gegen einander befeuerte.

* * *

Es ist oft eine solche Stille in mir, eine so tiefe Besinnung, daß ich es nicht aussprechen kann, wie zerstreut mir alle Menschen, die ich vor mir sehe, erscheinen. — Keiner horcht.

* * *

In der Natur, überhaupt in der Wirklichkeit und Wahrheit, ist Alles positiv. Im Verstande und seiner Möglichkeit ist Alles negativ, denn im Verstande steht Alles unter Begriffen, und die umfassendsten sind immer die leersten. Das Weiße, wohin der Verstand zielt, das er treffen will, ist das Nichts; oder das All, minus Diversität, Individualität, Personalität.

Weil der Mensch in Widerspruch mit sich selbst geräth, darum philosophirt er. Er verliert auf unzählige Weise den Zusammenhang seiner Wahrheiten, d. h. sie gerathen ihm mit einander in Widerspruch, vertilgen sich gegenseitig. Hier tritt das Gesetz des Stärkeren ein. Aber die Stärke der einen Wahrheit ist nicht die Stärke der andern, sie haben nicht einerlei Kraft — Wahrheit ist Klarheit — Was nun im höheren und höchsten Grade positiv sey, darüber ist der Streit. — Dem einen Menschen erscheint dies positiver, dem andern jenes. Ja in demselben Menschen kann heute dies positiver seyn, morgen ein Andres. — Geschieht dies häufig, so geräth der ganze Verstand des Menschen in Verwirrung; er findet nirgend, woran er sich standhaft halten könne.

* * *

Es ist ein wunderliches Vorgeben, daß man die Wahrheit ganz uneigennützig suche. Der Mensch sucht sie uneigennützig, wie man vom Thiere sagen könnte, daß es uneigennützig sein Futter suche, blos zu Folge eines Triebes. Der Mensch sucht die Wahrheit, weil ihn die Unwahrheit tödtet, hernach, weil er seinen

besten Empfindungen und Wünschen einen Grund sucht; er will zur Quelle hin des Guten, des Schönen, der Wahrheit und des Lebens.

* * *

Was heißt: man soll die Wahrheit nur um ihrer selbst willen suchen und ihr Alles aufopfern? Ist es ein Gebot des Instincts, oder sehe ich etwas, wornach ich strebe? — Die Absicht der Philosophie, sagt man, ist blos Selbstverständigung. So erscheint es in der Reflexion. Ihr Ursprung aber ist, daß uns ein Widerspruch entsteht, daß wir doppelt sehen, daß eine Wahrheit uns genommen wurde, die wir wieder haben wollen; wir sehen uns um nach der Wahrheit, die uns entfloh. Einen ursprünglichen bloßen Vorwitz gibt es nicht, wohl aber ein ursprüngliches Interesse. — Wir finden uns in der Wahrheit, und werden nur allmählig gewahr, daß wir sie nicht ganz besaßen.

* * *

Von denen, welche sich rühmen, daß sie die Wahrheit suchen, blos um der Wahrheit willen, suchen die mehresten nur ein System; und wenn sie nur irgend eins gefunden haben, so sind sie zufrieden.

Ihr sagt, die Sinne betrügen uns. Ich frage, was redet denn die Wahrheit zu uns? — Etwa das, was uns gar nichts sagt und vorweist? — Das ist die Frage: hat die Vernunft als solche etwas vorzuweisen? — Wenn hinter dem Truge keine Wahrheit zu finden ist, so lasset uns den Trug.

* * *

Der vernünftige, nachforschende Mensch sucht beständig den Zusammenhang des Zufälligen mit dem Nothwendigen, d. h. er sucht, wie der Theil, den er wahrnimmt, mit dem Ganzen, das er nothwendig voraussetzen muß, zusammenhängt. Indem er das Ganze zu dem Theile findet, oder dem Theile im Ganzen seinen Ort anweiset, gewinnt er Erkenntniß. — Ich erkenne, heißt: ich erfahre, daß ich schon kannte.

* * *

Wenn der Mensch sagt: ich selbst, so scheint er unter dem Selbst eigentlich den sinnlichen, den empfindenden Menschen zu verstehen. — Wer das Selbst außer Acht zu lassen weiß, nähert sich einer reineren, nähert sich der göttlichen Natur. — Das Thier hat ein Selbst, kann aber nicht sagen: Ich selbst,

weil es nicht sagen kann: Ich = ein = Anderer. Hierzu würde die Vorstellung eines Ich erfodert, dem sowohl das Ich = selbst als das Ich = ein = Anderer übergelegt werden könnte. In dem Thiere bemerken wir eine blos sinnliche Ueberlegung. Es empfindet die Beschaffenheiten der Dinge in Beziehung auf es selbst, die Veränderungen, die sie in ihm hervorbringen, nicht seine eigene Beschaffenheiten in Beziehung auf die Dinge: ihm fehlt die Erkenntniß des Guten und Bösen.

* * *

Vernunft ist das Bewußtseyn des Geistes. Wer die Vernunft verliert, der verliert sich selbst, das Selbstbewußtseyn, das eigene Seyn und Bleiben, die Person. Persönlichkeit ist also von Vernunft, Vernunft von Persönlichkeit unzertrennlich. Wer sich einem Affect überläßt, den er nicht zuvor sich selbst überlegt, am Guten geprüft, und ihm das Maß bestimmt hat, der handelt unvernünftig. Mit der Vernunft ist also nothwendig Freyheit verbunden, und das Bewußtseyn der Persönlichkeit ist das Bewußtseyn der Freiheit. Die Freiheit, deren sich das vernünftige Wesen bewußt

ist, besteht darin, daß er sich das Vermögen zuschreibt, seinen sinnlichen Begierden und Neigungen zu widerstehen, daß es sich von der materiellen Welt isoliren kann. Der Geist kann seinen Körper von sich werfen. — Ohne Vernunft handeln, ist thierisch; wider die Vernunft handeln, lasterhaft; denn in dem Ausdruck, wider die Vernunft handeln, ist enthalten, daß die Vernunft gegenwärtig ist, wider die Handlung protestirt, ihre Macht anbietet gegen widerrechtliche Gewalt: die höchste Gewalt auszuüben ist ihr Beruf, ihre Bestimmung.

* * *

Tolle, verkehrte, unsinnige Gedanken. Man kann sich toll, man kann sich wahnwitzig und unsinnig denken, durch Denken sich um die Absicht des Denkens bringen. Das Denken als Denken bringt also in sich und durch sich allein nichts Wahres und Gutes hervor. — Aber alles Wahre und Gute muß doch wenigstens im Menschen von einem Denken begleitet seyn. Gedankenlos handeln, heißt thierisch handeln. Was gibt nun dem Gedanken seinen Werth? Was ist im Menschen über dem Gedanken, um ihn zu prüfen, um ihn als einen wahren und guten Ge-

danken zu bestimmen, ihn als einen solchen auszumachen? Wir heißen dieses Vermögen Vernunft. Die Vernunft soll schlichten zwischen Schein und Seyn, denn sie selbst ist das Wesende.

* * *

Wer für sich selbst philosophirt, dem stoßen bei jedem Schritte Schwierigkeiten auf, wovon derjenige, der nur für die Schule philosophirt, nichts erfährt.

* * *

In meinen jüngeren Jahren stand es in Absicht der Philosophie so mit mir, daß ich ein Erbe unermeßlicher Reichthümer war, und nur einige unerhebliche Processe, unbedeutende Formalitäten mich verhinderten, in den vollen Besitz zu treten. — Die Processe wurden unter ihrer Führung erheblich. — Am Ende fand es sich, daß ich nur Processe geerbt hatte, und die ganze Nachlassenschaft in insolventen Händen sich befand.

* * *

Einige Menschen haben, so zu sagen, nur Beispiele im Kopf; andere auch Gesetze. Das kräftige Raisonnement zeigt sich darin, daß es zu den Beispielen

Gesetze, und zu den Gesetzen Beispiele findet. — Das Auge des Verstandes ziehet sich gleichsam zusammen in der Bildung der Begriffe, und erweitert sich in ihrer Anwendung. Bloße Stubengelehrte haben gewöhnlich sehr enge Köpfe, eben so wie blos mechanisch praktische Menschen.

* * *

Philosophie ist ein inwendiges Leben. — Ein philosophisches Leben ist ein gesammeltes Leben. Durch wahre Philosophie wird die Seele still, zuletzt andächtig.

* * *

Das Geschäft der Philosophie ist das Aussondern und systematische Zusammenstellen dessen, was sich von selbst versteht, und wodurch alles Andere muß verstanden werden.

* * *

Philosophiren ist ein Bemühen aufwärts zu fahren den Strom des Daseyns und der Erkenntniß bis zu seiner Quelle.

* * *

Aus Nachsinnen entsteht Philosophie, die ein Rückweg der Ueberlegung ist bis zum Anfange.

Wer sich jedes Rückschrittes im Nachsinnen bis zum Anfange bewußt ist, und nun wieder dahin zurückgeht, wo er sich zuerst gestellt hatte, hat eine Philosophie erfunden.

* * *

In Absicht der letzten Gegenstände menschlicher Betrachtung, ist die gemeinste Vorstellungsart die wahrste. Man muß, nachdem man sich müde gegrübelt hat, auf sie zurückkommen, und jenem Spruche Beifall geben, daß den Weisen sich verbirgt, was den Kindern oder Einfältigen offenbar ist.

* * *

Ich bin jung gewesen und alt geworden, und lege das Zeugniß ab, daß ich nie in einem Menschen gründliche, durchgreifende und aushaltende Sittlichkeit gefunden habe, als bei Gottesfürchtigen, nicht nach der heutigen, sondern nach der alten kindlichen Weise; nur bei ihnen fand ich auch Freudigkeit im Leben, eine herzhafte siegende Heiterkeit, von so ausgezeichneter Art, daß sie mit keiner andern zu vergleichen ist.

* * *

Auch ich glaube Wunders wegen; des Wunders wegen nämlich der Freiheit, die ein continuir-

liches Wunder ist, und viel Analogie hat mit dem das Christenthum begründenden Wunder der Geistesempfängniß am Pfingsttage.

Frei seyn und ein Geist seyn ist Eins. — Wo Geist ist, da ist Erfindungskraft, Schöpfungskraft, Originalität, Selbstseyn.

Jedes große Beispiel ergreift uns mit der Autorität eines Wunders, und spricht zu uns: Wenn ihr nur Glauben hättet, so könntet auch ihr die Thaten thun, die ich thue.

VIII.

Das Teufelsweib.

Ein Schwank

von

A. F. E. Langbein.

1.

Das Teuflein Puk, im Reich der Hölle
Betraut mit einer Heizerstelle,
War einst in seinem Dienste laß.
„Hallunke!“ brüllte Satanas.
„Da schickte heut der Tod, mein alter Kunde,
Mir einen Staatsmann zu, der zwanzig Jahr',
Mit Menschenhaß, Verrath und Eigennutz im Bunde,
Ein wackrer Staatsverderber war.
Dem solltest du die Hölle heizen,
Und nicht mit Pech und Schwefel geizen:
Du schürtest aber nicht die Gluth,
Wie ich dir's tausendmal befohlen;
Sein' Excellenz ging wohlgemuth
Spazieren auf den todten Kohlen;

Und, wie er immer Ränke spann,
Thät's ihm auch jetzt die Zeit verkürzen,
Daß er auf böse Fündlein sann,
Von meinem Throne mich zu stürzen.
Welch Unheil wäre bald geschehn,
Weil du das Feuer nicht, wie sich's gebührt, versehn!
So machst du immer dumme Streiche;
Drum sey verbannt aus meinem schönen Reiche!
Schier dich hinauf zur kalten Oberwelt,
Und daß es dir unfehlbar übel gehe,
So tritt, in einen Mann verstellt,
Dort in den heil'gen Stand der Ehe,
Zehn Jahre daure dieser Bann!
Du kannst indessen nach Belieben
Die schönsten Teufelei'n verüben;
Nur wandle dich kein Lüftchen an,
Dich zeitiger zurück zu wenden,
Sonst würg' ich dich mit eignen Händen!"

2.

So donnerte der Höllenkönig,
Und Puk ergriff den Wanderstab.
Wohin er aber sich begab,
Sagt die Legende nicht, und es verschlägt uns wenig.

Kurz, er betrat ein Erdenland,
Und sprach zu sich: „Soll ich mich denn beweiben,
Kann ich kein armer Teufel bleiben?
Die Weiber lieben Flittertand,
Und Naschwerk und geschmückte Zimmer.
Wie schaff' ich mir das nöth'ge Gold?
Wär' mir vielleicht das Glück im Felde hold?
Es ist ja eben Krieg, wie immer!
Die armen Menschen, die erst ungefähr
Sechstausend Jahr' auf Erden wandeln,
Wo nähmen sie so früh die Weisheit her,
Einander menschlich zu behandeln?
Sie morden sich mit Lust, und wer's am besten kann,
Der ist ein hochverehrter Mann. —
So will auch ich im Krieg mein Müthchen kühlen,
Will füllen meine leere Hand,
Und, stürmend durch des Feindes Land,
Ganz frank und frei den Teufel spielen."
Er rückte bald darauf in's Feld,
Und zeigte sich in mancher Schlacht als Held.
Doch stand der Weg zum Plündern offen,
So fand er wider sein Verhoffen,
Daß er in seiner Kriegsgefährten Schaar
Bei weitem nicht der einz'ge Teufel war;

Er ward sogar von Vielen übertroffen.
Allein auch er kam reich zurück,
Und suchte nun sein Heirathsglück.
Er hätte gern zu Tisch und Bette
Ein hübsches, junges Kind gefreit,
Doch leider hing an ihm die Klette
Der untilgbaren Häßlichkeit,
Und macht' ihn oft zum Stadtgespötte.
Sein angestammter Pferdefuß
Ließ sich im Stiefel kaum verstecken,
Und eine Nase, die dem größten Recken
Zu groß gewesen wär', schuf ihm noch mehr Verdruß:
Denn naht' er sich zu einem Kuß,
Hui! floh vor ihr die Mädchenwelt mit Schrecken.
Sein feuerrothes Haar und bübisches Gesicht
Empfahl ihm überdies auch nicht,
Und folglich konnten wohl der Jugend süße Trauben
Dem Fuchse nicht erreichbar seyn;
Drum biß er in den sauern Apfel ein,
Die älteste der Jungfern zu behauben.

3.

Susanne Hummel hieß das Bild,
An welches noch kein Mann sich wagte.

Sie war vor grauer Zeit, als junges Ding, so wild,
Daß ihr es nicht, ein Weib zu seyn, behagte.
Sie hüllte sich in Männertracht,
Verließ ihr Vaterhaus bei Nacht und Nebel,
Ward Reiter, flog von Schlacht zu Schlacht,
Und kam mit blutgefärbtem Säbel
In ihre Vaterstadt zurück.
Da hing an ihr des Volkes Blick
Mit unersättlichem Vergnügen,
Als wär' ein Gott zur Erd' herab gestiegen.
Ein Schweif von Gaffern zog ihr nach;
Es ward bewundert, was sie sprach,
Und war's gleich nimmer von Bedeutung,
So druckte man's doch in die Zeitung.
Als Gypsbild, Holzschnitt, Kupferstich,
Bot man sie feil an allen Ecken.
Die Dichterlinge quälten sich,
Loblieder auf sie auszuhecken.
Mehr aber war das Gold ihr werth,
Das aus den Händen reicher Leute
In ihre Tasche gleichsam schneite,
Um ihr zu gründen Haus und Herd.
Kurz, Suschen ward, wie eine zweite
Jungfrau von Orleans, verehrt.

Zwar lächelte bei dieser Heldenfeier
Auch hier und da ein Sonderling,
Und sagte: „Hohl' ein Weib der Geier,
Das aus der Weiblichkeit ehrbaren Schranken ging.
Den Engeln soll das Weib an Sanftmuth gleichen,
Und wirthlich treu das Haus versehn,
Nicht aber wild die Welt durchstreichen,
Und mit des Todes blut'ger Sense mähn." —
Doch leise mußten dies die Sonderlinge sagen;
Sonst hätte man sie todt geschlagen.
Allein des Weihrauchs süße Gluth,
Den man bisher der Heldin brannte,
Verrauchte bald, als sie, was schicklich war, erkannte,
Und, nach beiseit gelegtem Reiterhut,
Ihr lorberreiches Haupt in Weiberhauben bannte.
Veraltet, wie ein Kleiderschnitt,
Kam sie allmählig aus der Mode.
Kein Klinggedicht und keine Ode
Erzählte mehr, daß sie im Felde stritt.
Auch wollte sich kein Waghals finden,
Der Lust empfand, sich durch der Ehe Kitt
Mit diesem weiblichen Dragoner zu verbinden.
So wurde Jungfer Suschen alt,
Verdießlich, zänkisch, ungestalt,

Und nicht erbaulich war ihr Wandel.
Sie nährte sich mit Wucherei,
Betrieb bisweilen nebenbei
Auch einen stillen Mädchenhandel,
Und ihr gelang manch guter Schnitt,
Obgleich die Ehre Schiffbruch litt.

Puk hörte von der reichen Alten,
Und machte hurtig seinen Plan,
Um ihre goldne Hand, als Freier, anzuhalten.
Er that es, und sie nahm den Sponsen freundlich an.
Das Ehebündniß ward vollzogen;
Doch schmählich fand er sich im Wahn,
Sie zu betriegen, selbst betrogen.

4.

Er hatte die Bequemlichkeit im Sinn,
Sich auf die Bärenhaut zu strecken,
Und seiner Frau erwucherten Gewinn
Gemach und vornehm zu verschlecken;
Doch als er kaum den dritten Tag
Geruhig seines Leibes pflag,
Ward schon Frau Suse wild, und sagte:
„Du wär'st ein Mann, der mir behagte!
Kein Esel ist so faul, wie du!
Auf! spalte Holz, trag' Wasser zu!

Ich rathe dir, dich anzustrengen,
Sonst werd' ich dir den Brotkorb höher hängen!"

„Was?" rief der Müßling: „Bist du klug?
Ich, der die Waffen rühmlich trug,
Ich soll den Wassereimer tragen?
Und mit der Hand, die unsre Feinde schlug,
Dein Küchenholz in Stücke schlagen? —
Herr und Gebieter ist der Held!
Er kann sich nicht zum Knecht entehren,
Und schuldig ist die ganze Welt,
Ihn zu bedienen und zu nähren."

„Ei!" sagte sie, „nun reut mich's nicht,
Daß ich einst selbst das Kriegshandwerk getrieben.
So müssen Dienst- und Atzungspflicht
Denn auch an mir die Menschen üben.
Das ist ein Ding, das mir gefällt!
Was brauchen wir nach Brot zu ringen?
Wir warten ruhig, was die Welt
Uns wird auf unsre Tafel bringen."

Drauf gieng sie mit Gelassenheit,
Und löschte still das Feuer auf dem Herde.
Es ward zum Mittagsessen Zeit;
Er lauerte mit Lüsternheit,
Was Suschen ihm bescheren werde:

Allein der Tisch blieb ungedeckt.
Puk fühlte längst ein Zwicken in dem Magen,
Und hastig rief er: „Aufgetragen!
Doch etwas Gutes, das mir schmeckt!“

„Hast du,“ versetzte sie, „schon unsern Stand vergessen,
Und unsern würdigen Entschluß?
Ich warte selbst begierig auf das Essen,
Das uns die Welt pflichtmäßig liefern muß.
Geh, rufe mit Trompetenschmettern,
Und mit Geflucht von tausend Donnerwettern,
Vom Thurm hinab: Mich hungert, Welt! —
Und wenn der Vielkopf dann nicht unsern Tisch bestellt,
So greifen wir zum Schwert, und lassen uns nicht hindern,
Die ganze Stadt rein auszuplündern.“

Erbittert über diesen Hohn,
Sprang Puk von seinem weichen Thron,
Und warf ihr seine Federmütze
Mit harten Worten an den Kopf.
Sie brauchte schnell zum Wehrgeschütze
Den nächsten schwarz berußten Topf,
Ergriff den Herrn Gemahl beim Schopf,

Und rief: „Du mußt, ob deinen groben Sitten,
Mich knieend um Verzeihung bitten.“
Er schrie: „Laß los, du Rauferin!
Du bist die böseste der Weiber ohne Zweifel;
Doch weißt du, Drache, wer ich bin?
Erschrick vor mir! — ich bin der Teufel!“ —
Er streckte zum Beweis — auch wohl, um Furcht und Graus
Und Unterwerfung zu erzielen —
Die Flammenzunge weit heraus,
Und ließ ein Feuerwerk aus seinen Augen spielen.
Doch lachend sprach sie: „Ei, der Daus!“
Erfaßte die, als tapfrer Kämpe,
Vormals gebrauchte Reiterplämpe,
Und trieb den Teufel damit aus.
Er floh und ächzte tief: „Hier ging's mir widerwärtig!
Mit bösen Weibern wird der Teufel selbst nicht fertig.“

5.

Fort wandernd kam er müd' und matt
Um Mitternacht in eine große Stadt.
Er tappte durch der Straßen Irrgewinde,
Um zu erspähn, wo sich ein Gasthof finde;
Da klang ihm dumpf ein Zauberspruch in's Ohr,

Womit ein Mann, bei düstrer Lampenhelle,
Den Teufel feierlich beschwor,
Daß er sich in Person gestelle.
Sieh, dachte Puk, da komm' ich gleich zurecht!
Doch wenn er Geld verlangt, besteh' ich schlecht.
Gepreßt in's Leiblein einer Mücke,
Durchflog er eine Fensterlücke,
Und sah jetzt einen alten Mann,
Mit schwarzem Mantel, spanischer Perücke,
Und anderm Festschmuck angethan,
Als wollt' er seinen Gast nach Standgebühr empfahn.
Puk gab sich im Gemach, um ihn nicht zu erschrecken,
Die Ziergestalt von einem alten Gecken,
Verbeugte sich am Zauberkreise tief,
Und sprach: „Ich bin's, den deine Stimme rief."
„Willkommen!" rief der Alte. „Sehr will-
kommen!
Ich bin der Doctor Scapularius,
Der, weil man ihm sein Brot, als Arzt, genommen,
Mit dir in Bündniß treten muß.
Ein Milchbart, kaum dem Ei der hohen Schul' ent-
krochen,
Ein Laffe, der nur erst den Doctorhut gewann,
Hat mich in allen Häusern ausgestochen,

Und man vertraut mir keinen Hund mehr an.
Jung, schön, und zärtlich, wie ein Tauber,
Und immer wie ein Bräutigam, geschmückt,
Hat er mit bluhlerischem Zauber
Der Weiblein Aug' und Herz bestrickt.
Sie stellen sich oft krank, um ihn am Bett zu haben,
Und wenn die weiche Hand des Knaben
Mit Zartheit ihren Puls befaßt,
So schlägt er gleich mit fieberlicher Hast.
Zur Heilung solcher Liebekranken,
Die trefflich ihm gelingt, bin ich zu alt:
Drum räum' ich, da sein Ruhm die Stadt durchschallt,
Und alle meine Kunden von mir wanken,
Dem Frauenliebling ganz das Feld.
Allein zum Müßiggehn bedarf ich Geld,
Und will deshalb, zu Hebung aller Sorgen,
Von dir ein Capital auf meine Seele borgen."
„Herr!" sagte Puk, „das Unterpfand ist gut;
Doch bin ich leider nicht bei Kasse.
Verliert indessen nicht den Muth,
Und stoßt nicht gleich den Boden aus dem Fasse.
Was gilt's, ich ziehe doch den Karren aus dem Koth,
Und schaff' Euch wieder Ehr' und Brot.
Ich will in reiche Frauen fahren,

Und kommt ihr Leibarzt angerannt,
So leit' ich der Besessnen Hand
Nach seinen schöngelockten Haaren,
Und zause, wie ein grimmes Thier,
Bis ihm die Augen übergehen,
Und er mit Scham bekennt, daß hier
Die Ochsen an dem Berge stehen.
Nun muß man Euch, da Er nicht helfen kann,
Gern oder ungern eilig holen.
Ihr kommt, sprecht einen Geisterbann,
Und kaum hat Euer Mund befohlen:
Fahr' aus, du Geist! so fahr' ich aus.
Da jubelt drob das ganze Haus,
Und man belohnet Euch mit vollen Händen.
Wir treiben dann, bald hier, bald dort,
Das Gaukelspielchen weiter fort,
Und so muß sich das Blatt zu Eurem Vortheil wenden.
Allein da ich ein armer Teufel bin,
Beding' ich mir die Hälfte vom Gewinn.
Doch Eure Seele will ich gern entbehren;
Sie ist zu mager, mich zu nähren."

„Hm!" sprach der Arzt, „ein sonderbarer Grund!
Im Ganzen aber ist dein Vorschlag gar nicht übel,
Und abgeschlossen sey der Bund!

Am Markte steht ein Haus, mit hohem Marmorgiebel,
Und ob der Thür das Glück auf seinem goldnen Rund.
Da wohnt ein reiches Weib von mehr als vierzig Jahren,
Doch wie ein Dirnlein noch verliebt.
Die Närrin ist es werth, in sie zuerst zu fahren,
Weil sie dem Wicht verstohlne Küsse giebt,
Und du wirst dich, als Freund, mir herrlich offenbaren,
Wenn sie sich nun an ihm in Backenstreichen übt."

6.

Die Teufel sehn im Finstern, wie die Eulen;
Puk fand daher das Haus bei Nacht.
Und schnell war seine Fahrt gemacht.
Die Frau begann zu toben und zu heulen,
Sprach freche Worte, sonder Zucht und Scham,
Vertheilte Nasenstüber, Püff' und Beulen,
Und ward durch nichts, was man versuchte, zahm.
Man rief den jungen Leibarzt, und er kam
Mit süßer Freundlichkeit, als wollt' er Lieb' erklären.
Er dachte dünkelvoll, den alten Spruch:
„Ich kam, ich sah, ich siegte!" zu bewähren.
Doch die Besessne fuhr, mit einem Fluch,
Stracks auf ihn los, zerzaus'te seine Locken,

Ohrfeigt' ihn links und rechts, und läutete dabei
Mit allen Schimpf- und Lästerglocken.
Er stand betäubt, und floh erschrocken,
Verfolgt von ihrem Hohngeschrei.
Jetzt lief in höchster Angst ein Bote
Zum Doctor Scapularius,
Und er erschien mit einem finstern Gruß;
So bald jedoch sein Bann den bösen Feind bedrohte,
Flog plötzlich aus der Kranken Mund
Ein schwarzer Käfer, und sie war gesund.
O, wie sie jetzt, nicht ahnend seine Ränke,
Den Geisterbanner lobt' und pries!
Auch gab sie ihm so reichliche Geschenke,
Daß er mit guter Laune sie verließ.
Er theilte mit dem Spießgesellen;
Doch als das Trugspiel weiter ging,
Und er des Goldes mehr empfing,
Blies ihm der Geiz in's Ohr, den schwarzen Freund zu prellen.
Da warf er hin, was ihm gefiel;
Es war oft nur ein Pappenstiel.
Puk aber rümpfte drob den Schnabel,
Und sagte: „Herr, Ihr theilt nicht gleich!
Pfui! spielet nicht den Löwen in der Fabel!

Sonst straft Euch bald ein schlimmer Streich,
Und Ihr verliert den Bissen von der Gabel!"
Doch Scapularius war taub,
Und theilte förder, wie der Leu den Raub.
Erzürnt entschlossen, sich zu rächen,
Fuhr Puck einmal in eine hohe Frau.
Der Doctor kam, den Bann zu sprechen;
Doch Jener rief: „Ha! dein Geschwätz ist flau!
Du Schelm sollst hier kein Gold erfischen,
Zahlst du nicht erst die alte Schuld.
Die Karte für dein Spiel zu mischen,
Verlor ich endlich die Geduld.
Befriedige mich auf der Stelle,
Sonst fahren wir zusammen in die Hölle!"
Mit diesen Worten schoß das kranke Weib,
Wie Sturm und Blitz, ihm auf den Leib.
Er fand für gut, bei so gestalten Sachen,
Sich eilend aus dem Staub zu machen.
Nach einer Stunde trat und sprach
Die Kammerzofe zu der Kranken:
„Wir müssen uns im Vorgemach
Mit einer alten Drude zanken.
Sie schreit und sagt: ihr Ehemann,
Mit Namen Puk, sey ihr entwichen.

Sie habe nach dem Urian
Bereits das halbe Land durchstrichen,
Und mit Gewißheit nun entdeckt,
Er halte sich bei uns versteckt. —
Sie will durch alle Thüren brechen,
Will ihn, wo sie ihn trifft, erstechen,
Und hat, als ging es in die Schlacht,
Ein Schwert dazu schon mitgebracht."
Die Zofe sprach noch von der Sache,
Als an der Thür ein Lärm entstand.
Ein weiblicher, verkappter Drache
Durchstürzte sie, ein Schlachtschwert in der Hand,
Und schrie mit fürchterlicher Stimme:
„Wo ist der Schuft? Ich opfr' ihn meinem Grimme!"
Kaum polterte das Ungethüm herein,
Husch! flog aus der Besessnen Munde
Ein kleines, schwarzes Käferlein.
„Ha!" rief die Furie, „da ist der schlimme Kunde!"
Und hieb nach ihm mit blankem Schwert.
Dem Käfer aber schien sein Leben äußerst werth.
Er brach sich, daß es ihm ungetastet bleibe,
Den Weg der Flucht durch eine Fensterscheibe.
Nun zog das wilde Weib die Kappe vom Gesicht,
Und Scapularius stand da, mit lautem Lachen.

Ihm gab einst Puk, der schwache Wicht,
Von seiner Ehenoth Bericht,
Und davon wußte jetzt der Arzt Gebrauch zu machen.
Der dumme Teufel floh, obwohl verbannt, sogleich
Hals über Kopf zurück ins Höllenreich.
Er wollte lieber dort in seines Meisters Krallen,
Als in die Hand des bösen Weibes fallen.

IX.

Die Ueberraschungen

von

August Lafontaine.

Henriette an Julien.

Fichtenwalde.

Die Tante, ich und Julie, die drei Parzen, die fröhlich und lachend das Schicksal von Karlos weben; denn wie dürfte ich den Mann, der den bösen Dämon und Paris besiegt hat, noch Karl nennen? In Deine feinen Finger übergeben wir seines Schicksals Faden, und wenn sie das Schicksal der Welt leiten, wie sie sagen, so leiten wir das ihrige, und das ist eben so viel oder noch mehr.

Aber wie fange ich es an, Dir es recht an's Herz zu legen, liebe Julie? denn Du mußt seine Parze seyn, des übermüthigen Menschen, der keine Gewalt anerkennen will, als seinen Willen. Fasse Alles recht deutlich mit Deinem feinen Köpfchen, damit Alles wohl gerathe, und Karlos am Ende sagen müsse: o ihr Mädchen, ihr Schicksalsgöttinnen!

Der Oheim, Karls Vater, ist, kurz gesagt, ein Mann, wie alle andere, der an seinen Willen Alles

setzt, und müßte eine Welt darüber untergehen. Es ist sein Stolz, immer den geraden Weg zu gehen, und so zwang er uns, mich, die Tante und seine liebe, gute Frau, kleine Schleifwege zu gehen, die uns und ihn an's Ziel brachten, wohin wir alle wollten; er setzte dann beide Hände auf die Hüften und sagte: seht Ihr! Wir verbeugten uns, ein wenig lächelnd, und ließen ihn sagen und krähen, und mit den Flügeln schlagen; denn wir waren auch am Ziel!

Aber sieh da, sein Herr Sohn! Karl! Gott bewahre! da stand Riese gegen Riese! gerader Weg gegen geraden Weg! Mann gegen Mann!

Aber Karl! Karl! riefen wir drei, ich, die Tante und seine Mutter: ein kleines, freundliches Wörtchen! ein kleiner Nebenweg!

Ich liebe die freundlichen Wörtchen so wenig als die Nebenwege! rief er krähend, und da gab's beim Frühstück krause Mienen, am Tisch Zwiespalt, am Abend Versöhnung — denn Vater und Sohn lieben und achten sich — und am andern Morgen tobte der Nordwind wieder.

Karl muß aus dem Hause! rief Oheim Zacharis mit seiner sanften Stimme und seinem milden Geist. Das wollten wir nicht, wir wollten, der Vater sollte nachgeben. Wir hatten die ganze Litanei

im Hause, bis denn endlich, Knall und Fall, Karl einpackte, sich dem Vater mit einer großen Rührung an die bewegte Brust warf, und nach Göttingen ging.

Der Vater sagte hinter ihm her: er ist ein Mann! Karl ist ein Mann! das versteht ihr Weiber nicht. Er ist ein Mann!

Aber sie zogen ihr Schach in den Briefen fort, denn der Vater — nun bitte ich Dich, Julie, recht Acht zu geben! — der Vater hatte seinen Kopf drauf gesetzt: Karlos sollte Adelen seine Hand geben — Du weißt, wie er sie liebt — und eben darum sagte Karl: ich will nicht! Und setzte seinen Kopf neben des Vaters Kopf.

Da hast Du die Männer!

Aber Vater! riefen wir drei: warum zeigen Sie ihm Adelen nicht ein Mal, nur ein Mal? denn sieht er das himmlische Mädchen nur mit einem Blicke, mit seinem Auge voll Schlaf, so ist er verliebt in sie bis in die Fingerspitzen.

Nein, er soll gehorchen, ohne zu sehen.

Aber Karl, Karl, sagten wir, ich bitte Dich, sieh Adelen nur ein Mal, nur ein Mal. Sie ist schön wie Recha, unschuldig wie Thekla, himmlisch wie ein Engel! sieh sie nur ein Mal.

Ich will sie nicht sehen. Ich bin sein Sklav nicht. Ich will sie nicht sehen.

So war's gut, daß er aus dem Hause kam.

Der Vater bot in jedem Briefe dem Sohn: Schach dem König! und der Herr Sohn, statt seinen König weiter zu ziehen, rief: Schach dem König!

Heißt das Spielen?

Und das Drolligste dabei war, wenn uns die Geduld riß, und wir ein Wörtchen gegen den Sohn sagten, oder gegen den Vater schrieben, so vertheidigte der Vater den Sohn, und der Sohn den Vater.

Wir hatten dann eben alle Hände voll zu thun mit unsern eigenen Sachen, meinen Anbeter, der um meine Hand warb, mein Herz hatte er schon, ohne es zu wissen, diesen meinen Anbeter mit dem Oheim auf dem rechten Punkte bekannt zu machen, ihm seinen Schutz zu schaffen, denn er konnte ihn nicht recht leiden, weil er, wie er sagte, mich behandelte, wie eine Heilige, anstaunte, wie einen Engel, anbetete, wie eine Göttin, und vor einer Bewegung meiner Augenbraunen wie vor einem Gewitter zitterte.

Da solltet Ihr Karln ein Mal in einer solchen Lage sehen! donnerte er.

Oheim, sagte ich: jeder Mann hat seine Stunde, und wenn die Tante erzählen wollte. . .

Erzählen, Jungfer Schnips? Ich nahm meine Frau wider meines Vaters, wider ihres Vaters Willen, ja, ich glaube auch gegen ihren und meinen Willen, und meine Frau war doch noch etwas! Etwas! Denn womit in der Welt beweist Du Deinem Anbeter, daß Du ein Engel vom Himmel bist? daß Du am Tische gerade so viel trinkst, wie eine Grille, weniger ißt, als ein Schmetterling, und mit Deinem Schwären alle Tage mehr einer Wespe ähnlich wirst? Du wäschst die Hände öfter, wie ein Türke, und lernst am Morgen empfindsame Stellen aus Jean Paul, um sie den Nachmittag bei Deinem Anbeter wieder anzubringen, mit einem Gesicht voll Schmerz, der Dir geräth, weil Deine Füße in zu engen Schuhen stehen. Da! das sind Deine Habseligkeiten alle, die Du Deinem Manne mit in das Haus bringen wirst. Glaube mir, wenn Deine hübsche Aussteuer nicht wäre, glaube mir, Jettchen, und Deine fünftausend Thaler, so — er wird verstehen!

Julie, ich mußte erröthen, — wenn das alle Männer wüßten!

Kurz, der Oheim befahl mir endlich, Verlobung zu machen; aber die Hochzeit sollte so lange aufgescho-

ben werden, bis Karl aus Frankreich zurück wäre. Denn, setzte er hinzu: recht ist es auch nicht, daß er auf Freiers Füßen hier geht, während die da auf den Wegen des Todes gehen.

Karl war mit dem preußischen Heere bey Lützen gewesen, bei Bautzen, in allen Schlachten.

Du kannst denken, Julie, was die arme Mutter fühlte, und wie sehr wir mit ihr wieder litten.

Der Oheim saß in seinem Cabinette, und fluchte, und weinte, aber heimlich; aber kam er hervor, so hätte es Noth gethan, wir hätten zwei Gesichter gehabt, wie Janus, oder gar acht, wie die indischen Götzenköpfe. Denn keines war ihm recht. Waren wir betrübt, so rief er: o zum Teufel! kein Weib weiß doch, was ein Vaterland ist! Lächelten wir, so rief er: ich möchte wohl wissen, welch ein Gesicht Karl jetzt machte, so daß unsere Gesichter zuletzt aussahen, wie Gesichter, die ein Maler erst angelegt hat, und keine Seele weiß, was daraus wird.

Meine Liebe, die eben ihre erhabene Epoche erlebt hatte, wo es mir war, als wäre das Leben zu schlecht, meine Fußsohlen zu küssen, mußte so leise und demüthig gehen, wie ein Leichenbitter, und mein Anbeter bekam unter dem Elende ein so verdutztes Gesicht, ein so wankelmüthiges, weil er neben dem

hohen Entzücken der Liebe ein Plätzchen für das Beileid mit Karl offen ließ, daß ich bald mit ihm gebrochen hätte.

Du weißt nicht, wie herzlich froh wir wurden, da endlich Paris genommen war, und wir wie die Schnecken endlich Hörner und Gesicht wieder aus den Häusern hervorstecken konnten.

Aber fiel dann nicht wieder gerade in diese Zeit ein Zank mit meinem Anbeter? Ich mußte doch endlich ein Mal wissen, wie weit er in Zorn gehen könnte.

Er ging weit, wie ein Mann, und mir war das Herz gebrochen vor Reue und Zorn, und da verlangte der Oheim, auf meinem Gesicht sollte Liebe, Freude, Triumph, Güte stehen.

Mein Gesicht, sagte ich endlich, ist ja keine Zeitung, lieber Oheim! Man erlebt doch allerlei, wovon die Zeitung nichts sagt.

Dafür kannst Du Gott danken; du führst Krieg mit Deinem Gesicht, mit Augen, Augenbraunen und Stirn; auf deinen Lippen hat der Hohn die Fahnen hervorgesteckt, und die rothen Wachtfeuer brennen auf Deinen Wangen. Ich wette, Du hast seit acht Tagen nicht ein Mal in den Spiegel gesehen, Jettchen.

Ich sah geschwind in den Spiegel, und erschrak

Ich machte Frieden mit dem Oheim und meinem Geliebten.

Nun schrieb Karl, er würde zu Hause kommen. Wir hatten ihn fünf Jahre lang nicht gesehen. Wir saßen nun zusammen, und fragten uns, wie er nun wohl aussehen würde, wie ihm die Narbe von dem Säbelhiebe, den er in Sachsen erhalten, stehen würde. Wir wußten nicht, saß sie auf der rechten Wange, oder auf der linken. Aber wir waren doch Eins, daß eine Narbe von einem Säbelhiebe einem männlichen Gesicht so gut stehen müsse, als ein Grübchen der Wange eines Mädchens.

Der Oheim wollte sich nicht merken lassen, wie lieb ihm unser Gespräch war; aber er sagte doch mit einem angenehmen Tone: alle Mädchen sind ein wenig vernarrt in einen Säbelhieb, und es ist leicht das Beste, was Ihr von Eurer Liebe in irgend etwas sagen könnt.

Er war nun ganz nahe bei uns. Wir konnten ihn mit jeder Stunde erwarten, und er kam nicht.

Eine von uns dreien stand immer auf der Lauer am Fenster; oder mein Liebhaber, der sich's auf ein Mal einfallen ließ, eifersüchtig auf Karln zu werden, mußte Schildwacht stehen, während wir Karls Zimmer aufputzten, mit Allem, was ihm lieb seyn würde.

Aber er kam nicht. Wir wurden böse, und er kam nicht.

Der Oheim sagte: macht's wie ich, ich denke nicht an ihn. Aber er marschirte den langen Saal auf und nieder, in dem Marschtempo, was er zu seinem Marschiren pfiff. Er dachte an nichts, als an ihn. Ich las auf seinem Gesicht den ganzen Monolog, den Schritt. Funkelten ihm die Augen, so erzählte ihm Karl eine seiner Heldenthaten.

Gerieth er mit seinen Füßen und Pfeifen in Sturmschritt, so hielt er die Pfeife wie einen Säbel. Ich wette, er griff mit seinem Karl eine feindliche Batterie an. Hörte er auf zu pfeifen und zu marschiren, stand er gar mit finstern Blicken, so war das Gespräch von Adelen.

Oheim! rief ich: eben dachten Sie an Karl und Adelen! und vor einer Minute griffen Sie mit der Pfeife in der Faust eine Batterie mit Karln an.

Er mußte doch lächeln, daß er so ertappt war.

Endlich, da Karl gar nicht kam, verlor er die Geduld, und hielt uns nun aus seinem Geiste des Widerspruchs mit allen Zeichen der Ungeduld eine lange Rede über die andre, über die Geduld, über das kindische Wesen der Weiber, die, wenn es möglich wäre, in den engen Raum von vier und zwanzig

Stunden ihre Paar Dutzend Liebeshändel, die sie vor ihrer Verlobung nur als Rollenproben führten, ihre Ehe, mit allen Kindbetten, hineinzwängen würden, bloß, um zu wissen, wie ihnen Brautkleid, und das Wochenbette mit der Sechswochenhaube und das Sterbekleid stehen würden. Ich will wetten, Henriette da hat einen neuen Anzug für ihn bereit, in dem sie ihn empfangen will, und drum kann sie es nicht erwarten, bis er kommt.

Sieh, liebe Julie, der Himmel mag wissen, wie es kommt, daß der Oheim bei allen seinen Uebertreibungen mich alle Mal erräth.

Wir hätten uns heirathen sollen, lieber Oheim, so errathen wir uns beide.

Ich bin's schon ohne Heirath zufrieden! rief er; aber dann wickelte er sich in seinen Schlafrock und lief davon.

Endlich kam er. Der Hieb über die Wange stand ihm wie ein Grübchen, und seine Uniform saß ihm allerliebst, und der Engländer, der wild mit ihm auf dem Hof brauste, und mehr in den Lüften ging als auf dem Boden, gab ihm etwas Erhabenes. Und da ich nun endlich vor ihm stand, und das edle Gesicht voll Ruhm und Größe betrachtete, und die edle, schlanke Gestalt, fragte ich mich, warum ich mich nicht in ihn

verliebt hatte, schon längst, vor fünf Jahren; aber dann hätte ich ja das erste Du nicht gehört, das wie eine Heiligsprechung in die Seele dringt; ich hätte ja den ersten Kuß nicht auf den Lippen brennen fühlen, und ich schmiegte mich zärtlich in die Arme meines Verlobten, der neben mir stand, ich wette, um meine Blicke zu belauern.

Nun zogen wir ihn an unsern Theetisch zum Erzählen. Der junge Mensch hatte in der Fremde Conduite gelernt. Er blieb bei uns sitzen; sonst nicht fünf Minuten. Gibt's noch einen Feldzug, so soll mein künftiger Herr und Gebieter auch ein Paar Meilen mit ziehen, damit er erkennen lernt, daß ein Theetisch etwas Anders ist, als ein Bivouak, und hübsch sitzen bleibt.

Du siehst, Julchen, wir können mit dem Oheim leben, und der Himmel weiß, wie leicht! Er ist so gut, daß ich meinen Mann nicht besser wünsche. Aber Karl kann nicht acht Tage mit ihm fertig werden. Denn nach acht Tagen hob der Vater an zu buchstabiren: A, a. Den andern Tag, D, E, de, Ade. Den dritten L, E, le, Adele! Und Prats! war's vorbei.

Der Vater hielt erstlich dem weiblichen Geschlecht im Allgemeinen eine Lobeserhebung, um geradesweges

auf Adelens Tugenden loszugehen. Sie hat so viel Tugenden, wie das Alphabet Buchstaben, Karl.

Ich war wirklich neugierig, ob ein Mädchen, auch wie Adele, so viel Tugenden zusammenbringen könnte. Ich hob also an: A! Anmuth!

Aufrichtigkeit ist besser, als Anmuth.

B! Beredt! Oheim!

Bewahre ihn Gott! das ist Deine Tugend. Ihre ist Bescheidenheit!

C, Oheim, da fehlt's.

Ihr nicht, Adelen nicht. Sie ist eine Christin.

Aber Y, Oheim, da gibt's, für Adelen sogar, keine Tugend.

Weil es kein Wort in dem Buchstaben gibt.

Der Oheim ging das Alphabet zwei Mal durch, und wollte es zum dritten Mal anfangen.

Du mein Gott! sagte ich erstaunt: das ist zu viel, für ein Mädchenherz nicht, aber für einen Mädchenkopf.

Sie hat sie alle, und die schönste Tugend an ihr ist, daß sie es nicht weiß, wie gut sie ist.

Oheim! das ist keine Tugend; aber nicht zu wissen, wie schön man ist, das ist eine recht schwere Mädchentugend, vielleicht die allerschwerste. Aber, Karl, hat sie ein Mädchen auf der Welt, so ist es

Deutsche Gegenseitige
Versicherungs-Gesellschaft
VON CINCINNATI.

Wahlzettel für Direktoren
1892.

Jacob Aull,

J. B. Imwalle,

Julius Lang,

Julius Hoffmann,

J. G. B. Laing,

Amand Peter.

☞ Von diesen Namen müssen mindestens die Hälfte gestrichen werden, weil sonst der Wahlzettel nicht gezählt wird.

Adele; und ich! Oheim! Aber wie ein Blitz war ich auch zur Thüre hinaus, ehe er Zeit hatte, den Mund aufzuthun.

Aber Karl ließ sich nicht auf das Buchstabiren mit seinem Vater ein, und endlich, da Alles über und über ging, erklärte Karl dem Vater mit einer Art, die er wahrscheinlich im Felde gelernt hat: er könnte nicht ohne innern Widerwillen an Adelen denken, die Schuld daran sey, daß er mit einem so gütigen Vater nun schon so lange im Zwiespalt hätte leben müssen. Kurz, er sagte rund ab nein!

Er legte dabei die Hand auf das eiserne Kreuz, und brauchte das zu einer Rednerfigur, gegen die alle Beredsamkeit des Vaters wie taube Nüsse waren.

Der Vater rechnete noch ein Mal alle Tugenden Adelens, und zwar nach dem chinesischen Alphabet, her, glaub' ich, denn das Register nahm kein Ende. Er wurde hitzig, und wurde kalt. Mein Bräutigam sagte mir, der Vater hätte alle Figuren der Beredsamkeit, ja der Dichtkunst, so geschickt gebraucht, die Leiter und Gegenleiter — das sind Figuren der Redekunst, und mein Bräutigam behauptet, daß ich besonders behende damit umzugehen wisse. Er redete sein graues Haar an, als lebte es, dann seinen Sarg, dann sein Grab. Karl hielt allen diesen Figuren

sein Kreuz entgegen, das, wie der Vater hundert Mal gesagt hatte, einen sechszehnjährigen Burschen mündig spräche, hätte er es mit dem Degen in der Hand erworben. Der Dispüt endigte mit einem furchtbaren Knalle; Karl verließ das Zimmer, und der Vater rief: ich wollte, er hätte die Narbe auf der Wange nicht, und das Kreuz dazu!

Wir riefen dagegen: der Wunsch käme nicht aus seinem Herzen!

Er wurde im Ernst böse; denn er konnte nicht zum Wort kommen, uns zu beweisen, daß der Muth sogar, womit ein Kreuz verdient werde, von der Art und Weise abhinge, womit man am Morgen in die Pantoffeln träte. Die Tante warf ihm ein, daß Karl nie Pantoffeln getragen; die Mutter meinte, daß er dem Sohn das Ehrenzeichen nicht gönnte, das er dem Tode entrissen. Ich kämpfte mit Hand und Fuß für die Narbe, die Kanarienvögel schrien aus Leibeskräften, die Hunde bellten, die große Stubenuhr schlug und spielte: Wie sie so sanft ruhn! Wir redeten Alle auf ein Mal, und da der Oheim in lauter ganzen Noten redete, und wir in Vierundsechzigtheilen, so war es kein Wunder, daß er seiner Frau die grüne Sammetmütze vor die Füße warf, und seine Pantoffeln, die er als Figur gebraucht hatte, verlor, in

sein Cabinet rannte, sich anzog, und zu dem Nachbar, dem Oberförster, ritt.

Nun ist in unserm Hause die Sitte, wie am Himmel. Es tobt, man weiß nicht, wie, und es ist wieder gut Wetter, man weiß nicht, wie.

Der Vater kam zurück, und wir drei, mein Herr Reiners war nicht da, saßen und überlegten, wie wir Karln und Adelen zusammenbringen wollten.

Zum ersten Male sagte er nicht: nein, er soll gehorchen, und nicht sehen! sondern er ging vergnügt auf und ab, und die Hochzeit lag mit allen Freuden auf seinem Gesicht. Er pfiff den Großvatertanz.

Laß hören, Jettchen! sagte die Mutter.

Nichts ist süßer, als eine verbotene Frucht, hob ich an. Hätte der Oheim, statt zu sagen: Du sollst Adelen heirathen! Adelen so hier mit an unsern Tisch gesetzt, statt ihm zweihundert und dreißig Tugenden von ihr vorzuzählen, nur eine oder zwei, die der Oheim nur so nebenher mit rechnet, als ihre Schönheit, ihre schlanke Gestalt, das schöne, unschuldige, seelenvolle Auge, ihren lieblichen Gesang vor Aug' und Ohr hingestellt, in Figura, mit Leib und Leben, so hätte Vetter Karl wahrscheinlich seine Narbe nicht, und sein Kreuz; aber eine junge Frau, die Adele hieße.

Nun, Ihr könnt's ja probiren, sagte er.

Zu spät, lieber Oheim. Denn nun gebietet sein Stolz, Aug' und Ohr und Herz, und alle Thore und Fenster, wodurch die Liebe sonst einzieht, zuzumachen, und zu sagen: ich will nun nicht, so schön sie ist, so reizend, so sehr mein Herz auch schlägt. Ich will nicht; damit Sie nicht sagen können: siehst du wohl, Karl! Denn, Oheim, das könnten Sie nicht verschweigen, das müßte heraus. Also das geht nicht. Er muß Adelen kennen lernen, ohne daß er weiß, wer sie ist, und liebt er sie, so wollen wir ihn doch fragen, ob er in ihre Tugenden sich verliebt hat, oder in ein Paar Zufälligkeiten.

Der Oheim lächelte vor Vergnügen; aber die Mutter sagte: Adele gibt sich dazu nicht her.

Gott soll mich bewahren, liebste Tante, daß ich diese reine, fleckenlose Seele in diese Intrigue verwickeln möchte. Adelens Tante muß darum wissen, und für die stehe ich.

Du hältst doch so einen Ritter vom eisernen Kreuz für sehr leichte Waare.

Wir werden ja sehen, wie schwer er ist. Adelens Tante zieht mit Adelen nach Neustadt vor die Stadt auf ein Gartenhaus, unter einem fremden Namen. Das geht Adelen nichts an. Sie will nur

die Menge Besuche nicht machen, die sie machen müßte, wenn sie unter ihrem Namen da wohnt.

Karl will nach Neustadt auf einige Wochen zu seinem alten Lehrer. Da müßte er nun die ganze Sippschaft besuchen, von Gasterei zu Gasterei ziehen.

Das mußt du, Karl, sagte ich gestern zu ihm.

Das muß ich nicht, antwortete er. Ich nenne mich statt Köhler Hans oder Kunz, und die Sache ist abgemacht.

Nun geb' ich ihm an Julien einen Brief —

Konnt' ich's nicht denken, Jettchen? an Julien. Gott gnade dem, der in Eure Hände fällt.

Und bitte, ihr ihn selbst in ihre Hände zu liefern, verspreche ihm in Julien eine heitere Bekanntschaft unter seinem falschen Namen.

Julie geht mit ihm spazieren, vor Adelens Garten vorüber; Adele sitzt vor der Thüre. Man redet ein Paar Worte, auf dem Rückwege erzählt Julie von Adelen ein Paar Worte, und was wetten Sie, Oheim? Karl findet zu noch einem dritten Paar Worte den Weg allein. Was wetten Sie?

Ein Brautkleid, so schön Du es finden kannst, wenn es mit zwei Gängen abgemacht ist. Du kennst ihn nicht, dazu gehört mehr!

Oheim, Sie wissen nicht, wie mächtig ein hübsches

Mädchen ist auf einem Garten, in der Einsamkeit, mit einem Gesange, der aus dem mystischen Dunkel eines Boskets hervortönt. Der Magie widersteht kein junger Mensch, und wäre sein Herz mit lauter eisernen Kreuzen gepanzert. Muth und Liebe, glauben Sie, sind Kinder Einer Mutter.

Darf ich wohl fragen, woher Du das Alles weißt?

Meinen Sie denn, Reiners war der Erste, der mir sein Herz allerunterthänigst zu Füßen legte? Er war der Erste, der mir gefiel.

Macht, was Ihr wollt, rief er nun: ich habe damit nichts zu thun, und ich könnte wünschen — Er schwieg und ging.

Ich hörte an seinem Spiel auf dem Clavier, denn er spielte lauter Adagio's von Bach, den er allein für einen Dichter hält, daß er meinem Plane und Deiner Ausführung Glück wünscht.

Er ist seitdem so freundlich; er füttert mein Eichhörnchen mit eigenen Händen, und sagt Karln nicht ein Wort mehr. Und nun Gott befohlen, liebe Julie. Mache Deine Sache gut, damit der Oheim sieht, daß wir, was er unser Handwerk nennt, verstehen, erst selbst heirathen, dann Heirathen machen.

Karl hat den Namen Schmidt angenommen, aber wir sind die Schmiede seines Glücks. O wenn

er Adelen nur sieht, nur sieht, wie will er widerstehen? Leb' wohl! leb' recht wohl!

N. S. Ich liebe meinen Reiners von Herzen, liebe Julie, und alles das, worüber wir sonst so oft lächelten, treibe ich mit einer Begeisterung, die mich erhebt und besser macht. Ich werde eine gute Frau werden, und wie soll er die Augen aufreißen, wenn er jeden Tag noch eine gute Eigenschaft in seiner Henriette entdeckt, die er noch nicht kannte, ein Alphabet Tugenden ungerechnet. Leb' wohl!

Karl an Schmidt.

Greiz.

Besser Rath kommt über Nacht! Ich bin hier in Greiz, und damit Du nicht noch ein Mal fragen darfst, was mich nach Greiz zieht, und immer nach Greiz: so höre!

Mein Vater, den ich unendlich liebe und ehre, hat von früher Jugend an meine Hand für ein Mädchen bestimmt, die ich nicht kenne. So wie mein Herz an zu fühlen fing, wurde mir diese Vorstellung, Du kannst nicht glauben, wie unerträglich! Das Mädchen ist reich, soll schön seyn und geistreich, und gut.

Mag es! Mein Herz setzte sich zur Wehr; denn ich dachte, mein Vater wollte mich an ihren Reichthum verhandeln. Das gab unangenehme Auftritte. Ich verließ das väterliche Haus; aber ruhig war ich dennoch nicht. Es war mir, als wäre ich meinem edeln, guten Vater, der mich nie beschränkte, das Opfer schuldig. Sieh sie nur! sagten meine Mutter und meine Verwandten; aber mein Vater sagte — ich wußte ja, wie er es meinte: er soll gehorchen!

Sieh, Schmidt, das war der Kummer, der mich um manche jugendliche Lust brachte.

Ich war zuletzt entschlossen, sie heimlich zu sehen, und gefiele sie mir, mich mit dem Vater zu versöhnen, wie es einem Sohne doch am Ende zukommt. Mir schlug das Herz nach Liebe von meinem Vater. Kurz, es war mir nicht recht, so mich von seinem Herzen weggestoßen zu haben.

Ich bestimmte den Tag, da ich hinreisen wollte, das Mädchen zu sehen. Schon der Entschluß machte mich freier, machte mich heiter. Da erschien der Aufruf des Königs an die Preußische Jugend.

Da war mir und Dir eine hohe Welt aufgethan. Wir schworen, Blut und Leben für Vaterland, König und Freiheit hinzuwerfen.

Ich schrieb nach Hause, Du hast ja die Antwort

meines Vaters gelesen. O wie gütig war er! Wir konnten beisammen bleiben! Und wir blieben beisammen; seine reiche Freigebigkeit machte es ja, daß wir so manches Elend nicht fühlten, sondern nur sahen. Du weißt, wie reich er uns machte.

Eben hier bei Greiz blieb ich unter den Todten liegen.

Du mußtest fort, und hier — o warum runzelt sich meine Stirn! warum mischt sich in die Seligkeit des hohen Glücks immer ein Tropfen Wermuth! — hier ergriff mich mein Schicksal.

Man trägt mich in ein Haus. Ich schlage meine Augen auf, und an meinem Bette sitzen Mutter und Tochter. Meine Wunden sind verbunden.

So viel wir können, lieber, edler Soldat, sagt die Mutter, ihre Augen voll Thränen auf mich richtend, wollen wir thun.

O gewiß, sagt die Tochter, ihre Hand auf ihr Herz drückend, mit einer Holdseligkeit des Mitleidens, die in meine Seele drang. Ich sehe umher im Zimmer, ich sehe die höchste Reinlichkeit, und denke an nichts, an gar nichts, wie weh mein Aufenthalt, meine Pflege, Mutter und Tochter thun konnten.

Ich habe Alles, was ich wünsche, sogar Ueberfluß.

Ich weiß nicht, daß das Zimmer, worin ich liege, ihr einziges ist, weiß nicht, daß Mutter und Tochter das zweite Bett theilen, was sie haben; ich weiß nicht, o Schmidt! daß mein Ueberfluß von dem Versatz ihrer entbehrlichen Kleidung angeschafft wird; weiß nicht, o Himmel! daß sie darben, während ich Alles habe, und erfahre endlich — o alle meine Wunden öffneten sich wieder bey der Nachricht — und erfahre endlich von dem Wundarzt, daß die Mutter ihren Trauring, und alle silberne Löffel, bis auf einen, mit dem ich esse, versetzt hat, um mich zu erhalten.

Das mag tausend Mal geschehen seyn, o Schmidt, wie viel tausend Mal! Aber sie saßen Beide, Mutter und Tochter, an meinem Bette, mit freundlichen Gesichtern. Keine Klage kam über ihre Lippen, kein Seufzer. Sie hatten dem Wundarzt streng verboten, mit mir über ihre Armuth zu reden, denn der arme Herr ist ja auf dem Schlachtfelde ausgeplündert worden.

Auch sagte mir es der Wundarzt nur, daß ich ihm, um ihn aufzumuntern, eine Anweisung auf Geld gab, die er sogleich umgesetzt hatte.

Ich bat sogleich meine Wirthin, für mich einen Zettel in Geld umzusetzen. Sie brachte es mir. Ich

zahlte ihr sogleich für die Zeit, die ich bei ihr gewesen war, und gab ihr für einen Monat voraus.

Ihre Pflege, Madame, sagte ich, Ihre himmlische Güte, Ihre mütterliche Liebe, kann Ihnen nur mein Herz bezahlen.

Ich konnte vor Weinen nicht vollenden, denn sie antwortete mir, mit dem Erröthen der Scham, o gewiß der Scham, daß sie das Geld zu nehmen gezwungen war: ich muß etwas nehmen, Herr Köhler, gewiß, ich muß, um an Ihrer Pflege nichts zu versäumen. Aber das nehme ich nicht. O lassen Sie mir doch ein ganz kleines Verdienst um Sie, lieber Herr Köhler.

Ich drückte ihre Hand an meinen Mund, und sagte ihr, daß die Bewegung, worein Ihre Güte mich gesetzt hätte, mir schädlich wäre; aber müßten alle meine Wunden wieder aufbrechen, so darf, bei Gott! von diesem Gelde nicht mehr die Rede seyn.

Sie nahm es ängstlich, und bat mich mit des Mitleidens heiligster Fülle, mich nur ruhig zu halten.

O sieh, nun warf ich es mir bitter vor, wie unzart ich im Geben gewesen war; und es war sehr merklich; denn sie waren von diesem Augenblick fremder gegen mich. Die Mutter redete sanft mit mir von einer Krankenwärterin für mich.

O Madame, sagte ich mit einer kleinen Bewegung: ich bin an ein freundliches Wort von Ihnen so gewöhnt, daß es mich sehr schmerzen wird, wenn ich bezahlen soll, was Ihre himmlische Güte so mütterlich, so freiwillig that.

O dann, sagte sie freundlich — es ging auf das Wort bezahlen — soll keine Hand Ihnen einen Dienst leisten, als meine und meiner Tochter Hand.

O Du weißt nicht, Du glücklicher und unglücklicher Mensch! Du hast nicht erfahren, was Mitleiden unter Fremden dem Kranken ist! Deine Schramme über die Wange war ja nur eine Schramme, welche die Luft heilte, und ein Endchen schwarzes Band, eine Galanterie der Französin in Laon.

Meine Wunden heilten das Herz, die Liebe, das Mitleiden der schönsten, weichsten Herzen.

Ich wußte von der Tochter noch immer weiter nichts, als daß sie eine höchst wohlklingende Stimme hatte, die Fenster waren verhängt, denn mein Auge hatte bei der Wunde über die Wange mit gelitten, und mein Bett stand so, daß sie bei jeder Näherung das Licht hinter sich hatte. Ich dachte nicht daran, wie sie aussehen könnte. Ihre sanfte Stimme erquickte mich, wie ein süßer Schlaf, dessen Wohlthat ich auch erst hier kennen lernte.

Es hat Niemand mehr seinen Verstand anstrengen können, Geld zu gewinnen, als ich, hier im Hause ihnen Geld anzubringen.

Ich gebrauchte tausend kleine Listen, um ihnen ein freundliches Leben zu verschaffen. Sollte mir Kaffee, Essen, der Wein schmecken, so mußten sie es mit mir genießen. Und ich hungerte ein Paar Mal im Ernst, um sie zu überzeugen, daß sie mich nicht betrügen dürften.

Mich verlangte nach Büchern. Es wurden welche angeschafft; aber das Lesen war mir nach ein Paar Versuchen fast unmöglich. Mit einem furchtsamen Stocken erbot sich endlich die Tochter, mir vorzulesen.

Sie redete sehr richtig, die Mutter auch; daß sie Beide gut redeten, schön, kam aus ihrem Herzen; denn Alles war nur herzlich und einfach. Als da die Tochter ein Paar Seiten gelesen hatte, zweifelte ich gar nicht mehr, sie war vortrefflich erzogen. Sie stieß nicht an bei einem ausländischen Worte. Es kam eine Zeile Englisch. Sie hielt einen Augenblick inne mit einer eigenen, furchtsamen Verlegenheit, und dann las sie mit einem Seufzer, der ihrer Bescheidenheit angehörte, die englische Zeile vollkommen richtig.

Ich wendete das Auge auf sie; ich erkannte ihr Gesicht nicht. Ich bat die Mutter, den Vorhang vor

dem Fenster wegzuziehen, damit ich endlich einmal wieder das Licht sähe. Da fiel das Licht auf ihr Gesicht, und, o mein Schmidt! der schönste Himmel lag auf diesem feinen Oval. Fühlte sie es, oder sah sie mein Erstaunen? Sie hielt das Buch höher, Ich sah nur die edle Stirn und die braunen, schönen Bogen über den Augen; nur zuweilen blitzten die frommen, sorgenden Blicke über das Buch, wenn ich eine Bewegung machte.

Meinst Du, ich liebe sie jetzt? Nein, ich hatte sie immer geliebt, ehe ich sie sah, oder ich liebe sie auch jetzt nicht, und das wäre Raserei zu sagen.

Ihre Schönheit gab mir keinen Wunsch mehr, nicht den kleinsten.

Ich nannte die Mutter, Mutter, oder Mütterchen! und die Tochter, Minna, oder Schwester!

Die Mutter nannte mich zuweilen, wenn ich eigensinnig war, und dem Arzt nicht folgen wollte, mein Sohn. Minna nannte mich gar nicht.

Zufällig erfuhr ich im Gespräch von der Mutter Minna's Geburtstag. Der Wundarzt brachte mir Papier mit. Ich schrieb nach Leipzig an einen Kaufmann um einen ganzen, aber sehr einfachen Frauenzimmeranzug, für ein Mädchen von schlanker, feiner, aber hoher Gestalt.

Mein Wundarzt besorgte mir den Brief, und Schiller's Werke, die sie sehr liebte. Ich erhielt Alles, und da sie am Morgen an mein Bett trat, und fragte: nun, wie haben Sie geschlafen? antwortete ich: mit einer kleinen Sorge, liebe Schwester, daß ich den ersten Tag Ihres Lebens nicht zum ersten Male an die Luft gehen kann, um aus diesem Tage den ersten Tag meiner Gesundheit zu machen! Und so muß ich mich mit einem Scherz behelfen!

Ich gab ihr die Bücher.

O Sie haben nicht nur meinen Geburtstag errathen, sondern auch meine Wünsche, sagte sie sanft erröthend, die Bücher nehmend.

Nun denn, so werden Sie das Andre um des errathenen Wunsches willen verzeihen, liebe Schwester.

Ich legte furchtsam das Paket vor mich hin. Es ist für Sie von Leipzig gekommen.

Sie streckte zitternd die Hand darnach aus, und sagte noch zitternder: einem Kranken soll man ja nichts abschlagen.

So gebe der Himmel, fuhr ich rauh hervor: daß ich immer krank bleibe!

Sie nahm das Paket, und ging mit ungewissen Schritten; aber sie ging doch.

Sie kam wieder, aber viel fremder, viel, obwohl

noch eben so freundlich. Es wurde nicht ein Wort über die Kleider geredet, auch trug sie sie nicht.

Endlich erlaubte der Arzt meinen ersten Ausgang. Es war ein schöner Herbsttag.

Minna und die Mutter waren unendlich vergnügt. Ich war es auch. Aber wie wurde mir, Schmidt, da Minna in das Geburtstagsgeschenk gekleidet mit niedergeschlagenen Augen und scheu erröthenden Wangen in das Zimmer trat!

O Minna, rief ich, von diesem schönen Opfer ihres gütigen Herzens unendlich bewegt, wie muß ich Ihnen für Alles, Alles danken! o mit welcher Güte feiern Sie den Tag meiner Genesung!

Da ging ich zwischen Mutter und Tochter, und schwor zum Himmel, den ich zum ersten Male wieder sah, und zu dem schöneren Himmel, der fröhlich in Minna's Augen leuchtete, sie sollten, diese beiden theuern Wesen sollten die Pflegerinnen meines ganzen Lebens seyn, käme ich lebendig aus dem Feldzuge zurück. Aber ich sagte ihnen nichts.

Warum sollte ich ihnen zu ihrer Sorge um's Leben noch die Sorge um mich aufbürden? Ich hinterließ aber bei meinem ehrlichen Wundarzt, auf den Fall, wenn ich ausbleiben sollte, mein Testament, und mit einer kleinen List spielte ich der Mutter eine kleine

Summe in die Hände, für eine Schuld, die sie verloren hielt.

Dann reiste ich ab. Sieh, Schmidt, Minna und ich waren vertraut geworden, wie Liebe zwei Herzen zusammenschmelzen kann. Sie nahm kleinen Putz von mir, ohne Umstände. Ja, sie bat mich, wenn wir Paris hätten, ihr ein Andenken aus Paris mitzubringen.

Eine Ahnung, daß ich bleiben könnte, hatte sie nicht. Nur die Trennung schmerzte sie, nicht die Zukunft.

Ich komme wieder, Minna! das war mein letztes Wort, da ich zu Pferde stieg. Sie liebkoste meinem Pferde mit schmeichelnden Worten, und reichte mir zehn Mal die Hand auf das Pferd, die schimmernden Augen voll Thränen.

Die ganze Nachbarschaft nahm Theil an diesem Akt der Liebe.

So waren wir getrennt. Die Mutter stützt das schwere Haupt, und sagt: er war ein guter Mensch. Gott segne ihn! Aber in dem Getümmel der großen Begebenheiten, unter den tausend Menschen, die er kennen lernt, wird er uns vergessen. Wir werden ihn nicht vergessen!

Er uns auch nicht, Mutter! das weiß ich!

Mit Mutterſegen ſieht die Mutter, wie Minna mich liebt, wie ihr einziger Gedanke ich bin, mit welcher Gewißheit ſie weiß, ich werde wieder kommen.

Und kommt er nun auch, ſagt die Mutter: ſo iſt's ein Tag, ſo reiſt er fort, in ſein Vaterland, wo die liebenden Verwandten, wo vielleicht eine bekümmerte Braut ihn erwartet. Aber wir werden ihn nicht vergeſſen, Minna.

Er uns doch auch nicht, ſagt Minna, nachſinnend über das Wort: Braut! das die Mutter genannt hat.

Aber in ihrem Herzen ruht eine ſchönere Hoffnung, die dem Schmerz die Wage hält, bis ich denn auf ein Mal wieder vor ihrem Hauſe halte.

Ich kam ſo früh, und dennoch hatte ſie mich ſchon alle Tage ſeit der Nachricht von der Einnahme von Paris erwartet.

Sehen Sie, liebe Mutter! rief ſie alle Augenblicke, das Geſpräch unterbrechend.

Nun werde ich ſehen, ſagte ſie lächelnd, ob Sie in Paris an mich gedacht haben. Was haben Sie mir aus Paris mitgebracht?

Aus Paris gar nichts, Minna, als mit meinem Leben meine Treue, das ſüße Unterpfand meiner Liebe, dieſen Ring.

Ich steckte ihr einen einfachen Goldring mit meinem Namen an den Finger. Eine Blässe jagte eine Röthe über ihr Gesicht. Sie beugte das Haupt nieder. Ihr Busen bebte. Sie war ungewiß, wie viel der Ring bedeuten sollte. Sie schwieg, im höchsten Grade bestürzt.

Und hat Minna kein Andenken für mich?

Welches? fragte sie zitternd.

Deine Hand, Minna, Dein Herz, Deine Liebe, einen Kuß Deiner Lippen. Hast Du nichts?

Sie sah mich erblassend an.

Da faßte ich sie in meine Arme, da drückte ich den ersten Kuß auf ihre Lippen, da bat ich die Mutter um ihren Segen, da stand ich am Ziel des höchsten menschlichen Glücks, von den Armen des theuersten Wesens umfangen.

Da entdeckte mir erst zwei Tage darauf die Mutter, daß, wenn sie sich nicht ganz irrte, so sey mein Vater der vertraute Busenfreund ihres Mannes gewesen. Nachher hätte das Schicksal, oder ein unverdienter Verdacht meines Vaters, die beiden Freunde getrennt. Das sey der schwerste Kummer in ihres Mannes Leben gewesen.

Sie hatte sich nicht geirrt. Es war mein Vater.

Warum verschwiegen Sie mir das?

Mußt' ich nicht? sagte sie: sah ich nicht Ihre Liebe zu Minna, und hätten Sie nicht eine Hoffnung auf diese Freundschaft gründen können, die vielleicht vergebens war? Wir sind arm. Ich durfte nicht einmal Wünsche haben.

Ich legte der Mutter das Verhältniß mit meinem Vater aus einander. Wir hofften Alle, ob vielleicht das Mädchen, dem ich bestimmt war, schon verheirathet sey; denn sie war sehr reich.

Nun lebte ich hier noch vier Wochen im Schooße eines unendlichen Glücks.

Ich reiste nun nach Hause, und der alte Zwiespalt erhob sich auf's neue, bis ich denn ganz klar meinem Vater sagte, daß ich das Mädchen nie heirathen würde, das er für mich bestimmt hatte.

Nach dieser Erklärung schien Alles ruhig zu werden; aber an der listigen Miene eines fröhlichen, lieben Mädchens in unserm Hause, die mit mir erzogen ist, sah ich, daß man auf eine andere Weise die Sache anzugreifen entschlossen war. Denn Alle, Alle in meinem Hause dringen auf diese unglückliche Verbindung.

Ich entschloß mich nun, alle ihre Anstalten vergebens zu machen, und wollte nach Neustadt, wo ich

Dich erwartete, um mit Dir über Dein weiteres Fortkommen Abrede zu nehmen.

Auf dem Wege dahin besuchte ich den ehemaligen Faktor meines Vaters, einen starrredlichen Mann. Ich kam auf meines Vaters Jugend, und auf den Namen Freischild, so hieß Minna's Vater.

Kennst Du den Namen, Karl? fragte der Alte verlegen. An den Namen denkt Dein Vater mit Schmerz.

Wie so?

Wenn Du schweigen kannst. Dein Vater und Freischild waren Freunde, Busenfreunde, recht echte Freunde, an Deinem Vater sind alle Farben echt. — Nun liebte Dein Vater ein Mädchen, an dem, Gott weiß, die Farbe auch echt war — und wie die erste Liebe ist, blöde und heimlich. Freischild weiß nichts davon. Kurz, Freischild freit ihm vor, verlobt sich mit dem Mädchen. Dein Vater schweigt, wie ein Mann, trägt, wie ein Mann, und die Freundschaft hält, weil sie echt war. Aber in das Haus Freischild's kommt er nicht oft; denn er kann ohne große Bewegung die junge Frau, die er liebt, nicht sehen.

Sieh, beim Wein, Freischild war so großmüthig, wie Dein Vater, aber in der Freude, unbe-

sonnen, nicht Maß und Ziel haltend, neckend. — Also beim Wein sagt er Deinem Vater: ich weiß, warum Du so selten kommst. Du hast meine Frau geliebt.

Das habe ich, antwortet Dein Vater, und Freischild, der vielleicht nur ein Wort davon weiß, vielleicht gar nichts, merkt nicht auf den veränderten Ton Deines Vaters, und foppt Deinen Vater mit einer Liebe, die das Elend seines Lebens macht, prahlt groß, daß er recht wohl seine Liebe gekannt habe.

Dein Vater lächelt bitter, und der Andre übertreibt immer mehr, redet von Beinunterschlagen, und daß die Freundschaft in der Liebe nichts gelten könne, und Alles, was Unbesonnenheit, Wein und Vertrauen nur reden können.

Dein Vater geht, und den andern Tag, nach einem Briefe voll der allerbittersten Vorwürfe über Freischild's Untreue und Schlechtigkeit, reist er ab.

Freischild schreibt an ihn; aber Dein Vater hat die Sache abgemacht, und erbricht den Brief nicht.

Sie sind getrennt.

Nach zehn Jahren, Du warst schon geboren, Karl, hört Dein Vater, daß Freischild dem Unglücke des Lebens unterlegen wäre. Da schlägt ihm

das Herz; er erbricht den Brief seines verstorbenen Freundes, der zehn Jahre unentsiegelt in seinen Händen gewesen ist. Der Brief enthält eine vollkommene Rechtfertigung seines Freundes, eine ganz vollkommene. Dein Vater hat nie ein Wort mehr darüber geredet; aber ich glaube, es kann ihm nichts Unangenehmeres begegnen, als wenn Jemand ihn an den Namen erinnert.

Sieh, das hörte ich, und also, statt nach Neustadt zu gehen, ging ich hierher, um die Mutter und Minna zu bereden, in die Nähe meines Vaters zu ziehen, damit ich sie sogleich haben kann, wenn es Noth thut.

Heute bin ich hier angekommen. Ich wollte Dir nur schreiben, damit Du nicht vergebens auf mich wartetest; aber ein Wort gab das andre, und nun weißt Du Alles.

Beikommenden Brief gib doch an die Adresse. Ich bin unter dem Namen Schmidt in dem Briefe Julien, die ein fröhliches Wesen seyn soll, empfohlen. Du kannst, wenn Du willst, Dir meine Empfehlung zueignen. Auf allen Fall aber gib den Brief selbst in Juliens Hände, das habe ich versprochen.

Schmidt an Karl.

Neustadt.

Glück auf, Bruder Köhler!

Bin ich der Schützling oder der Narr des Glücks? das ist schwer zu entscheiden! Manchmal denke ich, ich träume; denn im Wachen, beim Himmel! und bei meinem eisernen Kreuz! — Ich habe nichts Höheres, oder nichts Anderes, bei dem ich schwören könnte, als den hellen Himmel in meiner Brust, mein Kreuz auf der Brust, und einen Freund! — im Wachen fügt sich nicht Alles so leicht zusammen, wie hier bei mir!

Grüß' Deine Minna! Und nun höre. Ich komme hier an, finde Deinen Brief, und bringe die Einlage an Mamsell Julie Kober.

Julie empfängt mich, wie wir draußen eine gute Zufuhr an Wein, mit offenen Armen.

Herr Schmidt, sonder Zweifel? sagt sie lachend, als wäre mein Name die Spitze eines lustigen Einfalls. Sie witzelt über meinen Namen, als hätte ich ihn gestohlen; über mein Kreuz, und über meine Narbe auf der Wange, aber so lustig, so harmlos, daß ich auch anfing, mein Dreierlicht von Witz leuchten zu lassen.

Es wurde so arg, daß ich auf den Argwohn kam, es stände in dem Briefe etwas über Dich, was ich nicht verstände, und sagte es ihr. Sie zeigte mir ehrlich den Brief, worin nichts Verfängliches stand. Ich wurde zu Tisch gebeten, und nach Tisch bot mir Julie an, mir die Gegend um das Städtchen her zu zeigen. Sie hing sich in meinen Arm, als hätten wir uns ein Jahrhundert gekannt, und so ging's in's Freie hinaus unter lautem Lachen.

Auf ein Mal rief's hinter uns her: Julie, sind Sie's? oder sind Sie's nicht?

Wir stehen, und eine junge Frau springt in Juliens Arme.

Du bist hier?

Und Du? welch ein Glück!

Welch ein Entzücken!

Wo aber wohnst Du?

Sieh doch, dort!

Wer ist denn das?

Meine Nichte.

O wunderschön!

Und wundergut! Und der Herr?

Mein Freund, Herr Schmidt, der gerade von Paris kommt, und der das dritte Blatt in unserm Dreiblatt ist, so fröhlich ist er!

Die junge Frau hing sich vertraulich in meinen Arm, und wir gingen zurück zu der Nichte, die so schön war, wie der Sieg auf dem lang erkämpften blutigen Schlachtfelde. Mit etwas Schönerem weiß ich sie nicht zu vergleichen. Wie der Ruhm, würde ich sagen; aber sie stand da so demüthig an der Thüre, verbeugte sich gegen uns so tief, so freundlich, daß das Gleichniß nicht paßt. Aber sie war so schön, als wäre sie der Preis des Ruhms, und aller edeln Thaten, die die Welt gesehen. Nein, sie war so schön, wie sie selbst, ohne alles Gleichniß.

Ihre Tante und Julie waren Herzensfreundinnen. Die Tante hieß Rosette, die Nichte Deline.

Und Sie, mein Herr, müssen ihren Vornamen zu unserer kleinen Haushaltung der Freude und Freundschaft auch hergeben. Wie heißen sie?

Karl.

Karlos soll er heißen.

Wir traten in den Garten, der fast nichts als ein kleines Bosket war, in dessen Mitte ein kleines Haus stand, mit zwei Zimmern unten, und oben einem Saal.

Ich wußte nicht, wie mir geschehen war; denn nach fünf Minuten stand ich mit Delinen allein. Die beiden Freundinnen, die sich drei Jahre lang

nicht gesehen hatten, mußten sich, wie Julie sagte, erst über die drei Jahre verhören, und gingen Arm in Arm in der Allee auf und nieder.

Ich fing nun an, allerlei vortreffliche Bemerkungen zu machen, z. B. daß Deline weiße Schuhe trug, daß ihr weißes Kleid unten mit sehr schönen Brüsseler Kanten besetzt war, woraus ich mit großem Nachdenken schloß, sie müsse reich seyn; dabei blieb's; denn ich hatte nicht das Herz, dem Siege in das schöne Gesicht zu sehen, ob ich ihm wohl in's blutige Angesicht mit Muth gesehen hatte, auf zehn Schlachtfeldern.

Die beiden Freundinnen kamen wieder, und erklärten, mit einem Jahre von den dreien wären sie fertig, und ich und Deline hatten kaum drei Worte gesprochen.

Nun ging's auf den Saal, und Julie trat an's Piano, und sang mit schöner Stimme ein Jägerlied an den stolzen Feind. Dann wurde gesprochen. Dann sang die Tante, dann ich und Julie ein Duett. Es fiel mir gar nicht ein, hier meine Stimme und meine Musik zu verleugnen.

Die Siegsgöttin glühte wie eine Rose; daraus schloß ich, daß sie auch sänge, und fürchtete, singen zu müssen.

Was auch geschah. Sie sang mit ihrer Tante ein Duett. Es war der Siegsgesang der Harmonie; denn sie war, was sie that, die Siegsgöttin.

Julie wirbelte Alles durch einander! Karlos! Rosette! Deline! Ich fing an, von meiner Blödigkeit aufzuathmen, und unter der immer wachsenden Lust und Vertraulichkeit Deline auch. Sie schlug endlich die Augen gegen mich auf, und nun fühlte ich mich verloren.

Julie blätterte im Oberon.

Deline! rief sie: hierher! Karlos die zweite Stimme! mein Lieblingsduett: Amanda, ach! so bist du mein?

Ich sang, und wußte so viel davon, als wäre ich mitten im Schlachtgetümmel. Wo Amande war, mag der Himmel wissen.

Ein schallendes Gelächter und eine glühende Schamröthe auf zwei Gesichtern machte dem Gesange ein Ende.

Nun tranken wir Thee — sey nicht bang, es ist nur ein Tag, den ich Dir beschreibe. — Ich mußte ihn einschenken, zum Pfande für eine Wette, die ich verloren hatte. Nun ging Lachen und Lust erst an. Sie ließen mich in meiner Theenoth fast verzweifeln, und schütteten sich aus vor Lachen, daß ich Alles ver-

kehrt angriff. Deline lachte zwar auch, aber sie half mir unter der Hand; nun verspotteten sie die mit ihrem zärtlichen Mitleiden mit dem Ritter, nicht vom eisernen Kreuz, sondern von der traurigen Gestalt.

Sie wollte zugreifen, ich auch, und sie begoß mir mit dem kochenden Wasser die Hand.

Nun wurde erst recht gelacht, da Deline mir die Hand verband mit einem zärtlichen Mitleiden, mich nun zum ersten Male dabei Karlos nannte, und ein Mal sogar Don Karlos. Sie erröthete zehntausend Mal, und mußte dennoch lachen; allein dieses Theeeingießen, und dieses Verbrennen und Verbinden hatte uns in unserm Vertrauen einen guten Monat weiter gerückt.

Wir sollten da essen. Julie wollte einen Boten nach Hause haben, den aber Rosette nicht senden wollte, weil sie hier unerkannt zu leben entschlossen war. Es wurde ein Bote besorgt, und wir blieben.

Wir aßen im Freien. Gesang, Scherz, Lachen, die muthwilligste Freude, und zuweilen eine Viertelstunde eines heiligen Ernstes machten das Gastmahl zu einem schönen Symposion der Alten.

Gegen das Ende der Mahlzeit überlegten nun die beiden fröhlichen Freundinnen ernsthaft und verlegen,

wie sie sich sehen wollten, ohne daß man merkte, Rosette sey hier.

Don Karlos — Deline erröthete jedes Mal, wenn ich so genannt wurde — Don Karlos besucht mich morgen früh, und gibt Dir Nachricht. Ihn kennt kein Mensch.

Es war fast Mitternacht, da ich Julien in die Stadt begleitete.

Sie haben mir den schönsten Tag meines Lebens gegeben, Julie.

Ich? sagte sie bedeutend: doch ja, denn Deline ist schön, wie der schönste Tag, nicht wahr, Karlos?

Sie bat mich, morgen ja früh zu kommen; sie erzählte mir von der Tante derselben, von dem reinen, schönen, einfachen Herzen dieser Frau, von der schönen Erziehung, die sie ihrer Nichte gegeben. Sie ist zwar reich, und Deline auch; aber wäre sie arm, sie würde eben so heiter seyn; und mich verlangt nach Delinens näherer Bekanntschaft ungemein; denn ihre Tante sagt, sie hat an Tiefe des Gefühls, an Güte des Herzens, und am reichen, blühenden Talent des Geistes nicht ihres Gleichen. Lassen Sie uns einmal wetteifern, Karlos, wer das Mädchen mehr lieben wird, ich oder Sie.

Ich ging unruhig in mein Wirthshaus, lieber

Köhler. Das Ding sah aus wie ein Mährchen aus Tausend und Einer Nacht. Die Tante ist reich, die Nichte ist reich! Die Wunde auf der Hand schmerzte nicht so, wie die Wunde im Herzen. Ich war am andern Morgen so finster, wie ein Novembertag. Ich ging zu Julien.

Ich habe mir es überlegt, Karlos, gehe ich mit Ihnen oft, Sie sind ein Fremder, so sieht man mir nach, wohin ich gehe. Gegen Abend werfe ich einen Schleier über, wickle mich in meinen Mantel, wische zum Thore hinaus. Es sind zehn Schritte. Ich finde Sie dort, mich wieder nach Hause zu begleiten. Sie sagen das Rosetten.

Ich griff nach dem Hute, zu gehen.

Sie lächelte muthwillig. Ich legte den Hut wieder nieder.

Nein, gehen Sie nur. Der Tag ist so schön. Sie trieb mich fort unter Lachen und Drohen, es sonst Delinen zu verrathen.

Teufel! sagte ich unterwegs: Schmidt, du bist doch nicht der Fangball zwischen zwei Weibern? denn so schnell —

Ich ging. Rosette empfing mich mit der himmlischsten Vertraulichkeit, mit dem schönen: Willkommen, guter Karlos!

Wenn ich zu früh komme, Rosette . . .

Für mich fast; aber Deline ist schon seit einer Stunde unter ihren Blumen des Gartens und der Dichtkunst. Deline! Deline!

Deline kam. Schön, wie der schönste Tag, ist auch ein gutes Gleichniß.

Guten Morgen, guter Karlos, sagte sie, sogleich nach meiner Hand sehend, die sie verbrannt hatte.

Wir setzten uns in Schatten, und ich mußte ihnen meinen Feldzug erzählen. Wir wurden alle drei sehr gerührt, ja gerührt über des Menschen hartes Geschick, und über seinen Muth die Vergangenheit zu vergessen und von der Zukunft nichts zu fürchten, und dieses Gespräch hob uns nach und nach empor, und trug uns vor eine höhere Aussicht, als dieses Leben hat mit seinem kleinen Schmerze und mit seiner kleinen Freude, über das Grab empor, zu der Verklärung im Wiedersehen nach dem Tode.

Um dieser Hoffnung willen, Karlos, Deline, wollen wir mit einigen einfachen, stillen Herzen Freunde seyn, und uns lieben, bis wir zu Staub zerfallen, bis wir uns wiedersehen. Ihre Augen glänzten in Thränen, Deline hatte schon lange mit Thränen gerungen. Wir reichten uns in einem Momente die Hände, und drückten sie in einander. O lieber

Karlos! sagte Rosette. Liebe Rosette, liebe Deline! Lieber Karlos, liebe Tante! so sagten wir! Und ich fühlte, daß dieser rührende Augenblick unser Vertrauen höher hob, als gestern der ganze Tag einer feinen, seelenvollen Freude; denn da die Tante ging, sich ganz anzuziehen, hing Deline von selbst mit einem zutraulichen Lächeln ihren Arm in meinen, und wir setzten das Gespräch fort, und sie fragte auf einmal lebendig: woran werden wir uns wieder kennen, Karlos? An diesem Gespräche, Deline, an diesem Augenblick, da ich in Ihre Seele gesehen, und Sie in meine.

O Gott, sagte sie fröhlich: und wenn ich Sie an diesen Augenblick wieder erinnere?

Ich würde sagen: Deline, ich habe den Augenblick, so lange ich lebte, nicht vergessen. Gewiß nicht, Deline. Ich sah fest, scharf in ihr blaues Auge. Sie schlug es nicht nieder, sie erröthete nicht. Heiterkeit leuchtete von ihrer Stirn. Es war nicht eine Spur von Irdischem in unsern Gefühlen.

Wir gingen auf den Saal, da es im Garten zu warm wurde. Ich nahm der Tante Einladung auf den Mittag sogleich an. Ich fühlte, ich gehörte zu ihnen.

Im Vorüberrauschen — ich und Deline spiel-

ten etwas Vierhändiges — rief die Tante uns zu: Kinder, lernt nur: Amanda, ach! so bist du mein!

Denn gestern ging's noch gewaltig schlecht.

Deline suchte in aller Unschuld danach. Wir sangen es ein Paar Mal.

Geht's heute schon besser? fragte die Tante wieder, und so muthwillig, als hätte sie uns gemeint.

Deline sagte: es geht vollkommen, liebe Tante.

Und mit Karlos auch?

O, ungemein schön.

I, so seyd Ihr ein allerliebstes Pärchen! rief die Tante, und lief davon.

Sag' mir, sag' mir, Köhler, mußt' ich nicht auf den satanischen Gedanken kommen, sie hätten mich hier zum Narren, und mußte ich ihn nicht sogleich wieder der Tante abbitten? Ich ging Dir manchmal, wie auf Morgenröthen, die stolze Bahn der Narren, und dann wieder auf glühenden Kohlen und spitzen Dornen.

Denn die Tante, sieh, erzählte mir am Tisch in Gegenwart der Nichte, daß Deline diesen ganzen Morgen, ehe ich gekommen, von mir und meinen guten Eigenschaften geredet. Ich widersprach, Karlos, um zu sehen, wie weit sie es treiben würde, und sie wurde so eifrig, die Kleine, und das sanfte Auge funkelte recht zornig.

Deline wußte nicht, wohin sie sehen sollte. Sie erröthete den ganzen Tisch über.

Ich faßte einen Widerwillen gegen die Tante. Aber wie konnte er dauern? sie war so gut, so freundschaftlich gut.

Am Abend kam Julie, und mit ihr die Freude und das Lachen. Wenn nur Deline ihr Auge auf mich richtete, so neckte sie Julie mit mir, und die Tante half.

Denn sieh, Julie, heute Morgen hat er ihr seine Heldenthaten zu Wasser und zu Lande erzählt, wie er sich mit dem Tode um das Leben gerauft, wie er verschmachtet an der Sonnenhitze, an dem Boden gefroren von dem Winterfrost, dennoch nicht geseufzt, und den blutigen Siegskranz muthig errungen.

Und dabei, Rosette, wendete er die Wange mit der Narbe, die nicht größer ist als ein Grübchen, welches ein Lächeln hervorbringt, Delinen zu?

Ja wohl; und die arme Desdemone hörte, horchte, seufzte und sang: Singt Weide! Weide! Weide!

Du kannst denken, wie das arme, liebe Mädchen dabei saß, sich und mich vertheidigen wollte, und Uebel immer ärger machte.

Auf dem Rückwege mit Julien, bat ich sie, Delinen zu schonen.

So viel sich's thun läßt, mein Herr Ritter, antwortete sie. Denn habe ich je ein Paar kopflose Kinder gesehen, so seyd Ihr beide es, Sie, Karlos, und Deline.

Denn gestern, zum Beweis, da sie Ihnen die Hand verbrannt hatte, wusch sie Ihnen die linke Hand statt der rechten, und Sie sahe'ns nicht, und bliesen auf die verbrannte Hand und ließen das schöne Mädchen die gesunde Hand waschen. Heute wieder — da machte ich lieber dem Elende ein Ende, Karlos, und träte vor die Tante hin, und sagte: Rosette, ich liebe Ihre Nichte.

Und was meinen Sie, was die Tante antworten würde?

Sie würde antworten: das weiß ich von dem ersten Augenblick an, da Sie sie sahen, und wie ein Laternenpfahl da standen.

Ich fürchte, die Tante würde fragen: wer sind Sie?

Sie haben eine Antwort, die bei allen Menschen gilt: Sie sind Ritter vom eisernen Kreuz.

Aber weiter nichts.

Die Tante muß noch allerlei angenehme Kleinigkeiten von Ihnen wissen; denn sie sagte mir heute: ich glaube in der That, das wird mit Delinen und Karlos Ernst; aber kannst Du es dem Mädchen übel nehmen, und da rechnete sie mir ein Paar Dutzend Tugenden von Ihnen vor, von denen ich freilich erst ein Paar gemerkt habe.

Der Teufel mochte nun wissen, ob das Ernst oder Scherz war; aber sie jagten mir die Liebe durch alle Pforten, welche die Seele hat, in meine Brust, und dem armen Mädchen auch.

Ich ging die Nacht voll Gedanken auf den Gassen umher, und rannte einen Nachtwächter, den ich nicht bemerkte, und der in der Nacht als Nachtwächter doch den Paß forderte, über den Haufen.

Freund, sagte ich: bei meiner armen Seele! ich sehe und höre heute nicht.

Da wir uns wieder begegnen, bläst er mir entgegen, daß ich erschrak.

Ich entschloß mich endlich, auf gut Glück Juliens Rath zu folgen, nicht vor Rosetten hinzutreten, sondern vor Delinen; denn sollte das Spaß seyn, wie mir es vorkam, so mußte die Tante ihre Meinung sagen, und ich konnte mit einem blauen

Auge meinen Abschied nehmen. Mit einem blauen Auge? Mit ein Paar nassen! sagte ich, und einem ewig wunden Herzen.

Am andern Morgen war ich um sechs Uhr Morgens im Bosket, und ich stand neben Delinen, die mich nicht hatte kommen hören. Sie schnitt Rosen ab, und summte leise die Melodie: Auf ewig, ewig bin ich dein,

Amanda mein, hob ich an: so war's kein Traum?

Sie sah sich lächelnd um.

So früh, lieber Karlos?

So früh; oder wer weiß, ob nicht schon zu spät? Liebe Deline, ich bin ein einfacher Mensch, und ich weiß nicht, wie ich die Tante und Julie zu nehmen habe. Mein Herz ist so voll, so voll Seligkeit, und doch so betrübt. Ich wollte, Sie sagten mir aufrichtig — Ich sah sie an, sie sah mich hell und freundlich an.

Die Tante und Julie haben nicht Unrecht, wenn sie mich necken; denn — es muß heraus aus der Seele — ich liebe Sie, Deline, von ganzem Herzen. Aber meiner heißen Liebe soll Niemand spotten, meines heißen Herzens noch weniger.

Sie meinen es gewiß nicht böse mit Ihnen, Karlos, das weiß ich.

Böse oder gut, Deline! das ist gleich; aber wie Sie es meinen, Sie, mit mir, mit meinem Herzen, das ist die Frage. Denn ich bleibe von heute an auf ewig bei Ihnen, oder ich sehe Sie jetzt zum letzten Mal.

Sie sah mich verwundert an. Wie denn so, Karlos, lieber Karlos? Sie haben mich eben so arg geneckt.

Das meine ich nicht, Deline. Thränen stehen in Ihren Augen, in meinen auch, und in meiner Brust brennt meine unendliche Liebe für Sie, meine unendliche Sehnsucht. Und nun sollen Sie sagen, ob ich gehen soll!

Nimmermehr.

Ob ich immer bei Ihnen bleiben soll?

Sie erröthete, sie schlug die Augen auf und nieder. Sie schenkte mir eine Rosenknospe.

Ich faßte ihre Hand, die mir die Blume bot: ist diese Hand mit der Blume mein?

Sie schlug die Augen auf und sah mich an.

Muß ich — antworten? fragte sie leise.

Ist diese Thräne mein, dieses Zittern, dieses Erblassen, dieses Erröthen, dieses pochende Herz? Deline, ist Deine Seele mein?

Sie ließ die Rose fallen, und reichte mir die Hand. Karlos, sagte sie: wie unwissend bin ich, daß ich mein Herz so früh verrathen habe!

Da legte ich meine Hand um ihren Rücken, und rief: o sage es ganz; denn in meiner Brust wüthen Zweifel!

Habe ich denn nicht schon zu viel gesagt, o mein Karlos? Sie wendete das Haupt von mir ab, einen Augenblick, und dann sah sie wieder her mit einem wehmüthig himmlischen Lächeln. O, sagte sie zärtlich: seyd Ihr denn alle so ungestüm mit dem ersten Wallen meines armen Herzens, das in Freude und Erröthen fast bricht? O Karlos, die Tante hat mich verrathen! wohin soll ich mein erröthendes Gesicht verbergen, als an diese Brust, von der ich Treue, Liebe und Glück hoffe?

Sie lehnte ihr Haupt auf meine Schulter. Unsere Hände falteten sich zusammen. Meine Lippen küßten ihre Wange. Sie athmete schwer auf, und wollte mir die Wange entziehen. Da hatte ich sie in meinen Armen, und mein Mund hing an ihrem.

O meine Deline! sagte ich, sie auf meinen Schooß ziehend. Sie schlang den Arm um meinen

Hals, und flüsterte leise, den Kopf niederbeugend: geliebter Karlos!

Sie hob ihr Gesicht empor, sie sah mich lächelnd an, drückte meine Hand an ihre Brust, und sagte: nun lassen Sie mich eine Minute, mich zu erholen. Sie ging in den hintern Theil des Gartens.

Sieh, Köhler, das Alles schien mir ein verdammter Traum, ein Spuk, eine Zauberei!

Ich blieb eine Stunde allein. Ich sah ihr Kleid durch die Bäume schimmern.

Da sah ich die Tante durch das Gebüsch zu ihr gehen.

Nun wird sich's aufklären! sagt' ich, mit dem Fuße stampfend, und ging ihr leise nach.

O Tante, sagte sie: wie haben Sie mich beschämt! Er weiß Alles, weiß, daß ich ihn liebe. Er ist hier.

Er weiß Alles? hat er Dir denn gesagt, daß er Dich liebt?

Ach, Tante, und ich gestand ihm mein Herz!

Gott sey gelobt! und die Engel der Liebe schütten ihren reichen Segen auf dein Haupt, mein Kind! Wo ist er denn?

Ich trat hervor. Ich beugte mein Knie; aber die Tante rief: nein! nein! Karlos! Gestehen Sie, ob Sie Delinen lieben!

Können Sie fragen?

Nun denn, so geben Sie ihr die Hand! Sie legte meine Hand in Delinens Hand, und mit rührenden Thränen sprach sie ihren mütterlichen Segen über uns.

Ich gebe Ihnen einen Engel an Unschuld, mein theurer Karlos. Gib ihm Deinen Ring, mein Kind! Ich gab ihr den Ring, den meine sterbende Mutter mir zum Andenken gab, das Einzige, was sie mir nachließ.

Dann warf sie Delinen an meine Brust, mit den jauchzenden Worten: da haben Sie Ihre Braut, und so Gott will, in vier Wochen Ihre junge Frau! Aber nun fort, und bringen Sie Julien die Nachricht.

Ich stand noch, denn ich dachte, sie würde doch nun endlich fragen, wer ich wäre. Aber sie trieb mich fort.

Ich kam zu Julien, brachte ihr trocken die Nachricht. Sie umarmte mich, sie tanzte mit mir das Zimmer auf und nieder.

Die wird doch fragen! dacht' ich.

Die hatte Briefe zu schreiben. Schlag zwölf erwarte ich Sie bei Ihrer Braut.

Ich ging, und glaubst Du, daß ich auf der Gasse schrecklich an zu fluchen fing, weil ich voraus sah, der Teufel säße noch darin, und der würde hervorspringen auf ein Mal?

Ich setzte mich ruhig hin, und schrieb Dir diesen Brief, und jetzt schlägt's halb zwölf.

Begreifst Du davon etwas? der Teufel steckt darin. Aber meine Deline kämpf' ich der ganzen Hölle ab. Adieu!

Julie an Henrietten.

Neustadt.

Diese Paar Worte mit einem reitenden Boten. Karl ist mit Adelen feierlich verlobt, und zwar bei dem dritten Besuch. Aber das Mädchen ist ein Engel, und Dein Karl auch. Ein so muthiger Engel, ein wahrer Michael, der's mit jedem Drachen aufnähme. Wir werden nun unsre Noth mit ihm haben; denn er öffnet jeden Augenblick die frischen Lippen, um uns zu sagen, daß er nicht Schmidt heißt, sondern Köhler. Aber sage er, was er will, wir glauben ihm nicht, und erfahren soll er nicht, daß die verhaßte Adele seine geliebte Braut ist. Du

hast das Schauspiel erfunden, Du sollst es enden. Aber ich will dabei seyn. Leb' wohl. Du hast nie ein verliebteres Paar gesehen, als dieses. Aber ihre Herzen geriethen auch in die Hände von ein Paar Weibern, die Amorn zur Noth ersetzen könnten, wenn der alte Knabe sein Amt niederlegen wollte, was nimmermehr zur Lust und Freude unsers Geschlechts geschehen mag. Denn diese Augenblicke, wo unser Lächeln allmächtig ist, und unser Kuß den Himmel verleiht, ach, sind es nicht die einzigen, wo wir sagen können: wir sind glücklich? Adieu!

Schmidt an Karl.

Der Handel fing mit einem Gelächter an, und endigt mit einem Gelächter.

Nach drei Tagen eines Glücks ohne Ende, das ich in Delinens Armen schmeckte, sagte ich denn zur Tante: aber Sie fragen nicht einmal, wer ich bin?

Ja, jetzt! Sind Sie unverheirathet?

Ja!

Ein ehrlicher Mann?

Ja!

Meinen Sie es mit Ihrer Braut treu?

Ja!

Sie machte mir eine tiefe Verbeugung. Mehr verlangen wir von Ihnen nicht, weder zu wissen, noch zu haben.

Ich habe aber auf der Welt nichts, nichts als dieses Kreuz; ich bin ein so armer Teufel, der —

Karlos! doch — Ihre Braut ist desto reicher. Pfui, wer wird sagen, er ist arm, der eine solche Geliebte hat? Sie ließ mich stehen und ging davon.

Nach drei Tagen machte ich mich an Julien. Ich sehe, Julie, Sie betrachten mich mit einer rechten innern Lust, recht mit dem Vorgefühl des Lachens, worein Sie ausbrechen wollen, wenn ich nun wie ein Tropf dastehe, und nicht mehr weiß, was ich bin. Aber ich wette, Sie wissen's eben so wenig.

Das wäre, Karlos! Wir werden sehen.

So wenig es auch ist, was ich bin, was ich habe, und was ich für keine Welt weggäbe; denn es ist ein Artikel drunter, der: meine ehrliche Seele, heißt, so will ich's eben darum meiner Ehrlichkeit willen von mir sagen. Hier ist mein Abschied, der enthält Alles, was von mir zu sagen ist.

Ich fing an zu lesen:

Vorzeiger dieses, Herr Karl Wilhelm Schmidt, freiwilliger Jäger, einziger Sohn des verstorbenen Predigers Schmidt in Driesen, in der Kurmark, fünf Fuß acht Zoll messend, hat sich — Nun kommen meine Thaten zu Wasser und zu Lande, Julie, und der Lohn meiner Thaten, dieses Kreuz. Das ist nun Alles, Alles, was ich zu meinen Habseligkeiten rechne, außer noch einen treuen Freund, Namens Köhler, der mit dem Briefchen, das ich Ihnen übergeben habe, und das er erst selbst unter meinem Namen übergeben wollte, mich mit Ihnen bekannt machte.

Sie lachte ganz unbändig.

Sie scheinen das nicht zu glauben, Julie, oder wie es seyn mag. Aber ich will Delinen nicht stehlen. Sie kennen die Angst nicht, die Ihr Lachen auf meine Seele wirft. Ich beschwöre Sie, mich zu hören.

Da sah sie mich ernsthaft an; denn meine Augen hingen voll Thränen.

Sie las meinen Abschied durch, schüttelte lächelnd den Kopf, als glaubte sie nicht.

Sie erhielten den Brief, den Sie mir brachten: von ...

Von meinem theuersten Freunde aus Greiz als Einlage in diesem Briefe.

Ich zog Deinen Brief hervor, und las ihr die Stelle vor, die sie betraf.

Das wird freilich ernsthaft, sagte sie nachsinnend.

Gottlob! sagt' ich.

Sie also heißen Schmidt? fragte sie seufzend.

Schmidt! sagte ich unmuthig. Ich setze Ihnen meine Ehre zu Pfande, daß es ist, wie ich sage, und glauben Sie's dann noch nicht, so lassen Sie ein Paar Kameraden, die hier sind, über meinen Namen abhören. Ich will wohl eine Komödie mit spielen helfen; aber nicht eine, wo ich zuletzt als ein Betrüger erscheinen könnte, und wäre der Preis auch die Hand des geliebten Mädchens, Delinens.

Aber da Ihr Säbelgrübchen auf der Wange?

Was soll die?

Recht viel! recht viel!

Ich mußte noch ein Mal erzählen, wie ich zu dem Briefe, und Du nach Greiz gekommen. Ich erzählte zum dritten Mal, was den Brief betraf, und ging über Deine Reise nach Greiz mit einer Verbeugung weg.

Also — hob sie drei Mal an: also — also sind

Sie Herr Schmidt? Sie sagte es mit einem ängstlichen Seufzer. Ich stand auf Kohlen, und sie ging wie auf Eiern, von ihrem Clavier an's Fenster, von dem Fenster zu dem Tische, mit dem Finger schnippend, mit sichtbarer Augst, und meine Angst stieg auf's höchste.

Sie sah mich an, und schüttelte den Kopf. Also Herr Schmidt! —

Wie wurden Sie denn mit Ihrem Freunde bekannt. Karlos?

Ich erzählte ihr die rührende Begebenheit, die unsre Herzen an einander zog. Sie hörte, mit dem kleinen Finger an der Lippe spielend, zu, und war gerührt.

Guter Karlos! sagte sie, und reichte mir die Hand.

Der Name Karlos war mir ein Sonnenblick durch ein furchtbares Gewitter. Aber dann fing sie ihre Prozession wieder auf Eiern an, vom Clavier zum Fenster, vom Fenster zum Tische, und sagte jedes Mal: also Herr Schmidt!

Da rief ich endlich zornig: Julie, muß ein Blitz mein Haupt treffen, was ich voraus sehe: so

bitte ich Sie flehentlich um den Todesstreich. Ich bin ein Mann!

Sie sah mich an, sie faßte mich in ihre Arme, und sagte weich: mein guter, edler Karlos! Lassen Sie mich!

Sie schnippte wieder mit den Fingern, und ein Paar Mal recht stark, zugleich mit dem Fuße fest auftretend, und dann schlug sie eine ungeheure Lache auf, die gar kein Ende nahm.

Ach Gott! sagte sie, mir die Hand freundlich reichend: wir sind ertappt, Sie nicht. Ich gehe zu Rosetten, in einer guten Stunde kommen Sie nach, lieber Karlos!

Sie setzte lachend den Hut auf, nahm ihren Schirm und ging.

Nach einer Stunde ging ich ihr nach. Deline stand an der Thüre, und kam mir mit freundlicher Liebe entgegen gehüpft. Ich sah sorgend in ihr Auge, und ich sah keine Spur von Unruhe. Julie war bei der Tante, und eingeschlossen.

Endlich kam Rosette. Guten Morgen, Karlos! guten Morgen, Rosette! guten Morgen, Julie!

Sie lachten, und ließen mich mit Delinen allein.

Was mögen sie haben? sagte das liebe Mädchen lächelnd.

Es betrifft uns.

Gewiß nicht. Denn zuerst redeten sie laut und sehr ernsthaft, und dann hörte das Lachen nicht auf. Es betrifft ein Frauenzimmer, das Henriette heißt, mit der sie gewiß irgend eine lustige Posse haben, die sie nicht wissen soll.

Am Tisch wurde der Jungfer, die aufwartete, meine Verbindung mit Delinen bekannt gemacht. Die Tante fragte mich, wo ich mit Delinen zu leben gedächte. Sie sprach von Delinens Vermögen. Deline wurde gefragt, sie antwortete mit holdem Erröthen, daß sie wünschte, das Gut, wo sie geboren und ihre Jugend zugebracht hätte, möchte mir gefallen; aber wo Karlos leben will, werde ich glücklich seyn.

Man sprach von unserer Hochzeit als ganz nahe; aber ich erfuhr, trotz meines Dringens, den Zusammenhang nicht.

Die Tante nahm mich allein. Ich gebe Ihnen Delinen, Karlos. Dagegen versprechen Sie mir, noch acht Tage lang Delinen um nichts zu fragen, und sagt sie Ihnen etwas, Niemanden, es sey wer es

wolle, etwas davon zu sagen. Schwören Sie, und legen Sie die Hand auf das Kreuz! Ich schwor, und ich weiß nichts, als daß das Landgut, das Delinen gehört, ein Paradies ist, nicht einmal ihren Namen, denn sie weiß nicht, daß ich nichts weiß. Die acht Tage werden ja hingehen! Und ich bin der glücklichste Mensch, den die Erde trägt.

Mein Brief wird Dich noch in Greiz finden. Die Göttin der Ueberredung begleite Dich, und Deine Minna vor das Gesicht Deines Vaters! Adieu!

Henriette an Julien.

Fichtenwalde.

O, was haben wir gemacht, Julie! Nein, das werde ich Dir ewig gedenken!

Ich erhielt Dein Billet mit dem reitenden Boten. Unser ganzes Haus war voll Freude, obgleich der Oheim seinen Theil daran versteckte, als hätte er ihn gestohlen.

Zwei Tage darauf hatten wir Deine ausführliche Erzählung. Da hielt der Oheim lange Reden über die einfältigste aller Leidenschaften, die Liebe, und daß ein Mensch, wie Karl, auf dem Herzen ein

eisernes Kreuz hängen hätte, gerade auf der schwächsten Stelle seiner Brust. Er schimpfte auf uns alle, und dennoch leuchtete das Vergnügen aus seinen Augen, daß sein Herzblatt, Adele, seine Schwiegertochter würde.

Drei Tage! rief er zornig. Drei Tage nur! das ärgert mich, und wenn er kommt, so gebe ich Dir ihn Preis, Henriette. Denn wär' ich es gewesen, ich hätte es gemerkt, sagt, was Ihr wollt. Ich gebe ihn Dir Preis, und stände er vor Dir wie ein Schulknabe so roth!

Aber er ließ alle Gaststuben zurecht machen, verschrieb alle Seltenheiten von Früchten und Weinen, kaufte heimlich hundert niedliche Sachen, an Putz und Ketten und Armbändern, und that es meinem Eichhörnchen an Geschäftigkeit und Heiterkeit zuvor, aber nebenher eine Strafpredigt nach der andern haltend.

Einen Morgen nun — Du schriebst nicht ein Wort weiter, und der Oheim wurde unruhig — öffnete sich die Thüre und Karl trat in's Zimmer wie ein ertappter Schulknabe.

Sieht der nicht aus, rief ich: als hätte er eine heimliche Braut hinter sich, die er hier einschwärzen wollte?

Er wurde blutroth. Er sah mich zürnend an, daß ich ihm mit der Frage alle seine Eingänge genommen hatte.

Karl, hast Du eine Geliebte hinter Dir, sagte die Mutter, so sag's, denn heute sind wird zum Verzeihen bereit.

Ja, Vater, hob er bestürzt an: die Liebe ist — eine Wachtelpfeife, die Ritter und Helden in's Garn lockt, fiel der Vater ein. Und da das so ist, so hole Deine Braut, wenn Du sie bei Dir hast, und es soll Alles gut seyn.

Vater! sagte er noch immer bestürzter.

Es soll Alles gut seyn! rief die Mutter.

Alles gut seyn! die Tante.

Gut seyn! ich. Das ging wie ein Echo, und wir brachen in ein Lachen aus.

Vater, sagte er wieder, uns betrachtend.

Er hat das Uebrige vergessen! rief die Tante. Armer Junge, geht's nicht weiter, als Vater!

Sie sprechen, Vater —

Ja doch, wer Deine Braut auch ist, sie soll uns allen willkommen seyn; denn da Du wie ein Mann einmal fest entschlossen warst, meinen Wunsch durchaus nicht zu erfüllen —

O, Vater, ich konnte nicht.

Der arme Schelm fing mich an zu dauern. Er wußte also noch nicht, dachte ich, daß seine Geliebte Adele war. Die Tante lachte laut, die Mutter rang mit ihren Thränen, der Vater lächelte über den Triumph, den er haben würde, und rief: es ist ja, beim Himmel! Alles gut, Alles vergeben. Hole Deine Braut!

Er war mit einem Satze zum Zimmer hinaus.

Nun untersagte die Mutter ernstlich alles Lachen.

Untersagen? wer das lassen könnte! rief der Oheim, und Thränen standen in seinen Augen.

Es wurde nun abgemacht, wir alle wollten wie von freudigem Schrecken rufen: Adele! in ihre Arme laufen, und thun, als hätte sich Alles natürlich gemacht.

Nach einer Viertelstunde hörten wir ihre Tritte auf dem Vorsaal, und herein trat das lieblichste, unschuldigste Gnadenbild von Mädchen, die Wangen voll Thränen, das Auge niedergeschlagen, so demüthig sich auf der Schwelle schon verbeugend, mit tiefer Ehrfurcht, ermattet, so daß Karl sie halten mußte, die aber nicht einen Zug von Adelen hatte.

Mein Vater, sagte Karl: hier ist sie, eine alte Bekannte von Ihnen, und meine treue Pflegerin, da ich schwer verwundet drei Monate in Greiz lag.

Denke nun, wie wir überrascht waren!

Es regte sich nicht Hand und Fuß im ganzen Saal. Ich glaube, die große Uhr stand, und die Kanarienvögel sahen starr durch's Gitter.

Es war uns allen gar nicht wohl, den Beiden auf der Schwelle noch weniger.

Mir war's dunkel vor den Augen; denn ich begriff ganz und gar nicht, wie das seyn konnte. Aber ich begriff mich nach einer ängstlichen Minute, sprang auf, nahm die Fremde in meine Arme, und sagte: erholen Sie sich erst! ich führte sie der Mutter zu, die schon Thränen und Liebe in den Augen hatte, und sagte: sehen Sie, das ist die Mutter Ihres Karls, und legte das schöne Mädchen in der Mutter Arme.

Denn wie das Räthsel sich auch nun lösen würde, das ich freilich nicht begriff, so mußte das entsetzliche Schweigen gebrochen werden. Auch half es. Die Mutter umarmte das Mädchen, und sagte mit unendlicher Liebe: geliebte Tochter! Herzenstochter! Wir lieben Dich ja.

Sie führte sie ihrem Manne zu, und sagte: hier ist Deines Karls guter Vater!

Er nahm das Mädchen an seine Brust, und wie er nun ist, der Gedanke, seines Sohnes Braut, machte sich einen kleinen Eingang in sein Herz, und da er nie

bei dem ersten Gefühle stehen bleiben kann, so wurde Herz und Seele voll, das Auge dazu. Und nun kam eine Scene, wobei ich den Oheim lieber habe, als alle andere Menschen. Sein Herz floß über, in Freude, in Schmerz, in Liebe, in allen schönen Empfindungen; nie ist eine Braut so liebevoll in dem Hause ihres Verlobten aufgenommen worden, als die Fremde in unserm.

Karl küßte mir die Hand voll Entzücken. Er hatte es nicht übersehen, daß ich der ersten Angst ein Ende machte, und der Natur den Weg zeigte.

Eine Bekannte? sagtest Du, Karl? fragte der Vater, nachdem er sein Herz voll Liebe über die neue Tochter ausgeschüttet hatte.

Freischild heißt meiner Minna Vater.

Da drückte der Vater mit einem langen, schmerzlichen Ach! noch ein Mal das Mädchen in seine Arme, und fragte schnell: lebt Deine Mutter noch, Kind?

Sie stand auf der Schwelle. Karl führte sie mit einer Ehrerbietung, die aus dem Herzen kam, zu seinem Vater.

Meine Schwester nun, meine geliebte Schwester! O fragen Sie nur meine ganze Familie, rief er nun heftig: wie jachzornig ich bin, wie mißtrauisch, wie

hart, wie unversöhnlich! Das brachte mich um den Freund.

Wir fielen ihm fast alle zu Füßen, wie er das sagte, und schalten ihn alle tüchtig aus.

Nun wurde Ruhe. Ich lauerte auf die Auflösung des Räthsels. Denn ich las die Frage darnach schon in des Oheims Auge; aber er mochte in meinem Auge auch lesen. Er rief auf ein Mal komisch: ich soll Dein Katzenpfötchen seyn, Jettchen, Dir die Kastanien aus dem Feuer zu holen; aber ich sage nicht ein Wort, und sollt' ich nimmermehr erfahren, was das mit Adelen und Karln ist.

Mit mir und Adelen? wie so?

Wir starrten ihn alle voll Neugierde an.

Er sah uns eben so groß an.

Ich sah wie in eine dunkle Nacht.

Da fuhr ein Wagen auf den Hof. Ich rief: Adele! rief's aus voller Kehle. Ich kannte sie an dem Wagen.

Bösewicht! sagte ich zu Karln: hast Du uns betrogen?

Ich lief an den Wagen. Adelens Tante sah mich lachend an, und sagte: auf ein ander Mal mach' Deine Steckbriefe besser. Sie stellte mir einen jungen, freiwilligen Jäger vor, und sagte: Karlos,

Delinens Bräutigam! Aber hat er nicht eine Narbe auf der Wange? heißt er nicht Karlos? hat er nicht das eiserne Kreuz? und einen goldnen Apollokopf? heißt er nicht wirklich Schmidt? Und hat er Julien, die Dich grüßen und auslachen läßt, nicht Deinen Uriasbrief gebracht? Und ist er nicht der Freund Eures Karlos? Die acht Tage sind um, Karlos, so wendete sie sich an den jungen Menschen, der eben so erstaunt stand, wie ich: Ihr Freund Köhler sollte den Brief an Julien bringen, Ihr Freund Köhler sollte sich in Adelen verlieben, Adele sollte sich in Ihren Freund verlieben. Das Geschick aber hatte Ihnen Adelen bestimmt, und meiner Adele den edelsten Mann. Hier soll Ihre Hochzeit seyn! Kommen Sie. Ist der Papa oben? Er wird brummen; aber er hat die Schuld; warum gibt er seine Aufträge nicht bessern Köpfen, als — Sie klopfte an meine Stirn. Es ist Keiner unter uns, der nicht überrascht ist.

Ich überrasche Dich auch, Rosette.

Wir gingen hinauf. Die beiden Freunde fielen einander in die Arme, und einer stellte dem andern seine Braut vor. Da nun alles erörtert war, wobei das ganze Haus von Lachen tönte — O Julie, warum kamst Du nicht, Dein böser Bräutigam! Da rief der

Oheim, der ganz entsetzlich lachte, und ganz entsetzlich fröhlich war, was gilt die Wette, ich überrasche Euch alle!

Der alte Knabe hatte etwas gehabt; denn er kopfnickte in der Ecke mit dem Verwalter, und der Verwalter ging und kam wieder, und winkte: aber ich wußte nicht, was er vorhatte. Ich überrasche Euch alle! rief er. Er öffnete die Saalthüre. Folgt mir! rief er.

Wir traten in den Saal; da stand ein Altar, der schwarze Mann. Ich fing an zu zittern wie ein Espenlaub.

In der Angst schwor ich, ich wollte so gut wie die Königin Tanaquilla seyn, und wäre es möglich, noch eine bessere Hausfrau.

Der Verwalter bot mir auf einem Teller einen Brautkranz, den ich mit zitternder Hand nahm, und ihn Minna auf das Haupt setzte.

Sie kann das Brautmachen nicht lassen! rief der Oheim, der mich lächelnd im Auge hatte.

Da aber die drei jungen Paare vor dem Altare standen, da wurde es still, in alle Augen hängten sich Thränen, und ernst und selig standen wir vor Gott, der dem armen Menschen die Liebe zum Schutz

gegen das harte Leben gegeben! Lebe wohl! Lebe wohl, Julie! Ich habe seit drei Tagen, da ich Frau heiße, nicht ein Mal gelacht. Der Himmel wohnt in meiner Brust, und wenn wir jungen Weiber uns irgendwo begegnen, so drücken wir uns mit stillen Freudenthränen in die Arme, und sagen: der Himmel, die Seligkeit, das Glück, hat uns alle überrascht!

X.

Gedichte

von

Friedrich Haug.

Mäßigung.

Nicht aufgelodert, ist auch gerecht dein Zorn!
Denn Leidenschaft umnebelt den hellen Blick
Und fördert auf die Lippen Tadel,
Nimmer zu bessernden, trotz des Reuens.

Wer festem Irrwahn, herrischer Eitelkeit
Den Fehdehandschuh risch vor die Füße wirft,
Der Menschheit kündigt er den Krieg an,
Lächerlich kühn, und erliegt der Unzahl.

Still wirke Gutes! Lull' ob der Narren Trotz
Erwachten Mißmuth klüglich in Schlummer ein!
Sprich kalt und weise! Sey den Bessern
Priester des Rechts und des Wahren Herold!

Des Geistes Aufschwung, und was dein Herz gebeut,
Sprich aus in edeln Thaten! Der Neid verstummt.
Nacheiferung belohnt. Die Hinsaat
Wuchert und ruft dich zur Ernteseier.

An Amor.

Du, mit meines wunden Herzens Beute!
Amor, dem ich tausend Opfer weihte!
Wenn die Götter in umstrahlten Höh'n
Rühren kann der Staubgebornen Fleh'n,
O so neige huldreich mir dein Ohr,
Der ich Freiheit, Freude, mich verlor!

Nicht um Lind'rung namenloser Schmerzen,
Nicht um Gegenlieb' in Cora's Herzen,
Nicht um meiner schwarzen Laune Flucht,
Nicht um Heilung meiner Eifersucht
Fleh' ich, ehrend deinen Machtbeschluß,
Daß ich bis zum Ende leiden muß.

Aber gib, die Frühling' ohne Blüthen,
Alles Weh mir Dulder zu vergüten,
Daß, wenn ein Jahrtausend auch entschwebt,
Noch mein Nam' in Aller Munde lebt!
Noch des Enkels Enkel fühle mit,
Was ich für die schöne Cora litt.

Frühlingslied.

Ein neuer Lebensstrahl durchfuhr
Die schlummernde Natur.
Sie ist erwacht mit ihrem Lieblingssohne,
Dem holden Lenz, und schmückt
Ihn mütterlich entzückt
Mit reicher Blumenkrone.

Sie grüßt in buntem Jubelklang
Endloser Waldgesang.
Ihr huldigen enteiste Bäch' und Flüsse.
Wie locken überall
Und ohne Maß und Zahl
Die köstlichsten Genüsse!

O seht! Ein Garten ist die Welt,
Von mildem Licht erhellt.
Der Segen hat sein Füllhorn ausgegossen.
Der Winter scheint ein Traum,
So rasch wie Staud' und Baum
Besä't mit Blüthensprossen.

Tönt wieder doch zum ersten Mal
Des Horns entwohnter Hall.
Die Herde zeucht aus düsterdumpfer Enge
Und überlanger Ruh
Der Freiheit brüllend zu
In lustigem Gedränge.

Wie rundum Alles wohlgedeiht!
Ein Bild der gold'nen Zeit!
Ström' aus, du Fürst der neugebornen Erde,
In Preis, Gebet und Dank!
Ein Paradies entsprang
Auch hier auf Gottes „Werde!"

Dank, großer Vater, opfern wir,
Beglückte Kinder, Dir.
Aus Hütt' und Schloß, und Zell' und Tempel rausche
Ein andachtvoller Chor
So feierlich empor,
Daß selbst der Himmel lausche!

Die Freude wächst, die Hoffnung steigt.
Gefühllos ist, wer schweigt!
Die Herzen glüh'n! Die Hände laßt uns falten!
Ruft ein Halleluja!
Der Wonnemond ist da
Und sichtbar Gottes Walten.

Von seinen Wundern ganz umringt,
Singt, Schwestern! Brüder, singt!
Laßt neuen Geist und Wandel uns geloben,
Und einst bei Psalmgetön
Zu besser'm Lenz ersteh'n,
Der ewig blüht dort oben!

Die beste Welt.

Ich bin ein Optimist. Ihr spottet, Brüder, Schwestern!
Warum? — „Der Mensch ist dumm." — Viel Geist verlockt zum Lästern.
„Einsylbig." — Plaudern macht Vielwisser abgeschmackt.
„Verschwenderisch." — Er geht, wie er gekommen, nackt.
„Auch geizig." — Nie für sich, dem Erben stets zur Spende.
„So feig." — Die Pilgerschaft geht allzuraſch zum Ende.

„Voll Ränke.“ — Nicht so schlimm! Sie gelten für Verdienst.

„Ein plumper Egoist.“ — Sich kennen ist Gewinnst.

„Voll Mißtrau'n.“ — Doch mit Fug. Wer läßt sich gern betrügen?

„Ehrsüchtig.“ — Hat man doch die Flügel, um zu fliegen.

„So zänkisch.“ — Weil der Haß, die Bosheit reizt und schürt.

„So gastronomisch.“ — Nein! Ein leck'res Mahl verführt.

„So weibersüchtig.“ — Gott befahl die Nächstenliebe.

„Zu grob.“ — Vom Widerspruch. Wer da gelassen bliebe!

„Zu stolz.“ — Weil Andrer Stolz ihm keinen Vorzug ließ.

„Zu müßiggängerisch.“ — Das Nichtsthun ist so süß.

„Zu sorgenlos.“ — Wir sind auf Erden ja nur Gäste.

Kurz! schweiget! Unsre Welt war, ist und bleibt die beste.

Wilhelm an den Tod.

O Genius, den Macht und List,
Ja, Kriegesheere nicht bezwingen,
Du, der allgegenwärtig ist
Mit lichter Fackel, leisen Schwingen,
Und unbestechbar nie vergißt,
Die stille Sendung zu vollbringen,
Ob auch des Frommen Thräne fließt,
Und Herrscher bang die Hände ringen!
Laß ab, in süßer Ehe Ruh
Geliebter Enkel Ahn zu fassen!
O sprich! Warum denn lässest du
Des Jünglings treue Braut erblassen?
Mir eile, tief die Fackel, zu!
Mich hat Constanzia — verlassen!

Nanny.

Blond-Nanny, schön und feuervoll,
Der Pflicht im Lenz vergaß,
Und als der Winterjagdruf scholl,
Vom schönsten Kind genaß.
„O rette, Schwester, mich vor Schmach!
„Dir lohn's der Himmel!" Nanny sprach.
„Verbirg mein Söhnlein unter'm Dach!" —
Nein! rief die harte Schwester.

Blond-Nanny schlich in Dämmerung,
Herzrührend von Gestalt,
Schutz ahnend vor Verzweifelung
Zum Köhlerhaus im Wald.
„O rette mich, vor Schimpf und Hohn!
„Birg in der Stille meinen Sohn,
„Und Gottes Segen ist dein Lohn!" —
Fort, Metze! rief der Bruder.

Doch als vom heil'gen Abendmahl
Zurück ihr Vater kehrt,
Da flimmert ihr ein Hoffnungsstrahl:
„Zwar ist's dein Kind nicht werth;
„Doch rette still vor Schande mich!
„Als deine Magd will dienen ich." —
Nein, Abart! Ich verstoße dich.
Ja, Fluch dir! rief der Vater.

Sie warf mit Scham, Vertrau'n und Schmerz
Sich vor die Mutter hin:
„Entzeuch mir nicht dein liebend Herz,
„Weil ich gefallen bin!" —
Dir möge Gott, wie ich, verzeih'n.
Du wirst dich bessern und bereu'n.
Komm, Arme! Sollst geborgen seyn.
Ich bin und bleibe Mutter.

Zu große väterliche Liebe.

Rapin hat Lug und Trug getrieben,
Und stillen Raub und jede Schurkerei,
Damit sein Sohn im Stande sey,
Mit Ehren in der Kanzelei
Gerechtigkeit einst auszuüben.

Piron über Mav Epos.

Du willst ein Kreuz als Mahnungszeichen,
Sobald ein Vers mir nicht behagt;
Allein ich hab' es nicht gewagt:
Dein Epos, unter uns gesagt,
Würd' einem großen Kirchhof gleichen.

Schlüssel und Schwert.

Papst Julius, bedrängt in Rom,
Wirft Petri Schlüssel in den Strom,
Und ruft, von Jähzorn übernommen,
Mit blankem Eisen rasch bewehrt:
„Weil Petri Schlüssel nichts mir frommen,
„So helf', o Paulus, mir Dein Schwert!"

Der Hochbeleidigte.

Du sollst mein Diener seyn! Johann!
Doch — kannst du schreiben? — „Ob ich's kann?
„Herr, diesen Schimpf!" — Das ist zum Lachen!
Beleidigt meine Frage dich?
Sie läßt sogar an Stolze sich
In hohen Ehrenämtern machen.

Rath an Pompus.

Sind Rang auch und Verdienste dein;
Nur stelle klug das Dichten ein,
Gebeut's kein Gott in deinem Busen.
Man kann der erste Freund der Musen
Und doch der letzte Dichter seyn.

Bullo's Apologie.

Nie kann Bullo zu vermessen
Der Satyre sich befleißen:
Um zu leben, muß er essen;
Um zu essen, muß er beißen.

Aufmunterung.

Muth und Glück,
Wenn du Lorbern ahnst, mein Lieber!
Scheue nicht die Nasenstüber
Der Kritik!

Herz und Magen.

Holm, guter Thaten nie beflissen,
Doch schlechter Streiche desto mehr,
Jagt nur nach guten Leckerbissen,
Und meidet schlechte Tafel sehr:
Sein Magen hat ein zarteres Gewissen,
Als er.

Homers Geburtsstadt.

Fühlt Ihr noch Menschlichkeit,
So wählet nicht
Der sieben Städte Streit
Zum Lobgedicht:
Sie stritten um Homer
Nach seinem Tod;
Doch lebend bettelt' er
In allen Brot.

XI.

Canova's Denkmal

auf

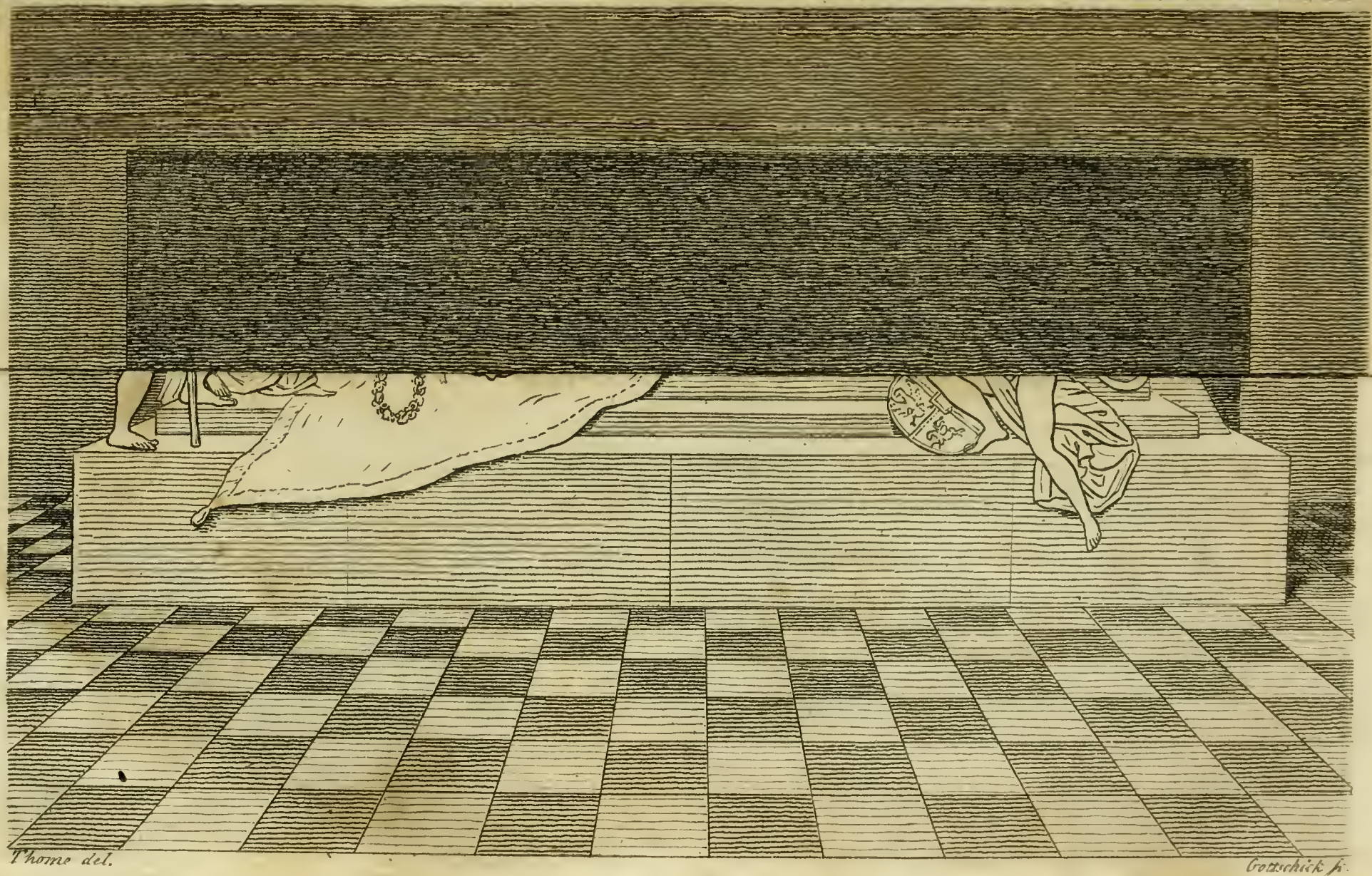
die Erzherzogin Christine

in der Augustinerkirche in Wien

von

C. A. Böttiger.

Nebst einem Kupfer.



Thome del. Gottschick sc.

VXORI · OPTIMAE
ALBERTVS

Es ist erst vor einigen Jahren (1813) eine dichterische Beschreibung des Denkmals erschienen, welches, durch neue Kunst erschaffen, aus italischem Himmel nach Deutschland verpflanzt wurde, und in vieler Rücksicht das vorzüglichste Denkmal neuer Sculptur genannt zu werden verdient. Wir verstehen darunter des Ritters Antonio Canova Marmormonument auf die Erzherzogin Christine, Gemahlin des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, in Wien. In dem Jahre, wo dies Denkmal der sehnlich harrenden Schaulust der Wiener zuerst enthüllt wurde, im Jahre 1805, fühlte sich der damals noch lebende Hofrath von Birkenstock in Wien von dessen mannigfaltigem Zauber so ergriffen und begeistert, daß er in derselben Sprache, in welcher ihm seine Inschrift auf Friedrich I., sein Trauerlied auf den so früh vollendeten Paladin, und seine kräftig ermuthigende Aufforderung an Pannoniens Heldenjugend, so herrlich gelungen war, auch eine Beschreibung (Exegese im echtgriechischen

Sinn) dieses Trauerdenkmals dichtete. Wenige Jahre darauf starb der Dichter. Aber das Gedicht, welches ihn wohl noch länger überleben wird, konnte aus unbekannten Verzögerungen erst sieben Jahre später in Druck gegeben werden. Es ist ein kleines, durch alle typographische und chalcographische Ausschmückung reich ausgestattetes Prachtwerk geworden. Im größten Format, auf geglättetem Velin, mit aller Zierlichkeit und Kraft ging es aus Degen's rühmlich gekannter Kunstdruckerei hervor. Agricola stach in seiner zarten Manier das Titelkupfer, welches das Denkmal in seinem ganzen Umfang darstellt. Fünf andere Kupfertafeln geben in mäßig schraffirten Umrissen die einzelnen Gruppen oder Figuren, deutlicher, als sie bisher auf den bekannten Kupferstichen von Bonato, Merz u. s. w. zu sehen waren. Das durch glänzende Außenseite und gehaltreichen Inhalt gleich empfehlenswerthe Gedicht ist seitdem gewiß schon in aller Liebhaber Hände gekommen *).

---

*) Monumentum Mariae Christinae e marmore erectum opera Ant. Canovae. Vindobonae, e typographia Degeniana 1813. 38 S. in gr. Fol. Vergl. Leipziger Literatur-Zeitung 1813. N. 285. Göttinger Anzeigen vom Jahre 1813. N. 191.

Das Denkmal selbst verdient um so mehr unsere fortgesetzte Aufmerksamkeit, als es beim europäischen Völkercongreß in Wien von Tausenden, die es sonst wohl nie zu sehen bekommen hätten, mit nie ersättigtem Genuß angeschaut und bewundert worden ist. Es ist viel darüber geschrieben, viel Sinn und Unsinn darüber ausgesprochen worden. Es sey dem Schreiber dieser Zeilen gestattet, auch seine Ansicht und Meinung, die ihm aus wiederholter Anschauung des Denkmals selbst im Jahre 1811 und aus Prüfung einzelner Kunsturtheile ward, hier freimüthig auszusprechen. Möge dies immerhin neu belehrenden Widerspruch reizen! Wenn nur aus der Reibung zündende Funken hervorsprühen!

Das Denkmal der Erzherzogin Christine in der Augustiner- oder Burgkirche ist der Stolz der Kaiserstadt und das erste seiner Art, dem die Peterskirche, das Pantheon, und die Westminsterabtei in ihren 240 Denkmälern, die eben in dem bei Ackermann in London erschienenen Prachtwerke über diesen hochgepriesenen Sammelplatz aller Worthies Englands uns abgebildet vorgeführt werden, nichts Herrlicheres entgegenzustellen hat. War nicht der Ort, wo es aufgestellt ist, auch den gebildeten Franzosen, während ihrer kriegerischen Anwesenheit in Wien, der Lieblingsplatz, wohin

sie sich bestellten, und wo sie zusammen trafen? Sie wurden nicht satt, es zu bewundern, und konnten nur mit Mühe durch die eiserne Einfassung von der — Betastung zurückgehalten werden. Es ist das Erste, was der kunstliebende Fremde in Wien besieht, und das Letzte, wenn er Abschied nimmt. Zum Höchstgrad, wie Wolke den Superlativ ausgedrückt haben will, gesteigert ist der Genuß, wenn die belebende Prometheus-Leuchte hinzutritt, das heißt, wenn man den Marmor bei Fackelbeleuchtung beschaut, welches, wenn es bei der rechten Behörde bestellt wird, gar nicht schwer hält. Es ist und bleibt das Köstlichste, was die neuere Sculptur hervorgebracht hat. Man hat Alles ausgesprochen, wenn man es den Triumph der modernen Sentimentalität nennt. Nie wurden 20,000 Dukaten in neuer Zeit zweckmäßiger für ein Kunstwerk angelegt.

Ich kam nicht ohne Vorurtheil zur Beschauung desselben. Meines unvergeßlichen Freundes, Fernow's, Kritik (in den römischen Studien I, 154 ff.) wird auch der Hauptsache nach nie widerlegt werden können. Doch schweigt das Flüstern des tadelsüchtigen Momus, wenn man sich ruhig und unbefangen der stillen Betrachtung hingibt und den rechten Standpunkt zu seiner Würdigung gefaßt hat. Die

herrlichen Figuren, jede einzeln ein unbezweifeltes Meisterstück, bekommen Leben und Bewegung. Wehmuth ist der Grundton, der Hauptausdruck des Ganzen. Wehmuth ergreift auch jeden sinnigen Beschauer, und so oft sich Jemand, der davor steht, davon ergriffen und durchdrungen fühlt, feiert der Künstler, der hier warlich sein Bestes gab, seinen Triumph.

Die leidige Deutungssucht und Auslegerweisheit, die uns so oft den Eindruck trefflicher Kunstwerke verkümmert, hat auch diesem Meisterwerke den empfindlichsten Nachtheil gebracht. Was da auf einer Tafel an der Mauer neben der herrlichen Grabes-Piramide nach des Abate Canova, Bruders des Künstlers, Angabe zu lesen ist, und was der dienstfertige Herr van der Vivere in einer eigenen Schrift, mit gelehrten Citaten verbrämt, weiter aus einander gesetzt hat, hat manchen unbefangenen Beschauer schon verwirrt und die Kritik geweckt, die nun von der irrigen Voraussetzung ausging, der Künstler habe wirklich das Alles so gewollt, wie es ihm hier angedichtet wird. Du siehst hier auf einem über zwei Stufen gebreiteten Teppich eine aus 6 Figuren bestehende Trauerprocession heraufsteigen, um in die dunkle Todtenkammer, die sich in der Mitte der Piramide öffnet, den Aschenkrug der verewigten Erzherzogin Christine

beizusetzen. Dies Trauergefolge zerfällt in zwei Hauptgruppen. Die erste, der Grabespforte am nächsten gestellte, besteht aus der Aschenkrugträgerin, der Hauptfigur des ganzen Zugs, und zwei holden, jugendlichen Fackelträgerinnen. Diese drei repräsentiren die eigentlichen Dienerinnen des Begräbnisses. Die zweite, durch einen Zwischenraum von der ersten gesonderte Gruppe steht um eine Stufe niedriger, und bezeichnet die leidtragenden Begleiter. Die Hauptfigur in dieser zweiten Gruppe, gleichfalls eine edle weibliche Gestalt, aber von jugendlicherer Bildung, als die Trägerin des Aschenkrugs, zieht an ihrem rechten Arm einen blinden, etwa sechzigjährigen Greis nach sich, ein Bild der hülfsbedürftigsten Armuth, und ein sechsjähriges Mädchen mit gefalteten Händen, die Führerin des Alten und das Vorbild der verwaiseten Kindheit. Die Hauptfigur der zweiten Gruppe muß also die Wohlthätigkeit seyn. Unbeschreiblich wahr, und nach Alter und Würde der Figuren abgestuft, ist der Ausdruck des Schmerzes, wohlgefällig die Anordnung und Gruppirung, meisterhaft die Stellung, verständig und anmuthig die Drappirung aller dieser Figuren, welchen nun auf der andern Seite der Piramide eine dritte Gruppe zum Gegensatz und nöthigen Gleichgewicht dient. Es sind eigentlich nichts als

die Wappenschildhalter der Betrauerten und des Trauernden. Neben einem liegenden Löwen, der mit dem Ausdruck des Schmerzes mit seinem Kopf auf den Vordertatzen liegt, ruht das Wappenschild des Erzhauses Oesterreich. Ein geflügelter, auf den Rücken des Löwen schmerzvoll gelehnter Genius drückt mit seinem rechten Fuß das Wappenschild des sächsischen Hauses an die Stufe, auf welcher er ruht. Das ist der Hauptgedanke des Denkmals.

Nun kommt die leidige Auslegerweisheit, und belehrt uns, mit hoher Verkündigung den Zeigefinger an die Nase legend: die Figur, welche den Aschenkrug trägt, ist nicht eine bloße Todtenpriesterin, tritt nicht etwa blos, wie dort Agrippina mit dem Aschenkruge des Germanicus, mit tiefer Trauer einher, nein, es ist die Tugend, die hier den Ueberrest der Tugendhaften beisetzt. Nichts wäre in der That frostiger und den reinen Eindruck des Ganzen störender, als eine solche Allegorie, und darum tadelte nun Fernow den Künstler selbst, daß er so unstatthaft allegorisirte. Nie wird uns Jemand überreden, daß diese Priesterin dadurch zur personificirten Tugend werde, weil sie die Asche einer Tugendhaften in die Ruhestätte trägt. Der vergoldete Olivenkranz um ihr herabfließendes Haar ist wenigstens kein sprechendes

Merkmal. Die Virtus des Alterthums war eine Heldenjungfrau, ein Schattenbild der kriegerischen Pallas. Die christliche Tugend, nur im Dulden stark, mag Kreuz und Kelch zum Abzeichen erhalten. Wer mag aber die Tugend, so wie hier, bilden wollen? Es kann ja nur einer christlichen Tugend gelten. Diese ist aber schon in der zweiten Gruppe, in der jugendlichen Figur, die sich uns als Wohlthätigkeit ankündigt, als Carità einherschreitet, vollkommen ausgedrückt. Also zwei Mal dasselbe? Und was sollen wir nun von den übrigen Ausdeutungen halten, nach welchen wir in dem trauernden Löwen gegen über nun gar den Muth der Verstorbenen, in dem an den Rücken des Löwen hingegossenen geflügelten Genius den tiefbetrübten Herrn Witwer zu erblicken, ermahnet werden? Bedarf es denn, so muß jeder Unbefangene fragen, dieser künstlichen, ja abgeschmackten Auslegung? Nehme man doch ganz rein und einfach das an, was jeden unvorbereiteten, sinnigen Zuschauer sogleich anspricht: dieser Trauerzug gilt einer Hochgefeierten, die jedem Geschlecht, Stand und Alter im Leben unaussprechlich theuer war. Die Hand voll Asche in diesem Kruge, das Einzige, was den Zeitgenossen von der theuren Wohlthäterin blieb, wird unter Beklommenheit und Wehmuth dieser Schwer-

gebeugten dort in die stille, heute nur Ein Mal mit diesen Fackeln zu erleuchtende, nur Ein Mal mit diesen Blumengewinden zu umkränzende Todtenkammer getragen. Man denke sich dies in zwei so lebendig sich fortbewegenden, den gefühltesten Schmerz so ergreifend und doch so zart darstellenden Gruppen ausgesprochen, und man wird zu unnennbarer Wehmuth gestimmt gerade das empfinden, was der geistreiche Schöpfer dieses Werkes wünscht, daß wir Anschauenden dabei empfinden sollen. Treffend bemerkte ein feinsinniger Beschauer: „die mit ungemeiner Wahrheit und Kunst dem Ganzen eingehauchte Bewegung der Vorwärtsschreitenden, vermehrt durch die schlangenförmige Windung der Linie, auf der sich die Gestalten bewegen, vervielfältigt die geringe Zahl der Leidtragenden." (S. v. Rühl Reise mit der Armee II, 144.) Eine nur etwas reizbare Phantasie wird diese wohlherausgehobenen Repräsentanten leicht in einen unabsehbaren Zug verwandeln können. Fernow findet in seiner Kritik die Wahl des Gegenstandes selbst, die Trauerprocession, nichts sagend, und unstatthaft. Allein sollte der Künstler nicht Lob verdienen, der das, was jedes unverdorbene Gemüth bei der Beerdigung einer wichtigen und theuren Person so wundersam ergreift, und was jetzt in katholi-

schen wie in protestantischen Staaten so unverantwortlich vernachlässigt wird, den langen Zug der zu Fuß begleitenden Leidtragenden, das, was überall selbst den eiligen Wanderer still zu stehn bewegt und die Menge in dichten Reihen herbeilockt, nicht festzuhalten, sondern durch die Art, wie er den Zug ordnete, gleichsam auf immer fortzusetzen versteht?

Eben so ungereimt als sinnzerstörend ist die Deutung der Gruppe auf der rechten Seite der Piramide. Der Eindruck, den dieser Löwe, dieser geflügelte Genius in ihrer höchstverständigen Zusammenstellung auf den nicht weiter vernünftelnden, sondern blos sich hingebenden Beschauer macht, ist ungemein vergnüglich. Beide sind wunderschön gearbeitet und fesseln mit unwiderstehlichem Reiz. Canova versteht es, schöne Löwen zu machen, und dieser hier ist, nach Aller Eingeständniß, noch schöner, als jener am Grabmal des Rezzonico. Er trauert! Wie hat er, vom Schmerz niedergedrückt, sein mähnenlockiges Haupt auf die vordern Tatzen gesenkt! Er ist Hüter des neben ihm aufgestellten Wappens. So wird wohl die Deutung keine andre seyn können, als: über den Verlust der Hinbestatteten ist der ganze Fürstenstamm, dem dies teutonische Wappenschild zugehört, mit tiefster Trauer erfüllt. Und auch der wehmüthig auf dem Nacken des

Löwen ruhende, malerisch auf den Stufen hingegossene Jüngling ist das schönste Bild der Trauer, der holdeste Euphemismus des Bittersten für die Menschheit, Trennung. Er ist beflügelt *), also keines Sterblichen Conterfei noch Gegenbild. Sein rechts der Basis nach innen zugekehrtes Knie ruht auf dem polnisch-sächsischen Wappenschild. So mag er wohl der Schutzgeist des Fürstenstammes seyn, den dies Wappen bezeichnet. Also auch diese Fürsten nehmen innigen Antheil an dieser Bestattung. So ungefähr, dächt' ich, würde jeder vorurtheilsfreie, durch keine Deutelei noch nicht verwirrte Beschauer die ganze Gruppe sich selbst auslegen. Da kommt nun der geschäftige Cicerone, und sagt: dieser Löwe ist das Symbol des Muthes der Verstorbenen! dieser geflü-

*) Viele in die wahre Antike nicht genug eingeweihten Beschauer schreien über die Größe der Flügel dieses Genius. Allein Niemand wird daran Aergerniß nehmen, der es weiß, daß das Alterthum den Siegesgöttinnen, Genien, selbst dem Liebesgott, ungemein große Schwungflügel zutheilt, wie man an so vielen Reliefs und Vasengemälden bemerkt. Canova bedurfte einer tüchtigen Masse zum Gegenwicht auf dieser Seite des Denkmals, und so nahm er gern, was das klassische Alterthum rechtfertigt. Auch rundet dieser Flügel die Piramidalform vortrefflich.

gelte Jüngling ist der Herzog Albert von Sachsen-Teschen, welcher auf dem Vorbilde des Muthes, dem Löwen, gestützt, auf den Stufen des Grabmals sitzt, der Gatte, der die Gattin beweint. Man erstaunt über diese höchst unerwartete Symbolik. Sie widerspricht dem ersten allgemeinen Eindruck, auf welchen bei gut organisirten Menschen, wenn sie auch alle Kennerschaft entbehren, so viel ankömmt. Und wer wird den Muth so symbolisiren? Recht verstanden, ist ja die Erzherzogin selbst nun der muthige Löwe. Wie kann aber die Verstorbene, deren Todtenfeier durch diese, wohl etwas theatralisch zu nennende Todtenprocession so nahe gebracht wird, hier wieder im Löwen personificirt, also sich selbst betrauernd, aufgestellt seyn? Fürwahr, wir verwickeln uns hier in Widersprüche ohne Ende! Und wie in aller Welt kann doch der trauende Gatte durch diesen Jüngling versinnbildet werden? Wozu die genialische Beflügelung, wenn das Bild einem noch lebenden, mit einem Worte dem Stifter des Monuments selbst gelten soll? Wahrlich, die sonderbarste Selbstapotheose, die je einem betrübten Witwer in den Sinn gekommen seyn mag!

Noch ein Mal dringt sich also die Frage uns auf: warum ließ man es nicht bei dem allgemeinen Eindruck und dem so natürlich uns ansprechenden Sinn des

Denkmals bewenden? Mußte denn der trauernde Gemahl durchaus noch durch eine eigene Figur ausgedrückt seyn? Gnügte etwa die einfache, in ihrer Kürze so beredte Inschrift am Architrav der ägyptischen Todtenpforte nicht vollkommen? der besten Gemahlin Albert? Gewiß, je mehr ich über alle diese Unstatthaftigkeiten nachdachte, desto lebhafter ward in mir die Ueberzeugung, daß der geistreich erfindende, meisterhaft ausführende Künstler diese Deutung erst später aus einer leicht zu erklärenden Gefälligkeit seinem Löwen und Genius unterlegen ließ, und wenigstens gelächelt haben wird, wenn er nun vernahm, wie in von Birkenstock's epischer Auslegung des Denkmals dem trauernden Gemahl als Genius sogar eine sehr pathetische Wehklage in den Mund gelegt wurde. Wer das Glück genoß, die erhabene Einfachheit und prunklose Anspruchlosigkeit des allverehrten Stifters dieses Denkmals genauer kennen zu lernen, kann nie dem Verdacht Platz geben, daß dies von ihm selbst ausgegangen oder veranlaßt worden sey. Aber schon Herder spottete mit Recht (Adrastea IV, 236 ff.) über jene Alles verkehrende Hofallegorie, die schon im alten Rom unter den Kaisern ihr Unwesen trieb. Man begreift, daß die Wappenschilder hier nun einmal nicht fehlen konnten, so viel auch der reine

Geschmack eines Canova dagegen einzuwenden hatte. Doch hatte er nun treffliche Wappenhalter dazu erschaffen. Man wähnte, nichts sey gethan, wenn nicht auch diese hofmäßig allegorisirt würden.

Eine ganz andere Frage bleibt es immer, ob nicht, wären nur die Wappen anderswo anzubringen gewesen, auf dieser Seite des Sockels als Contrapost und Gegengewicht eine ganz andere Gruppe anzubringen gewesen wäre? So oft ich an diesem Denkmal in Beschauung oder Nachdenken mich vertiefte, hat sich immer zur Theilnahme an der Trauer, die der Künstler uns so mächtig einzuflößen versteht, noch eine wehmüthige Empfindung von ganz anderer Natur gesellt. Mich ergriff es unnennbar, daß nun so Alles in diese dunkle Kammer hinten eingeht und dort verschlossen werden soll. So wird also dort Alles enden? Trostlose Empfindung! Mag sie so an dem Grabmale der Griechen und Römer sich aussprechen *), die des

*) Nichts ist häufiger auf altrömischen und etrurischen Sarkophagen, als eine solche Oeffnung in die schwarze Todtenkammer. Man vergleiche nur die in Lessing's Schrift: wie die Alten den Tod gebildet, eingedrukten Vignetten. Der als Schlummer so verkehrt gedeutete Genius mit der umgekehrten Fackel zur Seite dieser Thüre macht die Sache auch nicht tröstlicher. Das freundlichste Symbol

Jenseits Höchstes durch ein Vielleicht ahndeten, und in den Erzählungen von Elysium und den glücklichen Inseln doch nur Fabeleien fanden (fabulaeque manes). Der Sieg des Christenthums ist der feste Glaube an zwei Welten, die durch den dunkeln Isthmus des Grabes zusammenhängen. Wie schön und bedeutungsvoll sitzen die Engel am Grabe dessen, der unvergängliches Leben in die Welt gebracht hat, in christlichen Gemälden und Reliefs bis auf den heutigen Tag? Warum also nicht auch hier im Gegensatz der Bestattung dessen, was vergänglich ist, und wird, was es war, Erde *), einen Engel des Lebens mit den Attributen der Fortdauer und des Lebens? Wie erquickend wäre dieser Anblick, wie trostreich der finstern Todtenkammer gegenüber geworden? Dabei hätte der schöne

---

des Sterbens findet sich auf griechischen Reliefs und Begräbnißurnen, deren einige Robert Worsley in seinem Museo Worsleyano (Cambridge, 1803. in Fol.) abgebildet hat, wo ein Mann vor einer sitzenden Frau steht und ihr zum Abschied die Hand reicht. Dies gestattet wenigstens die Hoffnung des Wiedersehns.

*) In einer alten römischen Inschrift im Münchner Antiquario sagt die zehnjährige Vitalis: Cinis sum. Cinis terra est. Terra dea est. Wir erwarten darüber von Hrn. Generaldirektor Schlichtegroll nähere Belehrung und Aufschluß.

geflügelte und nun auch die Andacht beflügelnde Genius, in welchem, wie Fernow mit Recht bemerkt, der Künstler gleichsam das ganze Kapital seiner Kunst, sein Höchstes im Ideal niederlegte, fast unverändert erhalten werden können. Aus einem sehr irdischen Wappenhalter wäre ein himmlischer Grabhüter geworden. Man wende mir nicht ein, daß ja diese durch Schönheit und Anmuth der Trauergestalten im Marmor schon an sich sehr gemilderte Trauerscene sich in der oben schwebenden Relief-Figur der Glückseligkeit (??) und durch den palmenreichenden Genius in erquickender Heiterkeit auflöse und uns trostreiche Aussichten eröffne. Von wirklicher Fortdauer, von Unsterblichkeit im hohen christlichen Sinn ist hier nicht die Rede. Nur Unsterblichkeit des Nachruhms schlingt ihren Schlangenring um den Medaillon der Gepriesenen, der hier gebildet ist, wie sie im Leben war. Und der berühmte Genius des Ruhms, wie ihn Annibale Caracci im Bilde auf der Dresdner Gallerie malte, hält auch den Sternenkranz empor!

Darüber aber mag der Künstler nicht getadelt werden, daß er gerade die holdeste Figur, die den Zug führende jüngere Fackelträgerin, uns den Rücken zukehren läßt, indem sie die Schwelle der Todtenkammer betritt. Selbst ein oberflächlicher Blick auf einen der

vielen Kupferstiche von diesem Denkmal, wie sie Artaria in Wien verkauft, überzeugt Jeden, daß dies unerläßliche Bedingung des so geordneten Zuges war, wenn er Bewegung und Bedeutung erhalten sollte. Und nur in einem Relief konnten alle Figuren im Profil nach einander aufgestellt werden. Man beklagt freilich mit Recht, daß nun der Anblick des lieblichen Gesichts, wobei der Künstler sich selbst überbot, dem Beschauer verloren geht. Man mag es überflüssig, ja sogar thöricht schelten. Allein dem Kunstwerk thut es ja keinen Abbruch. Wollte der Künstler im Uebermaß seiner Plastik so schwelgen, und auch das Ungesehene so herrlich bilden, so that er's aus freier Willkühr. Und blüht nicht das Blümchen Wunderhold selbst im einsam verschlossenen Garten? Man hat Abbildungen dieser zur Unsichtbarkeit verurtheilten Figur aus der Zeit ihrer Aufstellung, und zu Birkenstock's dichterischer Beschreibung ist auf der vierten Kupfertafel die Vorderseite dieser Fackelträgerin, obgleich in Schattengestalt, dem Beschauer enthüllet worden. Auch dem Dichter offenbarte sich noch der ganze Liebreiz ihrer himmlischen Züge. Sein vor Lust trunkener Blick hat ihren ganzen Gliederbau und alle Falten des züchtigen Gewandes durchirrt. So standen, ruft er im höchsten Entzücken, Juno, Minerva und

Venus in ihrer göttlichen Jugendknospe einst im Olymp, so die neugeschaffene Eva vor dem Schöpfer. Aber fern sey, so setzt er strafend hinzu, die Vergleichung mit einer (vielleicht damals in Wien hochgefeierten) jungen Schauspielerin. So hat Canova durch seine schöne Unsichtbare wenigstens einen klassischen Beschauer, dem sie entschleiert wurde, begeistert!

Gewiß, auch ohne diese Entschleierung und Offenbarung mag Niemand ohne süßes Mitgefühl und stilles Entzücken die Anmuth, die über das Ganze ausgegossen ist, und das vollendete Ebenmaß der einzelnen, ganz oder doch im Profil sichtbaren Figuren betrachten, und bei solcher Betrachtung wird stets die zungenfertigste Kritik verstummen. Auch verfehlt die wunderbar zusammenstimmende, piramidalische Form des Ganzen nie, ihre Zaubermacht auszuüben, die gewiß gestört würde, wenn der Künstler, wie einige gewünscht haben, an den zwei äußersten Enden ein Paar symbolische Thiere, Sphinxe u. dergl. hingelegt hätte. Etwas ganz Anderes ist es an den Sarkophagen der Alten, wo allerdings die Endpunkte mit dienenden oder tragenden Figuren beschränkt und eingefaßt sind.

Man hat den Contrast des verblindeten, alten

Bettlers, welchen die sogenannte Wohlthätigkeit zur obersten Stufe heranhebt, mit der jugendlichen blühenden Schönheit dieser Helferin hart abstechend, ja wohl gar zurückstoßend, gefunden. Doch vermochte ich bei der genauesten und oft wiederkehrenden Beschauung das Unangenehme, das Fernow daran entdeckt, nicht zu bemerken. Gerade diese hinfällige Unbeholfenheit, diese durch Kummer und Alter abgemergelte, doch keineswegs widrige Gestalt vermehrt das Melancholische des Haupteindrucks. Ach, auch dieser verlor seine Stütze! Verdrießlicher ist der Stab, auf den sich der Alte stützt. Er durchschneidet durch trockne Steifheit die ganze Gruppe. Bedurfte es nun einmal eines Stützpunktes, warum konnte nicht die kleine Waise mit ihrer unschuldigen Trauermiene und ihren fromm gefalteten Händchen — der Liebling aller sentimentalen Beschauerinnen, die dies Denkmal mit weilenden Blicken umarmen — statt hinten, wo sie zur Hälfte versteckt steht, vorn hingestellt werden, und so dem würdigsten Repräsentanten aller Lazzaroni's zur Stütze dienen? Kleine, jugendliche Figuren, auf welche sich die größern stützen, sind ganz im Geiste der alten Sculptur, und schon durch die goldenen Mädchen-Automaten, auf welche sich der hinkende Vulcan dort

in den Homerischen Gesängen der Ilias (XVIII. 417) stützt, vollkommen gerechtfertigt *).

Es sind schwerlich bessere Gewänder in der neuen Sculptur gelegt und gearbeitet worden, als an diesen Figuren. Besonders ist der kurze Halbmantel (die sopravesta) der zwei Fackelträgerinnen, und das bis auf die Füße herabfließende Untergewand, welches in wohlverstandenen Faltenbrechungen der fortschreitenden Bewegung dienet, eine sehr gefällige Drappirung. Etwas trockner schienen mir die Falten am Mantel der sogenannten Wohlthätigkeit, da wo er über den zurückbleibenden rechten Fuß gezogen hart anliegt. Wahr und kunstreich ist das Gewand des blinden Bettlers gelegt, das durch einen Gurt um die Hüften festgehalten wird. In allem offenbart sich der denkende und seinen Stoff vollkommen beherrschende Meister. Sein Triumph aber wird stets die herrliche Behandlung des Marmors und die unaussprechliche Weichheit bleiben, womit er das Nackende behandelt und das Wunder der Galatea vervielfältigt.

---

*) Vergl. Museo Pio-Clementino Tom. IV. tav. II. Eckhel Choix des pierres gravées du Cabinet Imperial pl. XVII. F. Jacobs Vorlesungen über eine Münze der Perinthier.

Die mürbende Beize, wodurch Canova sein Fleisch von den Gewändern scheidet, ist freilich auch hier sehr auffallend, und trägt dazu bei, den nur zu oft nachgebeteten Vorwurf, daß auch dies Werk eine Zwitterart zwischen Malerei und Plastik sey, zu bestätigen. Aber alle moderne Kunst bewegt sich nun einmal im Prinzip der Malerei, und kann aus diesem nur bei sehr seltenen Ausnahmen völlig heraustreten. So gehört auch die Art, wie hier das Blumengewinde die Figuren verknüpft, durchaus der modernen Sentimentalität. Nur rechne man den vergoldeten Olivenkranz und einige andere metallene Verzierungen nicht auf diese Sucht in der Sculptur zu malen. Denn hier hat Canova im klassischen Alterthum selbst die achtungswürdigsten Vorbilder vor sich!

Das schöne Monument ist leider durch den Staub, der im Sommer hier so einheimisch ist, und auch in diese Kirche dringt, sehr entstellt, obgleich für seine regelmäßige Säuberung der Herzog Albert durch eine besondere Anstalt gesorgt hat. Ganz verständige Einwohner der Hauptstadt haben an dieser Bestäubung so wenig Arges, daß sie vielmehr behaupten, es trage dazu bei, dem noch zu jungen Denkmal das Ansehn der Alterthümlichkeit zu verleihen.

Canova selbst genießt im Andenken der Wiener

wegen seiner ungekünstelten Anspruchlosigkeit die allgemeinste Achtung. Im Friesischen Palais befindet sich sein Minotaurustödter Theseus, eine seiner frühesten Arbeiten. Auch Graf Rasumowski bewahrte unter der Fülle seiner Kunstschätze einige kleine Werke des Künstlers, so wie sein Porträt, ein Kniestück von Lampi, nach welchem ein wohlgearbeiteter Kupferstich von Benedetti in punctirter Manier bei Frauenholz in Nürnberg erschienen ist. Das Bild stellt den Ritter Canova in dem Moment vor, wo er das Schönste jenes Monuments, den Genius mit dem Löwen, eben vollendet hat.

Wer dies Denkmal besieht, versäume doch ja nicht, in einer Nebenkapelle auch das von Zauner verfertigte Grabmonument Leopolds II., das ihm Kaiser Franz errichtete, mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Die Statüe des Vaterlandes am Sarkophage, auf dessen Deckel des Kaisers Bild liegt, ist in einem großen Styl gearbeitet. Sie ist kolossal, und würde auch für sich und ohne weitere Beziehung Achtung für den Künstler gebieten, der sie schuf. Canova's zarte Weichheit, mit Zauner's männlicher Kraft verbunden, würde ungefähr das Höchste leisten, was neuere Sculptur vermag!

XII.

Geschichte

der ersten Wiedererhebung des Hauses Oranien in den vereinigten Niederlanden, 1672.

Von

Kähler.

(Verfasser des Herrmann von Löbeneck.)

Die Geisterwelt entspricht der körperlichen; das menschliche Leben, vielmehr die Menschheit, hat Aehnlichkeit mit der Einrichtung, welche Welten ihr Daseyn und ihr Gleichgewicht gibt. Wie die Theile eines Erdkörpers um seinen Mittelpunkt, wie Planeten um ihre Sonne, so versammelt sich die große Masse schwacher, unwissender, charakterloser Menschen um irgend einen hervorstrebenden Geist, und stürzt seinem selbständigen Gange blindlings und jauchzend nach. Und nicht blos Einzelne, ganze Geschlechter scheint das Schicksal ausgezeichnet zu haben, daß an ihnen das Wohl ganzer Völker sich halte, wie der lombardische Weinstock an der Ulme. Welcher Preuße erkennt nicht mit Bewunderung und Dank in dem Stamm Hohenzollern den Genius seines Volks? Eben so deutlich und durch den Kontrast dreier Revolutionen, welche seinen Einfluß zu vernichten schienen, noch auffallender, erscheint das Haus Oranien als der eigentliche Staatspfeiler der Niederlande.

Wilhelm der Erste hatte mit so viel Klugheit als Heldenmuth ein friedliches Handelsvolk vermocht, mit einem Trotz und einer Tapferkeit ohne Gleichen dem Zorn des mächtigen Philipp, der grausamen Strenge eines Alba, dem Anfall und der Kunst der versuchtesten Feldherren seiner Zeit, zu widerstehn. Er herrschte über den neuen Staat, doch nur durch das Uebergewicht seiner Tugenden; und zeigte eine Mäßigung, die es zweifelhaft läßt, ob er die Freiheit seines Vaterlandes in Wahrheit habe begründen, oder sie, wie seine Feinde behaupten, nur als Mittel zur Herrschaft gebrauchen wollen. Als Philipps Dolche sein edles Leben geendigt hatten, rief die Republik seinen Sohn, den 17jährigen Moritz, von der hohen Schule ab, um ihn an die Spitze der Geschäfte zu stellen, überzeugt, daß des Vaters hoher Geist selbst nach dem Tode durch ihn wirken werde. Holland und Seeland, und später Utrecht, Overyssel und Geldern, wählten ihn zum Statthalter; denn jede Provinz war nach dem Sinne der ersten Vereinigungsurkunde ein Staat für sich, und völlig Meister ihrer innern Einrichtung; nur das allgemeine Interesse wurde durch die versammelten Deputirten aller Provinzen, Generalstaaten genannt, durch Stimmenmehrheit besorgt. Moritz wurde

außerdem zum Generalkapitän, Generaladmiral und Präsidenten des Staatsraths ernannt; er war Fürst unwidersprechlich, so lange er den Schein der Freiheit und ihre Formen ehrte. Doch sein feuriger Sinn vertrug sich nicht mit eigennütziger Vorsicht und hemmender Langsamkeit. Kaum war durch seine Tapferkeit das väterliche Werk vollendet, und der Republik ihre politische Würde erkämpft, so entwickelte sich der erst jetzt beendigte Kampf der patriotischen und oranischen Partei. Schon hatte die Idee politischer Freiheit, eine Tochter der religiösen, zu tiefe Wurzeln geschlagen; Männer, die einen so gewandten als gebildeten Geist mit der ihrem Volke eigenthümlichen Ruhe und Beharrlichkeit verbanden, fielen dem ungestümen Statthalter in die Zügel der Gewalt; den eignen edeln und hohen Sinn mit den Bedürfnissen und Neigungen der Menge verwechselnd, wurden sie als Verfechter einer Freiheit, für welche ihre Zeit und ihr Volk nicht reif war, ungerecht gegen die Oranier, und dem Staate und sich selbst verderblich. Oldenbarneveld fiel als der erste Märtyrer eines, selbst bei dieser Ansicht, ehrwürdigen Patriotismus. Moritz erlangte durch dessen Tod den Vorwurf, aber nicht den Lohn einer Gewaltthat. Unter der zwei und zwanzigjährigen milden und rühmlichen

Verwaltung seines Bruders, Friedrich Heinrich, schwieg die schon blutig gewordene Fehde. Doch dessen Sohn, Wilhelm der Zweite, hatte weder des Vaters Milde, noch des Großvaters zugleich scharfen und tiefen, aufstrebenden und gemäßigten Geist; in ihm gährte vielmehr, wie einst im Oheim, ein wilder Krieges- und Herrschtrieb, welchem die Laune des Schicksals eine mehr als jemals friedliche Zeit zum Werkplatze anwies. Unfähig, auf dem Schlachtfelde den alten Glanz des Oranischen Namens wiederherzustellen, wandte er sich mit jugendlichem Ungestüm nach innen, und wollte mit raschem Faustgriff die Republikaner zwingen, sich unter seine Leitung gehorsam zu beugen. Sechs ihm gehässige Deputirten der Generalstaaten, worunter Jakob von Wit, Bürgermeister von Dordrecht, beschied er unter dem Vorwande einer Unterhandlung zu sich, nahm sie gefangen, und setzte sie, wie einst Moritz an Grotius und Andern gethan, auf dem Schlosse Löwenstein fest. Den allgemeinen Schrecken über diese That benutzend, wollte er Amsterdam durch nächtlichen Ueberfall nehmen. Doch der Plan schlug fehl an einem Zufall; statt Meister der Stadt zu seyn, befand sich Wilhelms Befehlshaber mit seinen Truppen in ihrer Gewalt; denn nur die Schleusen durften geöffnet

werden, um diese ohne Rettung zu ersäufen; und das vor Furcht und Wuth zugleich zitternde Volk konnte kaum von den Machthabern zurückgehalten werden, es zu thun. Zwar wurde dem Statthalter eine scheinbare Genugthuung gegeben; doch in der That war er völlig besiegt, und auf's tiefste gedemüthigt. Sein frühzeitiger Tod rettete ihn; doch selbst im Tode vergab ihm der allgemeine Unwille nicht. Amsterdam ließ eine Gedächtnißmünze schlagen, wo auf der einen Seite die aus dem Meer steigende Sonne, und ein vom Gestade gegen die Stadt aufbäumendes Roß, mit der Umschrift — crimine ab uno disce omnes; nach Einem Frevel beurtheile alle; — auf der Rückseite der vom Blitz erschlagene Phaeton, mit der Umschrift — magnis excidit ausis; dem kühnen Wagniß erlag er.

Acht Tage nach seinem Tode wurde sein Sohn, Wilhelm der Dritte, geboren. Es fehlte dem Hause Oranien nicht an Freunden, welche theils eigner Vortheil, theils alte Zuneigung ihm verband; und die den ernstlichen Versuch machten, dem Kinde die in dreifacher Erbfolge schon in eine Art Eigenthum verwandelten Würden seiner Vorfahren zu bewahren. Doch die Republikaner hatten nicht umsonst vor des Vaters Ungestüm gezittert; willkommner konnte ihnen nichts seyn, als das zarte Alter Wilhelms, um

seinem Hause eine erst jetzt in ihrer ganzen Gefährlichkeit erkannte Macht für immer zu entreißen. Zwar hätte die Vorliebe des Volks, welches stets lieber einem Fürsten, als Mitbürgern, gehorcht, und die Macht der Gewohnheit, vielleicht die durchgreifenden Maßregeln dieser Partei zu hindern vermocht; aber sie gewann unwiderstehlich siegende Kraft, weil ein Mann im vollkommensten Sinn an ihrer Spitze stand. Johannes von Wit hatte von seinem Vater Jakob den Haß gegen Oranien, und den Grundsatz geerbt, daß Hollands Freiheit mit Oraniens Einfluß unverträglich sey. Wie Hannibal einst seinem Haß gegen die Römer, so diente er dieser Gesinnung, unerschütterlich, mit genialer Kraft, anfangs glücklich, zuletzt unterliegend. Er war groß nach Landesart, hatte ein mageres und langes Gesicht, eine starke gebogene Nase, große, weithervorstehende Augen, ernste, doch gefällige Züge. Arbeitsam, wachsam, unermüdlich, mäßig, bescheiden, ernsten Wesens, doch gewandt, leutselig und freundlich, und im höchsten Maße uneigennützig, richtete er eine Kraft, mit welcher Andre für eigne Ehre gewuchert haben würden, nur auf die Befestigung einer Freiheit, worin er das Glück seines Vaterlandes fand. Obschon allen zugänglich, und gegen alle höflich, war er weit von

jener niedrigen Schmeichelweise entfernt, wodurch die Anführer politischer Parteien ihren Einfluß zu verstärken sich oft genöthigt glauben. Zufrieden im Gefühle erfüllter Pflicht, kümmerte er sich nicht um die Verleumdungen seiner Feinde. Stets mit sich selber einig, in den drohendsten Lagen unerschrocken, zeigte er bis zum letzten Seufzer seines Lebens die edle Festigkeit einer schuldlosen und großen Seele. Körperlich stark und gewandt, geistig geschickt, ein großer Mathematiker, ein guter Philosoph, ein Kenner aller zur wahren Bildung führenden Wissenschaften, besaß er in hohem Grade jene Leichtigkeit und Sicherheit des Urtheils und des Umgangs, deren ein in die wirkliche Welt eingreifender Mann nie entbehren kann, und die doch weder Gelehrsamkeit noch natürliche Anlage allein zu gewähren vermögen.

Ein so einnehmendes und ehrwürdiges Bild gibt die Geschichte von dem Manne, welcher fast zwanzig Jahre die Macht des Hauses Oranien zu Boden hielt. Als Pensionär, oder erster Minister, der Provinz Holland, welche durch ihre Größe, ihren Reichthum, und den in ihr befindlichen Sitz der Zentralregierung, einen entschiedenen Vorzug behauptete, hatte er einen natürlichen Einfluß, welchen durch seine Persönlichkeit zu verdoppeln ihm nicht schwer fiel,

Wilhelms Kindheit gewährte den Vorwand, die Verleihung der seinen Vorfahren übertragenen Würden wenigstens aufzuschieben; der Beistand Kromwell's führte Wit schnell und siegreich zum Ziel. Holland hatte mit England einen unglücklichen Krieg geführt; beide Staaten, wenn auch durch Handlungsinteresse entzweit, hatten doch in politischer Hinsicht Gründe, Frieden und Bündniß zu halten. Kromwell und Wit, obschon in Charakter und Absicht weit verschieden, waren sich in ihrer gemeinschaftlichen Lage, als Regenten zwei für Freiheit entbrannter Völker, auf deren Freiheit, oder wenigstens republikanische Staatsform, sich ihre eigne Regentschaft gründete, völlig gleich. Eine Annäherung erfolgte, und als Bedingung des Friedens verlangte Kromwell die Ausschließung des Hauses Oranien von allem Antheil der Regierung. Die Oranien waren mit den Stuarts nahe verwandt, und von einem Mann, der diese zu fürchten, und auf ihren Untergang die eigne Größe gegründet hatte, war die Abneigung gegen jene an sich selbst erklärlich. Doch ist kaum zu bezweifeln, daß er und Wit sich in dem Verlangen, sie von der Herrschaft entfernt zu sehn, begegneten, und daß die von Kromwell ausgesprochene Bedingung nicht ohne Wit's Vorwissen und Geneh-

migung festgestellt worden war. Genug, was beide wünschten, wurde erreicht; der Friede wurde abgeschlossen, mit dem ausdrücklichen Zusatz, daß das Haus Oranien nie wieder an der Regierung der vereinigten Niederlande einigen Antheil haben sollte. Zwar widersprachen die übrigen Staaten diesem Beschluß, als einem einseitigen Hollands. Karl der Zweite gelangte wieder auf den Thron von England, und sein Beistand schien der prinzlichen Partei den Sieg zu versprechen. Doch der unvollkommene Widerstand verdoppelt die Kraft; eine Verschwörung, mit Hülfe englischer Waffen die bestehende Ordnung umzustürzen, wurde entdeckt, und von Wit mit so viel Gewandtheit als Nachdruck benutzt, den letzten Streich zu führen. Gegen den verzweifelten Kampf der oranischen Partei, gegen den Widerspruch oder die Gleichgültigkeit der übrigen Staaten, gegen das laute Murren des Volks, gegen die auf's feinste angelegten Maßregeln von Wilhelms Mutter, setzte er endlich das sogenannte immerwährende Edikt durch, worin die Statthalterschaft, und aller Einfluß, den sie jemals dem Hause Oranien in bürgerlicher Hinsicht gegeben, feierlich und für ewig abgeschafft wurde; vermochte außer der Provinz Holland noch drei, also

die Mehrheit, diesem Entschluß beizutreten; und unternahm sogar, den Prinzen selbst zu bewegen, daß er eidlich auf alle vermeintlichen Ansprüche seines Hauses und seiner Person auf die Regierung Verzicht leistete.

Doch so gewiß der Sieg schien, so kühn ihn Wit verfolgte, so hatte er zweierlei nicht genug berechnet: daß ein thätiger Geist der Herrschaft nie entsagt, so lange er einiges Recht dazu zu haben glaubt; und daß die Menge den Personen, und also den Familien ihrer Beherrscher, dieselbe Achtung und Liebe scheukt, welche ein Weiser nur für die erhabenen Ideen, die in ihnen wirksam werden sollen, fühlt. Wilhelm erlangte durch die Nothwendigkeit, sich vor dem durchdringenden Blick seines Gegners zu bergen, eine seltne Gewandtheit, unter dem Schein äußerer Ruhe und Kälte seine Zwecke und die Mittel zu ihrer Erreichung zu verhehlen; ohne den mindesten Anspruch auf Auszeichnung zu machen, gewann er durch ein bescheidnes, freundliches und edles Betragen die höchste in den Augen der ihn mit unwillkührlicher Theilnahme beobachtenden Menge; und in dem Augenblick, wo Wit seine Erniedrigung vollendet zu haben glaubte, entwich er heimlich auf der Jagd, und ging nach Seeland, wo er auf mannigfaltige Weise eine erbliche

und unbestrittene Macht besaß. Sogleich entbrannte die Zwietracht stärker; die drei dem Edikt nicht beigetretenen Provinzen erneuerten ihren Widerstand; und es bedurfte nur einer Veranlassung, um das Mitleid und die Liebe des Volkes so hoch zu treiben, daß es mit zerstörender Ungeduld eilte, dem Großenkel jenes heldenmüthigen Wilhelms, der es vom Tyrannenjoch einst errettet, den an seiner Größe begangenen Raub auf eigne Kosten doppelt zu erstatten.

Diese Veranlassung fand sich. Ludwig der Vierzehnte, zu seiner Zeit die Geißel seiner Nachbarn, wie kürzlich Napoleon Europa's, stolz, herrschsüchtig, habsüchtig, treulos, nur fürstlicher im äußern Betragen, sinnlichbegehrlicher, und unkräftiger am Geist, hatte zuerst die Ruhe des westphälischen Friedens wieder gebrochen, und die natürliche Kraft seines Landes und seines Volkes unruhigen Geist benutzt, dem alternden, und in der Unbehülflichkeit seiner Macht dahinsterbenden Spanien Triumph und Beute abzukämpfen. Die Republik, das heißt Johann von Wit, dessen Geist sie lenkte, hatte durch ein Bündniß mit England und Schweden zu Gunsten Spaniens, das in der Geschichte unter dem Namen der Tripelallianz berühmt ist, seine Fortschritte in dem Augenblick gehemmt, als er den alten Wunsch

Frankreichs, die Eroberung Belgiens, völlig zu erreichen im Begriff schien. Zwar brachte der Friede zu Aachen ihm bedeutende Vortheile; aber er schlug die höher an, welche Hollands Einwirkung hauptsächlich ihm entrissen. Der Witz trug nach Gewohnheit das Seinige dazu bei, mit leichtem Hauch Flammen kindisch anzuschüren, die späterhin verzweifelte Anstrengung kaum in ihrem verderblichen Lauf aufzuhalten vermochte. Ludwigs Devise, nach damaliger Sitte, war die Sonne; und einer der Bevollmächtigten, welche im Namen der Generalstaaten das dreifache Bündniß geschlossen hatten, hieß Josua von Benningen. Man bildete diesen neuen Josua auf einer Münze ab, über seinem Haupte die Sonne, mit der Umschrift: in conspectu meo stetit sol — als ich erschien, stand die Sonne still. In seinen Siegen aufgehalten, in seiner Eitelkeit verletzt, beschloß Ludwig, mit dem ganzen Gewicht seines Zorns auf die vereinigten Niederlande zu fallen. Doch noch war die Zeit nicht gekommen, wo Frankreich mit frechem Uebermuth vernichten, oder in Besitz nehmen durfte, was ihm gefiel. Zwar Spanien war ohnmächtig, der Kaiser liebte den Frieden, und die deutschen Fürsten waren, wie so oft, theils ungeneigt und träge, theils leicht durch persönliche Vortheile zu gewinnen. Doch

England und Schweden, die neuesten Verbündeten Republik, konnten seinen Plan mächtig durchkreuzen, und er versuchte, sie abwendig zu machen. Es gelang ihm leicht in England durch Mittel, welche beide Theile schänden. Karl der zweite, von welchem das berühmte Wort gesagt wurde, es habe nie einer als Privatmann des Thrones würdiger, und als König dessen unwürdiger geschienen, war verschwenderisch, wollüstig, Geschäften abneigt, ein Spiel seiner Buhlerinnen und Minister. Auch auf ihn waren Spottmünzen in Holland geschlagen worden, und die Ehrenbezeigungen, welche die Engländer schon damals für ihre Flagge forderten, hatten Zwist verursacht. Ludwig benutzte diesen Stoff zur Entzweiung; er bestach die Minister, und sandte als Unterhändlerin nach England Karls Schwester, die Herzogin von Orleans, welche nach dem allgemeinen Urtheil von dem sittenlosen Bruder ihrer Schönheit wegen zu zärtlich geliebt wurde; er ließ unter holländischen Gepräge Münzen in Frankreich schlagen, welche Karls Schwachheiten spottend darstellten, und sandte sie ihm zu. So gelang es ihm, ein Bündniß mit England gegen die Republik zu Stande zu bringen, worin Seeland für England, Holland für Frankreich als Preis des Sieges gesetzt, und von Frankreich sechs

Millionen Franken sogleich, und während des Krieges monatlich dreihunderttausend versprochen wurden. Schweden wies Ludwigs Anträge damals zurück. Die Rheinfürsten, namentlich Pfalz, scheuten Ludwigs schonungslosen Zorn, und gelobten, sich jeder Theilnahme zu enthalten. Der wilde Bernhard von Galen, Münsters Bischof, schon früher ein feindlicher Nachbar der Republik, war Ludwigs zuverlässiger Söldling. Der Kurfürst von Köln war bereit, bei dem ersten französischen Einmarsch, scheinbar der Nothwendigkeit nachgebend, seine Festen zu eröffnen. Für sichre Wirkung des ersten Schlages schien Alles gethan; nur der Herzog von Lothringen, den Sorge für eigne Sicherheit zum stets gerüsteten Gegner Frankreichs machte, konnte im Rücken gefährlich werden. Ludwig wußte Rath; er stürzte mit voller Macht plötzlich auf ihn und nahm sein Land in Besitz.

Die Generalstaaten, längst mit Besorgniß die zum Sturm sich sammelnden Wolken betrachtend, erkannten in dieser Handlung das Zeichen des Angriffs gegen die Republik. Der Friede, welcher an und für sich einem Handelsvolke so erwünscht und nöthig war, hatte für Wit und die sogenannte Löwensteinische Partei doppelten Werth, weil sie nur im Frieden

hoffen konnte, ihr Uebergewicht zu behaupten, und ihrem Vaterlande die Verfassung zu bewahren, welche sie als das Palladium seiner Freiheit ansah. Es geschah Alles, um ihn zu erhalten. Ludwig wich jeder Erklärung aus. Man wollte wenigstens den Beistand Englands sich versichern, und stand nicht an, Karls Empfindlichkeit durch Erniedrigungen zu versöhnen. Die Denkmäler der früher über die Engländer zur See erfochtenen Siege wurden vernichtet; die goldenen Vasen, welche dem großen Ruyter, Kornelins von Wit, dem Bruder des Pensionärs, und dem Viceadmiral von Gent, mit der eingegrabenen Abbildung des Sieges bei Chatham als Zeichen der öffentlichen Dankbarkeit gegeben worden waren, eingeschmolzen. Karl suchte seine Bundesgenossen mit Freundschaftsversicherungen zu täuschen. Es wurde endlich ein Brief an Ludwig gesandt, worin die Republik ihre Besorgnisse gradezu aussprach, und sich demüthigst zu jeder billigen Genugthuung erbot. Der stolze König antwortete wegwerfend, und ohne Scheu die Schwäche höhnend, wie der Wolf dem Lamm ... Die Rüstungen der Republik, schrieb er, wären der Grund der seinigen. Seine Königspflicht fordere ihn auf, seine Unterthanen zu schützen; und er werde zu seiner Zeit seine bewaffnete Macht

gebrauchen wie ihm gutdünke ... Nicht glücklicher waren die Unterhandlungen um Hülfe. Spanien verhieß sie; es hatte Ludwigs Lockungen und Drohungen mit gleich edelmüthiger Standhaftigkeit zurückgewiesen; doch seine Ohnmacht machte seine Treue unnütz. Der Kaiser ermahnte die Reichsfürsten, sich der Republik ernstlich anzunehmen; sie fühlten keinen Beruf, das kraftlose Wort der Ferne höher als Ludwigs nahe drohenden Arm zu achten ... Nur der große Friedrich Wilhelm von Brandenburg erkannte in der Gefahr der Niederlande die eigene lebendig genug, um mit aller seinem Heldengeist eigenen Kraft zu deren Abwendung beitragen zu wollen. Auch ihn hatte Ludwig versucht, doch vergeblich. Er erbot sich gegen den Holländischen Gesandten Amerong, im Mai mit 25,000 Mann an der Yssel zu erscheinen, und das ganze Klevische Land, wo die Republik vertragsmäßig einige Garnisonen unterhielt, allein zu vertheidigen; ohne andere Hülfsgelder, als was zum Unterhalt dieser Truppen nöthig wäre, zu fodern.

Fast von jeder Hülfe entblößt, und des nahen Kampfes gewiß, dachte die Republik mit Ernst daran, die eigene Kraft dafür aufzubieten. Die Flotte, das ursprüngliche Bollwerk Hollands, war in gutem Stande; der erste Seeheld jener Zeit, der so oft sieg-

reiche Ruyter, verdoppelte ihre Macht. Kanonnenböte wurden gebaut, um die Flüsse zu vertheidigen. Doch der Zustand des innern Vertheidigungswesens foderte größere Anstrengungen und ernstere Aufmerksamkeit. Die Festungen, deren kein Land eine größere Menge hat, waren großentheils verfallen und schlecht besetzt. Außer den nöthigsten Garnisonen hatte die Republik keine Truppen; sie waren theils aus Sparsamkeit, theils aus Furcht entlassen worden; denn vom Kriege ist die monarchische Herrschaft ausgegangen, und Söldner waren von jeher die Vermittler solcher Revolutionen, wo sie die Oberhand gewann. Doch es war damals das despotisch-militärische System erst im Werden, und noch weit von jenem Punkt, wo es allmählig in Volksbewaffnung übergeht und dadurch sich der ursprünglichen Bestimmung wieder nähert: noch herrschte Geist und Sitte, wie im dreißigjährigen Kriege, wo der Name eines Wallenstein Heere schuf, und wie er im Großen, so im Kleinen jeder glückliche Kriegsführer (Condottiere) nur irgendwo seine Trommel rühren lassen durfte, um eine Anzahl beutelustiger Taugenichtse und raub- und mordgewohnter Kriegsknechte zu seinen Fahnen zu versammeln. So fehlte es nirgends an Kriegern, wo es an Geld nicht fehlte; und daher

war es in jener Zeit Fürsten möglich, bei einer höchst unbedeutenden Hausmacht große Heere aufzustellen, und mit Glück und Tapferkeit durch sie Wunder zu thun. Die Republik war vielleicht der reichste Staat jener Zeit; sie stand im Rufe, reichlich und pünktlich zu bezahlen; und so wurde kaum die ihr drohende Kriegsgefahr, und der gefaßte Entschluß, ein Heer zu werben, bekannt, als von allen Seiten dienstlose Anführer herbeiströmten, und nichts als das ihnen selbst mangelnde Geld foderten, um die dem Staate mangelnden Truppen herbeizuschaffen. Aber in diesem Moment dringender Noth erhob die Parteiwuth von allen Seiten ihr ruchloses Haupt, und in unseliger Feindschaft sich entgegenstrebend, schienen alle nur in dem Verlangen einig, die Gefahr des Vaterlandes für die Befriedigung ihres besondern Interesse zu benutzen. Denn es schien nicht blos zu Führung des Feldzuges, auch zu Leitung und Anwendung der Rüstungen ein Oberfeldherr, oder Generalkapitän, nöthig, wie ihn die Republik in allen Landkriegen gehabt hatte. Die Oranien hatten bisher diese Würde stets bekleidet, und so, wie sie sie besessen, mit der Gewalt, zu allen Militärstellen zu ernennen, und über alles der Kriegsverwaltung Nöthige aus persönlicher Vollmacht zu verfügen, war sie allerdings die

Hauptstütze ihres Einflusses, und das Mittel, ihn immer mehr auszudehnen und zu befestigen, gewesen. Sollte daher Wilhelm je wieder erlangen, was seine Vorfahren besessen, und er und seine Anhänger stets als Verlust eines Eigenthums betrachteten, so war jetzt die Zeit, wo alle Kräfte dazu in Thätigkeit gesetzt werden mußten und die oranische Partei ließ nichts unversucht. Sie erinnerte an die großen Verdienste des Hauses Oranien einst um die Gründung, dann so oft in gefährlichen Kämpfen um die Erhaltung der Republik; sie rühmte den angebornen, oft von Europa bewunderten Heldengeist der Söhne dieses Hauses; sie schob die Fehlgriffe Wilhelm des Zweiten theils auf seine jugendliche Heftigkeit, vorzüglich aber auf den unklugen, starrsinnigen und mißtrauischen Widerstand der republikanischen Partei, und foderte dringend auf, eine undankbare Ausschließung wieder gut zu machen, und durch die Wahl des Prinzen zum Generalkapitän zugleich der innern Zerrüttung, dem Hasse Englands und selbst Frankreichs, und der drohenden Gefahr zu steuern, ja der Strafe des Himmels zu entfliehn. Doch die zweite Partei deren Häupter die Brüder Johannes und Kornelius von Wit waren, auch die Löwensteinische genannt, fühlte wohl, daß, wenn sie hier

nachgab, die von ihr begehrte und bisher behauptete Verfassung, und nach ihrer Meinung die Freiheit, verloren war, und kämpfte entgegen mit gleicher Anstrengung und gleichem Schein der Wahrheit... Was der Vater, sagten sie, im Frieden gegen die volle Kraft der innern Verfassung versucht, das werde der junge Prinz, im Geiste seiner ehrsüchtigen Vorfahren, am wenigsten im Gewirre des Krieges, wo ohnehin die Gesetze ihre Kraft verlieren, und der Vorwand der Noth jede Anmaßung rechtfertigt, versäumen. Ludwigs Anfall sey dem öffentlichen Wohl, dessen Grundlage die Freiheit, weniger gefährlich, als die neue Erhebung des oranischen Hauses; noch habe der Staat Hülfsquellen und Freunde genug, um durch Festigkeit der Grundsätze und Muth gerettet zu werden: und wenn ein Anführer fehle, so gebe es verdiente Generale, welche besser, als ein unerfahrner, nur mit den ehrgeizigen Ansprüchen seiner Vorfahren ausgestatteter Jüngling, den Bedürfnissen des Staats entsprechen würden ... So schwebte der Streit unentschieden, und immer heftiger; immer näher rückte die Gefahr, und nichts geschah, ihr wirksam zu begegnen. Da erhob sich als Vermittlerin eine dritte Partei, welche, obschon der Freiheit zugethan, und nicht geneigt, die Herrschaft des Hauses Oranien zu befördern, doch die

Wahl des Prinzen um der Umstände willen für nothwendig, und für weniger gefährlich, als die Löwensteiner, hielt. Sie machten aufmerksam auf die Gefahr eines Kampfes mit den versuchtesten Truppen und Feldherren Europa's; und fanden in der Liebe des Volks zu dem Prinzen, welche die Republikaner grade am meisten fürchteten, ein Mittel, es zu verdoppelter Anstrengung willig zu machen. Sie erinnerten an Moritz, der als ein siebzehnjähriger Jüngling seine Studien verließ, um an die Spitze des Heeres zu treten, und, unterstützt durch das begeisterte Vertrauen der Nation, als Held vollbrachte, was sein Vater als großer Mann begonnen. Sie gedachten der Tugenden des jungen Prinzen selbst, der bei durchdringendem und lebhaftem Geist doch nie dem leisesten Verdachte Gelegenheit gegeben, und eine Erhebung, die er an seiner Stelle wohl als Schuldigkeit ansehn könnte, nie heimlich oder öffentlich gesucht hätte. — Diese kluge Mäßigung diente dem Prinzen besser, als einst durchgreifender Ungestüm seinem Vater. Die Meinung schwankte, sie neigte sich immer stärker für ihn; von den sieben Provinzen erklärten sich endlich sechs für seine Ernennung; und nur Holland, dessen Seele Wit war, verzögerte durch sein

natürliches Uebergewicht lange die ihm günstige Entscheidung.

Eine Festigkeit, wie der Pensionär in seiner politischen Ansicht bis zum letzten Athemzuge behauptete, ist nur das Erbtheil einer großen Seele; aber sie setzt verwandte Geister und glückliche Zeitumstände voraus, wenn sie ihr erhabenes Ziel in einer Welt erreichen soll, die in der Regel nur zu mittelmäßigen Wirkungen geeignet ist. Die moralische Größe überhaupt muß etwas von der Art und dem Zweck menschlicher Leidenschaften in sich aufnehmen, und neben sich leiden, wenn sie äußerlich ihrer innern Tendenz gemäß wirken will; Römersinn in höchster Reinheit, wie er Wit zugeschrieben werden mag, hat nie in der Welt ein seiner würdig scheinendes Ziel erreicht. Gracchus fiel unter den Dolchen der Patrizier; Kato erstach sich selbst; und wäre es Unrecht, Karnot hier zu nennen, der aus einem Vaterlande verbannt ist, dem er oft durch seine Tugenden nützte, wenigstens endlich zu nützen strebte, ohne sich jemals auf seine Unkosten zu erheben oder zu bereichern? Wit erlebte den Schmerz, in einem Kampfe, wo er für die Freiheit seines Vaterlandes dessen augenblickliche Sicherheit auf's Spiel zu setzen wagte, dennoch

nachgeben zu müssen, und keine Frucht zu erringen, als eine Verwirrung, die er, nach der Beschuldigung seiner Feinde, durch frühere Einwilligung hätte vermeiden können. Vier volle Monate waren fast ungenützt verflossen. Die angeordneten Werbungen waren unterblieben, die Verhandlungen mit dem Kurfürsten von Brandenburg in's Stocken gerathen; im Mai hatte er an der Yssel seyn wollen, und erst im Juni (1672) wurde der Vertrag unterzeichnet. Schon drangen die Franzosen gegen den Rhein; schon rüstete der Bischof von Münster sich zum feindlichen Anfall; schon hatte der Kurfürst von Köln an Ludwig Nuys und andre Waffenplätze, und Posten übergeben, und einem auf 130,000 Mann geschätzten Heere den Durchzug eröffnet; schon schifften sich von Frankreich Truppen nach England, von da nach Frankreich ein; — und noch in den Niederlanden kein Feldherr und kein Heer? Schwere Vorwürfe, die auf Wit's Haupt fielen! Aber es wäre ungerecht, diese einem Manne allein aufbürden zu wollen, der sein Vaterland liebte, und dem es nie weder an Einsicht noch an Thätigkeit fehlte, sein Bestes zu befördern. Eine Partei hinderte die andre an dem, was sie, an sich nützlich, nach ihrer Ansicht thun wollte; doch die Menge urtheilt nach dem Erfolg; und sie rechnete die unse-

ligen Folgen des langen Streits der Parteihäupter nur demjenigen zu, welches dem andern hatte weichen müssen.

Wit, unfähig, länger seine Meinungen zu behaupten, wollte, mehr fest als weise, sie doch zur Hälfte retten. Wilhelm wurde zum Generalkapitän und Generaladmiral ernannt, doch nur auf die Zeit des bevorstehenden Feldzugs. „So lange diese Bestallung dauerte, solle er weder zum allgemeinen Statthalter noch zum besondern einer Provinz ernannt werden können, und diese Ausschließung selbst eidlich bekräftigen. In die Besetzung der Städtemagistraturen solle er sich in keinem Falle mischen; Militärstellen und Staatsämter nicht vergeben, und die Ausstellung der Patente den Generalstaaten überlassen. Ritterorden ausgenommen, solle er von fremden Fürsten weder Jahrgelder noch Stellen annehmen. Er solle sich weder um Religion, noch Polizei, noch Rechtspflege, noch Finanzen der Union bekümmern; ohne von beiden Theilen ausdrücklich dazu aufgefodert zu seyn, niemals als Schiedsrichter der verschiedenen Provinzen auftreten; ohne ausdrückliche Bevollmächtigung im Inbegriff der vereinigten Staaten keinerlei Gewalt ausüben; und die gesetzmäßigen Beschlüsse der Staaten pünktlich befolgen. An diesen Bedin-

gungen aber solle ohne einstimmigen Beschluß aller Provinzen nichts geändert werden." — Wit erkämpfte mühsam die Festsetzung dieser Bedingungen, welche dem Prinzen außer dem eigentlich feldherrlichen Geschäft allen Einfluß raubten. Es wurde ihm besonders der Inhalt der letzten Klausel vorgeworfen, da er doch bei Abfassung des immerwährenden Edikts den Grundsatz behauptet, daß die Mehrheit der Stimmen, die auf seiner Seite war, für die übrigen Provinzen verbindend sey. Am fünf und zwanzigsten Februar 1672 leistete der Prinz in der Versammlung der Generalstaaten, mit großer Feierlichkeit, der Republik den Eid als Generalkapitän und Generaladmiral, unter den genannten Einschränkungen. Ein glänzendes Gastmahl, Erleuchtung und Feuerwerk verherrlichten den Anfang seiner politischen Sieges- und Herrscherbahn; mehr noch der Jubel des Volks, dessen natürlichen Hang, sich lieber an die persönliche Herrschaft eines Mannes, als an die ideale einer Verfassung zu schließen, das Andenken einer glorreichen Vergangenheit, die drohende Gegenwart, und die eigenthümlichen Tugenden Wilhelms erhöhten.

Und wohl schien es, als sey mit dem erneuerten Ansehn Oraniens dem Staate, den es einst aus dem

Nichts hervorrief, ursprüngliche Kraft und Heil wiedergekommen. Jener Name, welcher einst dem Ungestüm und dem Genie eines Alba, eines Parma, eines Spinola Trotz geboten, und Bettler (Gueux) und Sklaven zu einem reichen und freien Volk erhoben, rief wie durch ein Zauberwort Einheimische und Fremde zu Hollands Fahnen. Doch so leicht und schnell die Masse sich sammelte, so sehr fehlte es an innerer Tauglichkeit und geschickten Führern. Von mehr als achtzig Kriegsführern, welche früher sich erboten, für den Dienst der Republik Regimenter zu werben, von unzähligen andern, die sich zu niedern Offizierstellen gemeldet hatten, waren wenige geblieben; nicht ihr Geld unthätig zu verzehren, während die Regierung sich um die Wahl eines Feldherrn stritt, hatten sie sich an die Feinde der Republik gewandt, wo sie zwar weniges Geld, aber doch Anstellung und die Aussicht auf baldige Beute fanden. Ihnen war von den gemeinen Landsknechten der versuchteste Theil gefolgt; und Jünglinge, von leidlichgutem Willen, doch wenig geübt und abgehärtet, machten den größten Theil der jetzterrichteten Heeresmacht aus. Wilhelm rieth, um wenigstens die Zahl Ludwigs Veteranen entgegenstellen zu können, mehrere Gränzfestungen als unhaltbar zu verlassen; Landbesitzer aus

dortiger Gegend hintertrieben seinen Vorschlag. Utrecht sollte befestigt werden; die Einwohner boten Alles auf, es zu verhindern, um ihre Landhäuser und Vergnügungsplätze nicht einzubüßen. Eigennutz und Parteiwuth wetteiferten, alle Maßregeln der Vertheidigung zu entkräften; eine Ueberzahl halb wehrloser Festungen, und ein Kriegsheer von einigen und zwanzigtausend Mann, waren beim Ausbruche des Krieges die Mittel, womit Wilhelm das Land retten und den Heldenkranz der Väter sich selbst erringen sollte.

England begann den Streit mit schimpflicher Treulosigkeit. Schamloser, als Davoust, plünderte Karl der Zweite die Bank seines Volkes, um einen Krieg führen zu können, zu welchem er fürchtete von dem Parlament keine Geldbewilligung zu erhalten. Wie viel weniger mochte er ein fremdes Volk schonen, gegen welches er als Feind sich zu erklären Willens war? Eine holländische Handelsflotte von Smyrna, mit vielen andern Kauffahrern aus dem Mittelmeere, kehrte, von fünf Kriegsfahrzeugen bedeckt, ruhig durch den Kanal zurück. Karl sandte acht und dreißig Segel in drei Abtheilungen, um sie zu fangen. Bei der Insel Wight trafen sie zusammen. Nach einem zweitägigen, für die Holländer

höchst ehrenvollen Kampf, erhielt Karl vier Schiffe als den Preis eines in den Augen seines eignen Volkes ihn entehrenden Ueberfalls. Und wenn auch die leise Hoffnung, England von offenbarer Feindseligkeit noch zurückzuhalten, einigen Antheil an der Mäßigung der beleidigten Republik haben konnte, so erscheint diese Mäßigung dennoch neben so frevelhaftem Beginnen im glänzendsten Licht. Auf die erste Nachricht der erlittenen Gewalt wurden alle englischer Schiffe angehalten. Doch die Staaten von Holland erklärten in der Versammlung der Generalstaaten, und drangen mit der Erklärung durch, „daß Karls Treubruch sie selbst von ihren Verbindlichkeiten nicht loszähle; und daß es den englischen Schiffen, die unter dem Schutz der öffentlichen Treue in ihre Häfen gekommen wären, erlaubt seyn müsse, frei zurückzukehren.“ Karl behielt die eroberten Fahrzeuge, und erklärte vierzehn Tage später in einem Manifest ohne Datum aus nichtigen Vorwänden den Krieg. Ludwig that dasselbe, weil Holland undankbar gegen Frankreich gewesen sey. Der abenteuernde Bernhard von Münster, unfähig, seine Kriegserklärung auf den Vorwurf erzeigter Wohlthaten zu stützen, erdachte

erlittenen Frevel; er beschuldigte die Republik, durch alle Mittel der Bestechung und Gewalt nach seinem Lande getrachtet, und sogar Meuchelmörder gegen ihn gedungen zu haben.

Der sechste April 1672 war der Tag, welchen die Feinde der Republik zur Erklärung eines Krieges gewählt hatten, der, ohne begeisterte Eintracht und eine mehr als heldenmüthige Tapferkeit, ihren gewissen Untergang herbeizuführen schien, und dem sie, innerlich entzweit, nur mit einer eilig aufgerafften ungeübten Kriegsmacht zu begegnen vermochte. Ludwig sammelte sein auf 120,000 Mann geschätztes Heer bei Charleroi; der große Kondé, Türenne, Krequi, Luxemburg, befehligten es in vier Abtheilungen; der Herzog von Orleans war Generalissimus. Der spanische Statthalter wagte nicht, den Durchzug durch Belgien zu verweigern. Ludwig wollte mit einer kühnen That beginnen, und das starke, wohlbefestigte Mastricht wegnehmen; Kondé, begierig, seinen ehemaligen Abfall im Gemüth des Königs durch ausgezeichnete Thaten auszulöschen, war dafür. Nur Türenne stellte in einer Zeit, wo der Krieg sich regelmäßig von Festung zu Festung bewegte, und es für höchst gefährlich galt, einen bedeutenden Platz im Rücken zu lassen, die

Grundsätze auf, welche in unsern Tagen so wunderähnliche Begebenheiten herbeigeführt haben, und bestimmte den König, Mastricht blos einzuschließen, und so schnell als möglich an die Yssel und in's Herz von Holland zu dringen; weil, wenn das Hauptland unterworfen wäre, was davon abhängig, von selbst fallen müßte. Diesem Plane gemäß wurden Orsoy, Wesel, Burick und Rhinberg zugleich belagert, um sich des Rheins zu versichern. Orsoy wahr ganz wehrlos; der Herzog von Orleans, welcher es einnahm, befleckte seine erste Kriegsthat durch zügellose Grausamkeit gegen die Einwohner und die Besatzung. Wesel fiel am fünften Tage in Konde's Hände durch die Nachlässigkeit und Feigheit der Befehlshaber, und die Wuth der Bürger, welche unter Drohungen und Mißhandlungen auf die Uebergabe drangen. Burick, obschon verfallen und schlecht bewehrt, vertheidigte Otto Roeda von Heckeren, Herr von Peckendam, gegen ein französisches Heer unter Anführung des großen Türenne, trotz den meuternden Bürgern, einige Tage so gewandt und tapfer, daß er seinen Feinden Verehrung abzwang. Nur Ludwig, wie Napoleon, kannte kein größeres Verbrechen, als wenn einer es wagte, seinen zer-

störenden Siegesgang zu hemmen; und gegen Türenne's Versprechen wurde Peckendam und die brave Besatzung schimpflich und grausam, wie die übrigen, behandelt. Rhinberg war fester und besser verwahrt, als jene drei. Ludwig, der es selbst belagerte, gewann es ohne Schwertstreich durch Bestechung eines Offiziers und Schwachsinnigkeit des Befehlshabers.

Der rasche Fall dieser vier klevischen Plätze, welche die Republik nur besetzt hielt, um von Seiten des Rheins ein sichres Bollwerk zu haben, erschreckte das Land und die Regierung. Wit wurde bestürmt, Rath zu geben und Hülfe zu schaffen, wie man bisher von ihm gewohnt war; denn Er hatte allein den Staat gelenkt. Beugte die sonst starke Seele des, von seinem großen schier errungenen Ziele jetzt gewaltsam weggedrängten, Mannes sich wirklich unter der Macht des einbrechenden Unglücks; hatte er Gründe, von einer Unterhandlung Aufschub, und dadurch Rettung, zu hoffen; wollte er lieber der Ehrfurcht Ludwigs ein Opfer bringen, als in der wachsenden Macht des Hauses Oranien der Freiheit einen heimlichen Feind erziehn: — genug, er war der Meinung, daß nach dem Fall von Rhinberg die Republik dem Andringen der Feinde ganz offen stände, und nichts übrig

bliebe, als mit Ludwig zu unterhandeln. Die oranische Partei versäumte nicht, diese scheinbare Schwäche zu benutzen. Sie klagte den Pensionär laut der Feigheit und der Treulosigkeit an; sie beschuldigte ihn, nur darum unterhandeln zu wollen, damit die Leitung der Geschäfte ganz in seiner Hand bliebe, und ihm möglich werde, durch verrätherische Aufopferungen Ludwig und seine Minister zu bewegen, daß sie die Hand, wie Kromwell, zur Ausschließung des Hauses Oranien böten; sie waren beflissen, diese Anklagen im Volke zu verbreiten, dessen schwacher Kopf und starker Arm allen unentbehrlich ist, welche selbstsüchtige Pläne mit der Gewalt, die von Rechtswegen nur der Wahrheit und der Gerechtigkeit gebührt, durchsetzen wollen.

Doch ehe die uneinigen Parteien irgend einen Entschluß gewinnen konnten, drang Ludwig gleich einem reißenden Strome weiter. Rees, sonst eine bedeutende Festung, jetzt verfallen und schlecht bewaffnet, fiel durch grobe Versehn einiger Unterbefehlshaber und den schlechten Geist der Bürgerschaft; und der tapfere Winbergen konnte weder den Platz, noch die Ehre der Besatzung retten. Emmerich hatte die holländische Besatzung geräumt, doch so übereilt, daß Geschütz und Schießvorrath in Türenne's Hände fielen.

Auch der Bischof von Münster feierte nicht. Er drang in Overyssel ein, und belagerte, nach dem Fall vieler kleiner Plätze, das starke, gut befestigte, wohl versehene und besetzte Deventer. Muth und Vaterlandsliebe beseelte die Einwohner; sie eilten, alle vor den Thoren gelegenen Häuser, Scheunen und Mühlen zu zerstören: nur die Angesehenen und Reichen konnten sich nicht entschließen, ihre zierlichen Gärten und Landhäuser schleifen zu lassen. Der Feind benutzte das zur Aufführung seiner Wurfbatterien; seine Bomben erschreckten den altersschwachen Befehlshaber und einen Theil der höhern Bürger; verrätherische Feigheit überwand den edelmüthigen Widerstand einiger; und nach einer kurzen Belagerung wurde die feste und treue Stadt dem Bischof mit Bedingung übergeben.

Das kleine, schlechtorganisirte, muthlose Heer des Prinzen, welches an der Yssel stand, um dem Feinde den Uebergang zu wehren, schien kaum zu dieser Absicht zu genügen, und ganz unfähig, eine günstige Wendung zu bewirken. Die Natur selbst vereinigte sich zum Untergange Hollands: eine ungewöhnliche Trockenheit machte die stärksten Flüsse watbar, und die Sümpfe zugänglich, welche einige der stärksten Landesfestungen deckten. Da zeigte sich das

Meer, einst den Vätern eine rettende Zuflucht, und in erfochtenen Triumphen der Bürge ihrer Freiheit und ihrer Macht, noch ein Mal den Söhnen hold; in einer der gewaltigsten Seeschlachten, deren die Geschichte denkt, richtete der siegreiche Ruyter sein sinkendes und zagendes Vaterland auf.

Lange hatte der Held mit seiner Flotte, die aus 71 Kriegsschiffen und 40 Fregatten, Brandern und kleinern Fahrzeugen bestand, vergebens um Englands Küsten gesteuert, um wo möglich die englische Flotte vor ihrer Vereinigung mit der französischen zum Kampf zu zwingen. Endlich überraschte er beide Flotten am siebenten Juni in der Soulsbay, zwischen Yarmouth und Harwich. Einen Versuch, sie in der Nacht durch Brander zu verwirren und zu zerstören, hatte eine plötzlich eingetretene Windstille vereitelt. Kaum hatten die feindlichen Schiffe Zeit, aus der Bay herauszugehn, und sich zu der Schlacht zu ordnen. Die englische Flotte, von 53 Kriegsschiffen, 12 Fregatten, 14 Brandern und einigen Galioten, war mit 4000 Geschützen und 23,000 Mann; die französische, von 30 Kriegsschiffen, 6 Fregatten, 4 Fleutschiffen und 8 Brandern, mit 1200 Geschützen und 19,000 Mann besetzt. Der Herzog von York — späterhin als Jakob der Zweite

von Holland aus entthront — führte den Oberbefehl, und leitete insbesondre die Mitte mit der rothen Flagge; den rechten Flügel hielt der französische Admiral, Graf Etrées, mit der weißen, den linken der englische Viceadmiral Montagu, Graf von Sandwich, mit der blauen Flagge. Dem Herzog stellte Ruyter sich selbst, Etrées den Viceadmiral Bankert, Montagu den Viceadmiral von Gent gegen über. Von 250 Schiffen begannen wenigstens 70,000 Menschen mit 8000 Geschützen den entsetzlichen Kampf. Ruyter segelte an das englische Admiralschiff auf Pistolenschußweite, und grüßte es mit voller Ladung. Zwei Stunden beschossen sich beide, keiner weichend; da stürzte der große Mast mit der rothen Flagge, und zwang den Herzog zu eiliger Entfernung. Er pflanzte die Flagge auf ein anderes Schiff, doch wagte er sich nicht mehr mit Ruyter zu messen, und beide kämpften mit der übrigen Menge. Der Viceadmiral von Neß unter Ruyter's Abtheilung nahm das englische Schiff Royal Katherine; doch die gefangenen Engländer bemächtigten sich der mit Plündern beschäftigten Wache, und führten sie mit sich fort nach England. Da geschah eine That fast ohne Gleichen. Der Hauptmann Brakel, von Ruyter's Geschwader, verließ

mit seinem Schiff von 26 Kanonen und 300 Mann, nebst einem Brander, die Linie, und segelte quer über auf Montagu's Flaggenschiff los, das mit 104 Kanonen und 1000 Mann besetzt war. Im Vorüberziehn mußte er das Geschütz aller feindlichen Schiffe aushalten, und Montagu sparte nichts, ihn noch vor der Annäherung zu zerschmettern. Brakel zog still und langsam herbei, bis er dicht an Montagu war; da wandte er sich zwei Mal, gab seine volle Ladung dem englischen Schiff mit solcher Gewalt und Richtung, daß das Verdeck augenblicklich vom Geschrei der Sterbenden und Verwundeten ertönte, und klammerte, nachdem er in wiederholten Abschüssen Schiff und Mannschaft beschädigt, sich enternd an den Bord des Fahrzeuges, das wie ein Riese über das seinige ragte. Montagu wehrte sich mit Verzweiflung, um dem Schimpf einer Uebergabe an einen Feind so niedrigen Ranges und geringer Stärke zu entgehn; er ließ, trotz dem Feuer der Holländer, Brakel's Schiff mit Aexten von dem seinigen loshauen; er segelte die Brander, welche auf ihn losgelassen wurden, in den Grund. Doch konnte er dem Untergange nicht entfliehn; in dem Augenblick, wo der holländische Viceadmiral Sweers auf ihn lossegelte, um ihn aufzufodern, hakte sich ein Brander

an Montagu's Schiff; und schnell loderte es in Flammen auf, und brannte, weil das Wasser schon in die Pulverkammer gedrungen war, langsam bis auf den Grund nieder. Die Mannschaft warf sich zum Theil in's Meer, zum Theil mit Montagu und seinem Sohne in die Schaluppe; doch, indem sie alle Kräfte anstrengten, um dem Feinde zu entfliehn und eines ihrer Schiffe zu erreichen, sank das überfüllte Fahrzeug und begrub alle in die Tiefe.

Brakel's kühne, vom Glück so herrlich gekrönte That wurde von allen bewundert, deren Muth für die höchste Kriegstugend galt; Ruyter, und Kornelius von Wit, welcher der Flotte als Aufseher und Stellvertreter der Regierung zugegeben war, beide Männer von anerkanntem Muth, achteten Gehorsam gegen Gesetz und Ordnung höher, und erklärten sein Unternehmen für strafbar, weil er, statt seine Kraft da, wo er hingestellt war, zu verwenden, sich eigenwillig ein Ziel, mehr des Ruhmes, als der Pflicht, gesucht hatte. Montagu's Fall blieb nicht unvergolten. Der Viceadmiral von Gent, einer der ausgezeichnetsten Seemänner, warf sich auf das ihm gegen über stehende englische Geschwader von der blauen Flagge, mit der stürmenden Gewalt persönlicher Erbit-

terung. Er hatte sich einst geweigert, vor einer Yacht des Königs von England, welche eine von ihm befehligte Flotte durchsegelte, die Flagge zu streichen. Karl, in stolzer Anmaßung, König des Meeres zu seyn, hatte sich darüber bei den Generalstaaten beschwert, und Gents's Bestrafung gefodert; diese, um wo möglich Englands Freundschaft zu erhalten, waren gefällig genug gewesen, sich bei dem Könige zu entschuldigen, und zu versichern, daß dem Admiral sein Betragen verwiesen worden sey. Der Schmerz über diese Erniedrigung seines Vaterlandes und seiner Person spornte den Helden, mit verachtung aller Gefahr unter die englischen Schiffe zu dringen, und Verderben unter ihnen zu verbreiten. Doch nach einer halben Stunde raffte ihn eine Kanonenkugel weg. Sein Unterbefehlshaber, Hauptmann Panhuysen, setzte den Kampf mit gleichem Nachdruck fort; eine Kugel zerschmetterte ihm den Fuß. Glücklicher und schneller stritt der Viceadmiral Bankert gegen das Geschwader der weißen Flagge, welches größtentheils aus der französischen Flotte bestand. Etre'es wich nach mattem Widerstande seinem Angriff so eilig, daß er ihn nicht wieder festzuhalten vermochte; und der Verdacht schien nicht ungegründet,

daß Ludwig seinem Admiral geheimen Befehl ertheilt hätte, die Ehre und die Gefahr des Gefechts so viel als möglich den Nebenbuhlern seiner Seemacht allein zu überlassen. Die Nacht erst trennte die Engländer und Holländer; beide hatten empfindlich, doch jene bedeutender, verloren; und als Ruyter am folgenden Tage den Streit erneuern wollte, wichen die wiedervereinigten Flotten aus, und erklärten sich dadurch für überwunden.

Die Freude über diesen Sieg welcher der holländischen Tapferkeit so viel Ehre brachte, als dem Lande an der Meeresseite Sicherheit, war groß; doch wurde sie bald durch die reißenden Fortschritte des immer näher dringenden Ludwigs gehemmt. Kondé ging am zwölften Juni bei Tolhuys durch eine ihm angezeigte Furt des halbausgetrockneten Rheins: die Verrätherei des einen, die Unentschlossenheit des andern holländischen Generals erleichterte ihm ein Unternehmen, welches die Schwäche der holländischen Streitkräfte nie ernstlich hätte hindern können. Türenne nahm Arnheim durch Uebergabe ohne Belagerung; Knodsemburg durch einen Zufall. Ein Sturm war glücklich und mit großem Verlust der Franzosen abgeschlagen worden; da gibt, wahrscheinlich von Ein-

zelnen angestiftet, ein Tambour ohne Befehl das Zeichen zur Uebergabe; die Besatzung wird plötzlich muthlos, die Franzosen kehren zurück; und, wie sehr die Befehlshaber in der Festung bitten und drohen, mit den Waffen in der Hand übergeben die Gemeinen den Platz an den Feind auf ihnen selbst vortheilhafte Bedingungen. Tiel öffnete seine Thore, eben so Worn und St. Andreas. In wenig Tagen eroberte Türenne die stärkste Landesfestung Schenkenschanz, vor welcher einst die Spanier sieben Monate zubrachten. Tenhaëf, Bürgermeister von Nymwegen, hatte die Befehlshaberstelle seinem zwei und zwanzigjährigen Sohne zu verschaffen gewußt; der durch die unüberlegtesten Maßregeln den Platz schneller, als ein Verräther hätte thun können, in Feindes Hand brachte. Doesburg wartete den gedrohten Sturm nicht ab, und ergab sich an Ludwig. Das starke, wohlbewahrte Zütphen, die Hauptstadt Gelderns, hielt der hochbetagte, aber muthvolle Johann Koulman, Lieutenant der Bürgerschaft, kurze Zeit gegen die Verzagtheit der übrigen Vorsteher. Als sie den Mann, welcher den Geist eines Nettelbeck hatte, weder durch Bitten, noch Drohungen, noch gräßliche Schilderungen des ihnen allen von Ludwigs Rache

drohenden Schicksals, bewegen konnten, seinen Einfluß auf die Bürgerschaft nach ihrem Sinn zu brauchen, wandten sie sich an seine Gattin. Diese, ihres Mannes werth, erwiederte: wenn er Unrecht thut, so straft ihn; dient er dem Vaterlande, wie könnt' ich ihn hindern? — Dennoch siegte die Feigheit, und die Befehlshaber und Vorsteher Zütphens waren so begierig nach Sicherheit, daß sie sich selbst in Feindes Gewalt lieferten, eh' irgend eine ihnen vortheilhafte Bedingung zugesagt war. Köln und Münster nahmen Zwoll, Kampen und andre Orte; Der Rest von Overyssel unterwarf sich ihnen freiwillig. Sie eilten, ihre Eroberungen zu theilen und ihren Heeren zur Belohnung den Genuß des feindlichen Landes zu geben; und die Soldaten zweier Priester säumten nicht, die ihnen geschenkte Freiheit zu den zügellosesten und grausamsten Ausschweifungen zu benutzen.

Der Prinz, mit 13,000 Mann und einigen von dem spanischen Statthalter gesandten Hülfstruppen, dem einzigen Heere der Republik, mußte vor dem drängenden Konde' weichen. Er kam am funfzehnten Juni nach Utrecht, wo dieselben, welche vor einigen Monaten der Befestigung widerstrebt hatten,

um ihre Landhäuser und Lustpartien nicht zu opfern, eiligst ihre beste Habe packten, um sie in's Innere Hollands zu retten. Das Volk, stets willig, die Gefahr von Reichen und Hohen zu wenden, wenn sie sich nicht weigern, ihr sich selbst und ihre Güter auszusetzen, ergrimmte mit Recht, hielt die Schiffe an, mißhandelte die Eigenthümer, und foderte stürmisch die Zügel der Regierung von denen, die sie so unwürdig führten. In diesem Aufruhr kam der Prinz vor Utrechts Thore. Die Stände und Stadtobern, jetzt das erbitterte Volk so sehr als den Feind fürchtend, baten ihn um Schutz gegen beide. Er versprach ihn, wenn sie jetzt noch jene Vorstädte und Besitzungen Preis geben wollten, ohne deren Zerstörung die Stadt nicht zu vertheidigen war. Während sie schwankten zwischen Eigennutz und einem muthigen Entschluß, rief ein Befehl der Generalstaaten den Prinzen mit dem Heer nach Holland; und Utrecht, nachdem es vergebens noch einmal bei der Regierung um Hülfe gebeten, schickte an Ludwig, und warf sich dem Sieger zu Füßen, der sie mit stolzer Gnade als Unterthanen annahm.

Overyssel, Geldern und Utrecht waren verloren. Friesland und Gröningen, von aller Unterstützung abgeschnitten, mußten den ihnen bevor-

stehenden Angriffen bald erliegen. Türrenne hatte außer den Mauern der Städte, welche panischer Schreck fast ohne Gegenwehr in seine Hände lieferte, keine Macht zu bekämpfen. Der geringste Unfall zur See konnte eine Landung begünstigen, gegen welche fast kein Mittel der Vertheidigung übrig blieb. Kondé drängte mit unwiderstehlicher Uebermacht das schwache Heer des Prinzen rückwärts, und bedrohte den Mittelpunkt des Staats, Holland und Amsterdam. Naarden, nur 6 bis 7 Stunden von der Hauptstadt, hatte der Marquis von Rochefort mit einigen hundert Reitern genommen; kaum gewann der Prinz so viel Zeit, eine Besatzung in das noch nähere Muyden zu werfen, welches sich an eine französische Patrouille ergeben hatte, aber aus Furchtsamkeit oder Unüberlegtheit des Anführers wieder verlassen worden war. Die Franzosen kehrten bald verstärkt zurück, um in diesem Platz den Schlüssel zu Amsterdam zu haben, aber sie kamen zu spät. Jetzt galt es dem Sitz der Macht, der Quelle des Reichthums, dem Herzen des Staats. Jene unheilbringende Krankheit der Furcht, welche in wenig Wochen zwei Drittel des Landes und seine stärksten Festen dem trotzigen Feinde unterworfen hatte, drohte mit der Freiheit der Hauptstadt das Daseyn der

Republik zu enden. Wehklagend die Frauen, zitternd die Männer, foderten alle laut, an Ludwig zu senden, um sich nicht den Greueln einer gewaltsamen Einnahme Preis zu geben, und billigere Bedingungen zu erlangen. Denn unzweifelhaft schien, daß in wenig Tagen das Heer des Prinzen überwältigt und zerstreut, und Ludwig Herr von Holland seyn würde. Konnte Amsterdam allein dem Gewaltigen widerstehn? Das Ziel der Rache und der Habsucht Ludwigs war erreicht, sobald die Stadt sein war, deren Schätze, Vorräthe und Lage ihm die Mittel gewährten, gegen jede Macht zu vertheidigen, was er im Fluge gewonnen. Da retteten zwei Männer, hohen Geistes und festen Sinnes, Stadt und Land. Der Ruart *) Hesselaër, dessen Sohn als Freiwilliger mit vierzig auf seine Kosten ausgerüsteten Matrosen zur See gegangen und in der Schlacht geblieben war — er selbst fiel einige Zeit nachher durch einen Musketenschuß — und der Bürgermeister Hooft, hauchten ihren Muth in die übrigen. Der versammelte Rath beschloß einmüthig, Amsterdam zu vertheidigen, wenn auch kein

*) Ruhwart, oder Oberamtmann, in polizeilicher Bedeutung.

Fußbreit von Holland mehr außer Feindes Gewalt wäre; und der gesunkene Muth der Bürgerschaft hob sich zu begeisterter Kraft, als sie den männlichen und redlichen Ernst ihrer Vorsteher sah. Das Meer wurde herbeigerufen; alle Dämme durchstochen, alle Schleusen geöffnet; und mit edelmüthiger Weisheit ließen die Angesehensten ihre Besitzungen, selbst dann, wenn es zur Vertheidigung unnöthig schien, der Ueberschwemmung Preis geben, um die Aermeren für die Opfer, welche sie der gemeinen Wohlfahrt bringen mußten, zu trösten. Alle Brücken wurden abgetragen, alle Wege durchschnitten. Die Kriegsschiffe wurden als Batterien rings um die Stadt gestellt; die Seeleute in Kompagnien zur Vertheidigung der nöthigen Punkte bewaffnet. Die Vorsteher theilten sich in die Stadt, um in jeder Abtheilung persönlich die Bewaffnungen und Arbeiten zu leiten. In wenig Tagen waren alle Umgebungen geschleift, alle Festungswerke in Stand gesetzt, die Wälle mit zahlreichem Geschütz bepflanzt: und rings von den schützenden Meereswogen umgeben, ihren Waffen, ihrem Muth, ihrer Eintracht und Gottes Beistand vertrauend, erwarteten, als würdige Nachkommen jener Bataver, die Rom nicht zwingen konnte, und jener Niederländer, an denen

Philipps Stärke zerschellte, die gerüsteten Bürger Amsterdams auf ihren Mauern den Angriff eines Königs, der Roms Herrschsucht und Philipps unbiegsamen Stolz in sich vereinigte.

(Der Schluß folgt im nächsten Jahrgang.)

XIII.

Agrionien

auf das Jahr 1817.

1.

Doppel-Räthsel.

Zwei Brüder sind's von gleichem Schlag,
Die sich auf's Korn genommen,
Die manchen schönen Lebenstag
Gar nicht zusammen kommen,
Und doch nicht, wenn sie es nun sind,
Es lassen können bleiben,
Daß nicht der Eine sich geschwind
Am Andern müßte reiben.

Wenn sich der Eine fertig macht
Zu wenden sich nach außen,
Dann möchte in der finstern Nacht
Der Andre lieber hausen.
Wenn der auf Straßen weit und breit
Sich zeigt und thut ergehen,
So ist der Andre zwar nicht weit,
Doch läßt er nie sich sehen.

Auch kann noch andre Eigenheit
Das Brüderpaar uns bieten.
Der Eine liebt ein grobes Kleid,
Ist schlicht und stets zufrieden.
Der Andre kann's nicht fein genug
Auf seinem Leibe tragen,
Und schöne Knöpfe, schönes Tuch,
Die sind sein Wohlbehagen.

Doch wie ein Zärtling immer ist,
Kann man auch diesen sehen;
Wenn nur ein wenig Regen fließt,
So will er fast vergehen,
Ruft flugs den andern Bruder her,
Daß er ihn soll beschirmen,
Und dieser thut's, und wenn ein Meer
Vom Himmel wollte stürmen.

Ja! wie es her auf Erden geht,
Läßt sich gar trefflich deuten,
Der, den ihr so stolziren seht,
Lebt herrlich und in Freuden,
Sieht kaum den armen Bruder an,
Als sollt' es ewig währen,
Und kann doch nie den braven Mann
In keiner Noth entbehren.

Fr. Kuhn.

2.

Homonyme.

Wenn ich in dem Einen Sinn
Recht viel Gutes hab' erwecket,
Das in Hüllen sich versiecket,
Bis ich diese Frucht entdecket,
Leg' ich mich im andern hin,
Und verzehre grob und dumm
Dieses Gute wiederum.

Auf die eine Art werd' ich
Rüstig zum Verdienst geschwungen,
Und hab' doch nie Lob errungen;
Unverdiente Huldigungen
Treffen auf die andre mich,
Doch dadurch sprech' ich mich aus,
Dummstolz mach' ich mir nichts draus.

Th. Hell.

3.

Logogryph.

Was dir italisch zwei der Sylben nennen,
Belebt Maschinen und bewegt die Welt;
Die Pfaffen lassen's in der Hölle brennen,
Wenn sich's nicht fest am lieben Herrgott hält.
Den zweien setz' ein deutsches Vorwort nach —
So nennt das Ganze dir arabisch — ach,
Was leider! jetzt dir so ganz nahe liegt,
Daß sich zum Wort gar schnell die Sache fügt.

Bienemann.

4.

Homonymische Charade.

Erste Sylbe.

Bald bin ich nur ein kleiner Theil,
Und bald des Theils Besitzer ganz:
Gewährt man mich; dann, dreimal Heil!
Dann grünet ein ersehnter Kranz.

Zweite Sylbe.

Bald bin ich eine Todesart,
Bald ein errungener Gewinn,
Bald ein Ereigniß bös und hart,
Bald kränk' ich des Gefühles Sinn.

Das Ganze.

Bald heiße ich ein trauter Gruß,
Bald dien' ich statt des Abschieds auch,
Bald kommt etwas durch mich zum Schluß:
So will's ein alter deutscher Brauch.

Bchm.

5.

Charade.

Der erste Versuch.

Vor dem breternen Gerüste
Meines Ganzen stand ich da,
Wie vor einer Felsenküste,
Hinter der ich Nebel sah. —

Wird das schöne Werk gelingen,
Das in deinem Busen brennt?
Wirst du dich zur höchsten schwingen,
Die dein Sylbenpaar benennt?

Oder wirst du unten bleiben,
Auf der ersten, die es zeigt? —
Nein, dich wird die Stimme treiben,
Die dir nie im Herzen schweigt.

Ist doch auch der Sylben dritte
Scheinbar nur ein todtes Rund,
Und doch macht in ihrer Mitte
Sich des Lebens Funken kund.

Also denn mit frischem Muthe
Zum Versuch in's Künstlerfeld,
Bis man das gelung'ne Gute
Zum Beschau'n auf's Ganze stellt.

Th. Hell.

6.

Charade.

Mathilde mit dem blonden Haar
Hat voll den Kopf vom letzten Sylbenpaar.
Würd' eine von den beiden Sylben mein;
Wie sehr wollt' ich die erste Sylbe seyn!
Doch leider! geht ihr ganzes Dichten,
Damit sie glänz' als Siegerin,
Auf's letzte Paar in andrem Sinn. —
Erwärme, Mädchen, dich für süße Pflichten,
Das Sehnen lohne, dir bekannt,
Reich' ehrlich mir die liebe Hand!
Dann sprechen meine ganzen drei
Laut aus, wie hochbeglückt ich sey!

Bch m.

7.

Logogriph.

Man paart ja vielerlei in diesen Zeiten,
Und paßt's doch oft ganz zum Verwundern gut!
So dürfen wohl auch wir etwas bereiten,
Und wollen sehn, was unsre Mischung thut.
Nehmt einen Trank doch mit Franzosenlettern,
Und ruft dann eine englische Mamsell —
Erhebt ihr euch nicht gleich bis zu den Göttern,
Und wird es nicht vor Euren Blicken hell? —
Ich seh's, mir ist die Binde schon gefallen —
Ich seh' die Göttin, die sie immer trägt,
Und weil sie fliehen mußt' aus ird'schen Hallen —
Das Recht und Unrecht noch im Himmel wägt.

Bienemann.

8.

Charade.

Gar lieblich, Ihr Leser, ist was ich Euch biete,
Mein Erstes hat Blatter, oft Blumen und Blüthe, —
Umleuchtet von magischem Schein,
Mit Rosen pflegt's heilig zu seyn. —
Was Blumen im herrlichsten Schmucke bedeuten,
Das giebt es Euch, — festliche Freuden.

Das Pärchen der Letzten wird achtend gepriesen,
Denn ach! es verblühet so leicht,
Und Blumen von heiliger Deutung — sie sprießen,
Wo freundlich das Pärchen sich zeigt,
Und, selbst an des Untergangs Pforte geleitet
Vom Ganzen, wird's heimlich beneidet.

Bchm.

9.

Räthsel.

Stiller Gott, wie soll ich dich benennen?
Der du sanft zu mir dich nieder neigst,
Und den Augen, die von Thränen brennen,
Eine Welt voll schöner Bilder zeigst,
Liebenden, die sich mit Schmerzen trennen,
Wieder des Vereines Palme reichst,
Mir mit Lethe meine Schale füllest,
Und in Dunkel, was mich kümmert, hüllest.

Wo du waltest, schwindet zwar das Leben,
Wenn Bewußtseyn nur sein Merkmal ist,
Doch ein Höheres auch oft gegeben
Hast du mir, wenn du erschienen bist;
Ach! wie dann das Herz sein banges Beben,
Lehnt es sanft an dich sich an, vergißt,
Und der Geist, nicht achtend Raum und Zeiten,
Schaffend fliegt durch unermeßne Weiten.

Wehe dem, von dem du ganz geschieden,
Wehe dem, der dich zu oft umfaßt!
Einen Labebecher kannst du bieten,
Doch auch oft ist uns dein Nahn zur Last; –
O! so tauche mich in deinen Frieden,
Wenn mein Aug' den Markt des Lebens haßt,
Aber wenn ich bei den Theuern weile;
Bleibe weit von mir, dann hat's nicht Eile.

Th. Hell.

10.

Charade.

Wenn Geister in der Ersten mich umwehen,
Und linde Kühlung säuselt durch die Flur,
Dann fliehen fesselfrei durch den Azur
Des Himmels meine Letzten zu den Höhen,
Wo sich der Welten tausend Kreise drehen,
Hinauf zum güt'gen Vater der Natur,
Und leise beben meine Lippen nur,
Um Segen für Klotilden zu erflehen.

Vereint umschweben sie bald stille Grüfte,
Aus eines Britten edlem Geist entfloh'n;
Bald sprechen sie dem kühnen Laster Hohn:
Bald weh'n sie dir der Hoffnung Balsamdüfte,
Und flügeln durch des Himmels Aetherlüfte
Zum Urlicht dich, der Ewigkeiten Sohn.

— n —

11.

Logogriph.

Mit zwei Zeichen bat ich sie zu schweigen,
Doch das lose Mädchen wollte nicht;
Schüttelte das Köpfchen — mit Verneigen
Rief sie zwei mir keck in's Angesicht.
Als ich sah, sie sey nicht zu bewegen,
Setzt' ich zu den vieren eins hinzu,
Und so rief ich zornig ihr entgegen:
Hart wie diese Fünf bist du!

Bienemann.

12.

Charade.

Das Paar der ersten Sylben.

Was man mit Augen sehen kann,
Ist meiner Willkühr unterthan:
Da hilft kein Seufzen und kein Klagen,
Wer mag den Zutritt mir versagen?
Ihr selbst und Euer Thun und Sinn
Macht kund, daß ich Alleinherr bin.

Die dritte Sylbe.

War aus der Heimat ich erschienen,
Als stummer Bote Euch zu dienen,
Gesteht's, wie labend ist mein Ich!
Und schuf die traute Liebe mich;
Wie pflegt man küssend mich zu ehren!
Kein Staatenbund kann mich entbehren.

Das Ganze.

Ich helfe Manchem aus der Noth,
Wenn sonst ihm Niemand Hülfe bot;
Doch treib' ich mehr ihn in die Enge,
Vergaß der Leichtfuß meiner Strenge, —
Ganz ungefällig ist mein Sinn
Erst dann, wenn ich gefällig bin.

Bohn.

13.

Logogriph.

Mit vieren nennet der Franzose seinen König —
Zwei Zeichen setz' hinzu,
So kontrastirt's nicht wenig;
Ein Fabelweib mit Flügeln siehest du.
Den Kopf vom Rumpf zu trennen scheu' dich nicht —
So steht die Jungfrau da im Frühlingsglanze,
Die mit des Helden frischem Lorbeerkranze
Den Oelzweig segensreich verflicht.

Bienemann.

14.

Charade.

Meine beiden letzten Sylben halten
Selten, was die erste uns gewährt,
Aber sie sind's, deren süßem Walten
Sich das Leben wunderschön verklärt.
Ueberall sind sie die Freudenspender,
Ueberall erheben sie den Geist,
Und auch da, wo durch beglückte Länder
Andern Sinnes meine erste fleußt.

Wohl beschieden ist des Ganzen Leben,
Still und ohne Prunk gedeiht es nur,
Kurzes Daseyn ist ihm blos gegeben
In dem Blüthenreiche der Natur,
Und wenn hin zu jenen bunten Beeten,
Wo es wächst im stillen Dörfchen auf,
Liebende zum Kranz es pflückend treten,
Endet freundlich sich sein Lebenslauf.

Th. Hell.

15.

Charade.

Mein Erstes kann den besten Krieger schrecken, —
Wird eine andre Deutung ihm geliehn,
So sieht man Thier und Menschen fliehn
Vor ihm und seinem Anhang sich zu decken.
Das Mädchen, um gedeckt zu seyn,
Sucht nach den Letzten nur vor allen Dingen:
Dann höret (Regen folgt auf langen Sonnenschein)
Wohl oft auch unterm Dach das Erste man erklingen.
Das Ganze dient zum Schutz bei schwerem Kriegesstand,
So ward es wenigstens vor alter Zeit benannt,
Zur Strafe wird es manchmal noch getragen.
Euch, Mädchen, die Ihr nicht Johannen seyd,
Und süßer'm Krieg das zarte Leben weiht,
Euch würde schwerlich dieser Putz behagen.

Bch m.

16.

Charade.

An Franziska.

Was suchen wir Menschen im flüchtigen Leben,
Was ist es, wonach wir so mühevoll streben?
Der Arme, der Reiche — der Niedre, der Hohe —
Der seufzende Sklave; der Freie und Frohe?
— Es ist, was die Erste der Sylben dir sagt: —
Um dies zu besitzen, wird Alles gewagt:
Doch hier wird's mit Unrecht vollkommen genennt,
Vollkommen die Erde es nimmermehr kennt.

Die Zweite ist immer der Ersten geweihet,
Wird immer und ewig im Herzen erneuet:
Denn wurde sie einmal vom Schicksal gewähret,
Wird bald sie auf's neue im Busen genähret.
So legen wir Menschen die Zweite nicht ab,
Sie wechselt in uns bis an's schweigende Grab,
Ja über die Gräber noch schwebet sie weit
Auf wechselnden Wogen der irdischen Zeit.

O daß Dir die Erste das Schicksal bereite!
Dann wird Dir das Ganze nicht bleiben die Zweite;
Dann wird Dich im blumendurchdufteten Leben
Die Freude mit rosigem Fittig umschweben;
Dann wird Dir vom Himmel die Zweite erfüllt,
Wie oft auch der sehnenden Brust sie entquillt.
Dich leitet die Erste durch's Leben dahin,
Dir weih' ich das Ganze mit ahnendem Sinn.

— n —

17.

Charade.

Dialog.

Der Schulmeister.

Herr Magister, hier fürwahr
Ist kein Weg, droht uns Gefahr!
Was die erste Sylbe sagt,
Ist uns hier zu Theil geworden.
Ach mein Gott! im Walde da,
Kann man uns bestehlen, morden!

Der Pastor.

Nicht verzweifelt, seht, dort lacht
Uns der zweiten Sylbe Macht,
Zu dem Ziele führt sie uns,
Zu recht wackern Bauersleuten,
Laß uns ihrer Führung nach
Immer weiter vorwärts schreiten.

Der Schulmeister.

Gut! Ich geh!

Der Pastor.

Ich hinterdrein.

Beide.

Bald zum Hüttchen zieh'n wir ein.

Der Schulmeister.

Weh, o weh!

Der Pastor.

Was ist es denn?

Der Schulmeister.

Ach! ich stecke tief im Schlamme!

Der Pastor.

Oh! so wär' das Ganze doch
Nur des Zweiten Täuschungsflamme.

Th. Hell.

18.

Räthsel.

Eine Harfe kenn' ich —
Von Schmerzen und Lust
Erklingen die Saiten
In menschlicher Brust.

Eine Harfe kenn' ich —
Drin säuselt der Wind —
Bald wehet er stürmisch,
Bald weht er gelind.

Eine Harfe kenn' ich —
Drin säuselt der Wind;
Oft greift auch die Saiten
Ein blühendes Kind.

Eine Harfe kenn' ich —
Oft spielt sie ein Kind
Hat Bogen und Pfeile,
Ist schön, aber blind.

Eine Harfe kenn' ich —
Sie jubelt oft laut
Und kündet die Freuden
Der glücklichen Braut.

Eine Harfe kenn' ich —
Wer stürmisch sie nimmt,
Dem springen die Saiten,
Dem ist sie verstimmt.

Eine Harfe kenn' ich —
Sie klaget oft sehr;
Doch kommt erst der Abend,
Dann klingt sie nicht mehr.

Eine Harfe kenn' ich —
O spielet sie bald!
Stets tönet sie leiser,
Bis ganz sie verhallt.

Bienemann.

Auflösung.

1. Rock und Mantel.
2. Flegel.
3. Almanach.
4. Handschlag.
5. Staffelei.
6. Frohlocken.
7. Themis.
8. Kranzjungfrau.
9. Schlaf.
10. Nachtgedanken.
11. Stein.
12. Wechselbrief.
13. Sirene.
14. Maasliebe.
15. Sturmhaube.
16. Glückwunsch.
17. Irrlicht.
18. Das Menschenherz.

Verbesserung.

Seite 16. Zeile 3. von unten, lies: Vorüberfausen.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 073226190